Sieben
Satyren,

nebſt

drei Anhängen,

gesammlet

von

N. N.

1765.

— brevity is good
when we are or are not understood.

Hudibras.

Dem

gröſten Mäcen Germaniens

Dem

Hochädlen und Fürſichtigen Herrn

Herrn

* * * * *

wohlverdienten Obermeiſter
des löblichen Schneiderhandwerks

zu

* * *

widmet

dieſe geringen Blätter

mit

ehrfurchtsvollem Magen

der Verfaſſer.

Vortreflicher Mäcen

Du Zierde Deiner Stadt!
Sieh, wie ſich hoffnungsvoll ein unterthänges Blat
Durch aller Dichter Schwarm, der Deine Größe ſinget,
Und Deine Güte ſpürt, vor deine Augen dringet.
„Ob ich gleich Dir, ſo wie Du mir noch unbekandt von Angeſicht„
Erkühn ich mich doch, Dir dies Buch zu überreichen,
Zu meines Magens Troſt die Höhe zu erſteigen,
Wo man bei Deinem Bier von Deinen Thaten ſpricht.

Vergönne, großer Mann, daß sich an
Deinem Tische
Die Muse sättige und ihren Gaum er-
frische:
So soll, so oft Du wirst Dein {Wiegenfest / Namensfest}
begehn,
Ein dienstbeflißnes Lied davor zu Diensten
stehn.
Ich will für Deinen Ruhm in Folianten
schreiben
Und ganz der Deinige in Ewigkeit ver-
bleiben.

der hungrige und Mäcenbedürftige
Autor.

Vorrede.

Da es Leute giebet, die, um gelehrt zu ſcheinen, viele Bücher kaufen und ihre Wände damit bekleiden, ohne, wenn es hoch kommt, etwas anders zu leſen, als Titel und Vorreden; ſo ſind das zwei Hauptſtücke der Autorſorge, einen ſchönen, neuen, witzigen und alamodiſchen Titel zu erſinnen und die Schrift mit einer zierlichen und vielſagenden Vorrede zu verſehen. Und dieſe beiden Stücke haben auch mir viele ſchlafloſe Nächte verurſachet. Den Titel hätte ich nun wohl, Gott Lob! gefunden; auch hätte mir wohl ein gu-

ter Freund einen Englischen Denkspruch darzu mitgetheilet, um meine Schrift dadurch gelehrter zu machen. Aber um die Vorrede siehet es noch schlecht aus. Es ist diese in meinem Leben die erste, die ich schreibe, und ich bin in diesen Dingen noch so unwissend, daß ich mir so gar viel Mühe habe geben müssen, ehe ich das eigentliche Wesen einer Vorrede erforschet. Der Herr Magister Tohu, ein großer Philosoph, drücket sich hiervon in seiner Metaphysik §. 2987. so aus: „Eine Vorrede ist „nichts anders, als ein Kompliment, „welches der Autor seinen Lesern, „wegen schlechter Bewirthung, der „gesunden Vernunft, wegen zugefügter Injurien, und sich selbst, wegen seines künftigen Ruhmes machet.„

In einer alten Handschrift aber, davon ich diesem Bändchen eine Probe mittheile, finde ich, daß die Vorrede eine Sammlung von Wortspielen

len genennet wird, dadurch der Autor ſeine Leſer verblümter Weiſe um Verzeihung bittet, daß er ein Narr ſei, nebſt dem herzlichen Wunſche, Leute zu finden, die närriſch genug ſeien, ihn zu bewundern.

Un ſot trouve toujours un plus ſot qui l'admire. *Despreaux.*

Dieſe Erklärungen aber haben mir keine Gnüge geleiſtet, und ich kan wider beide einwenden, daß ſie zu enge und zu weit, zu dicke und zu dünn, und mit einem Worte, untauglich ſind. Ich habe mich daher bemühet, eine beſſere zu bilden, und deswegen ſo viele Vorreden geleſen, als ſich hat wollen thun laſſen, um aus der Vergleichung derſelben durch den Abſtraktionsweg den wahren Begrif einer Vorrede zu erfinden. Nach langem Nachſinnen habe ich endlich eingeſehen, daß eine Vorrede nichts anders, als eine Satyre iſt, die der Autor wider ſein Wiſſen und Willen auf ſich ſelbſt machet. Nun bin ich

im Stande, eine Vorrede zu meiner Schrift zu verfertigen.

Ich muß also meinen Lesern, nach dem Beispiel meiner Mitbrüder, sagen, daß die Schriften, die ich ihnen jezt mittheile, wenn es auf mich angekommen wäre, niemals das Licht würden erblicket haben. Ich habe sie zu meiner eigenen Erbauung aufgesetzet; sie hatten aber das Glück, oder das Unglück, einem meiner Freunde, der sie von ohngefehr sahe, zu gefallen. Ich war gedrohiget, sie ihm zu leihen, er schrieb sie ab, und nach einiger Zeit erfuhr ich, daß sie in Holland, oder in der Schweiz, ich weiß nicht eigentlich, wo, solten gedrucket werden. Dieses nöthigte mich, selbst auf die Ausgabe derselben zu denken, wozu mich viele große Gönner, der gnädige Junker, der Herr Pfarre, der Gerichtshalter und der Schulmeister ermunterten. Ich versichere meine Leser, daß dies alles erlogen ist; aber müssen wir

Autors

Autors denn nicht den gelehrten Kanzleistyl beobachten, und würden auch wohl meine Schriften einigen Beifall finden, wenn sie mir nicht wären abgedrungen worden?

Meine Vorrede würde stärker, als das Buch selbst, werden, wenn ich eine vollständige Satyre auf mich machen wolte. Allein da ich dieses in meinen Schriften selbst hin und wieder thue; so will ich, um in keine Tavtologien zu verfallen, hier nicht weitläuftig sein, und nur etwas weniges von den einzelnen Stücken sagen, aus welchen dieses Bändgen bestehet.

Zu den Uebesetzungen aus der Sprache der Thiere haben mir einige zufällige Gedanken Anlaß gegeben, die ich bei Lesung der philosophischen Ergötzlichkeiten über die Sprache der Thiere hatte, einer Schrift, die vielleicht eine bessere Satyre ist, als die meinige, und daher das Glück gehabt hat, unrecht verstanden, widerlegt und von allen Orthodoxen

ver-

verketzert zu werden, welches ich für die meinige nicht hoffen darf.

Die Abhandlung von Wortspielen ist eine Nachahmung des deutschen Wörterbuchs, dazu der Herr Steuerrath Rabener Vorschläge gethan hat. Das hätte ich billig nicht sagen sollen; man könte auf den Einfall kommen, die Nachahmung mit dem Original zu vergleichen, und wie viel würde ich nicht dabei verlieren?

Das Mährgen von dem Hüte hat seinen Ursprung dem Doktor Schwifft und Herrn Prof. Gellert zu danken. Daß die Allegorie trocken und nicht überall einförmig ist, und andere Fehler desselben, weiß ich selbst; allein sie sind allzusehr in das Ganze eingewebet, um verbessert zu werden. Vielleicht sind, wie in Salmasens Solin, die Ausschweifungen das beste.

Ob ich mir durch meine Abhandlung von der Seelenwanderung

ein

ein Lehramt der Grundwiſſenſchaft erwerben werde, daran zweifle ich ſehr. Vielleicht aber ſtehet irgendwo ein wichtiger Magiſter auf, und zeiget mir in einer demonſtrativiſchen Streitſchrift nach der Lehrart der Mathematiker aus logiſchen und metaphyſiſchen Grunde, daß meine Hypotheſe ungereimt iſt. Das leztere wäre mir lieber als das erſtere.

Diejenigen, die ſich in meinen Satyren glauben getroffen zu finden, erſuche ich, das ſechſte Stück dieſer Sammlung zu leſen, und daraus zu erkennen, daß nicht ich, ſondern ſie ſelbſt ſich ihre Satyre machen. Ich weiß nicht, wie mir hierbei eine Stelle aus dem Tatler des Herrn Steele einfällt. Er ſchreibt im ſechſten Stücke des zwoten Bandes.

„Ich

„Ich empfange öfters Briefe ohne Unterschrift, in welchen sich die „Herren Korrespondenten beklagen, „daß ich von ihnen an diesem oder jenem Orte meiner Wochenschrift gesprochen hätte. Es ist dies eine wahre „Kränkung für mich; denn ich sehe „daraus, leider! daß die Charaktere, „die ich zeichne, nicht chimärisch sind, „indem die Personen, die sich darinne erkennen, eben dadurch beweisen, „daß meine Schilderungen wirkliche Originale haben. Man thut „mir aber in diesem Stücke ebenso „viel Unrecht, als neulich einem jungen Menschen auf der Straße wiederfuhr. Dieser theilte den Vorbeigehenden gedruckte Zettel aus, in „welchen ein heimlicher Arzt dem „Publico anzeigte, daß er ein vortreffliches Specificum für die galanten Krankheiten besäße. Jedermann nahm seinen Zettel, ohne etwas Arges zu vermuthen, und „gieng seiner Wege. Zum Unglück

„kam

»kam eben ein Mensch, der die Hälf-
»te seiner Nase verlohren hatte.
»Nachdem dieser den Zettel genom-
»men und gelesen hatte, zog er alles
»auf sich, und glaubte, man hätte den
»Jungen daher gestellet, um ihn zu
»beschimpfen. Wie! schrie er ganz
»rasend, wie Schelm! glaubst du,
»ich hätte deiner Hülfe nöthig? Und
»diese Worte begleitete er mit einer
»guten Anzahl Storkprügel. Das
»ist das Schicksal der Schriftsteller,
»die Charakters schreiben und die Sit-
»ten ihrer Zeit schildern.

Von den andern Stücken, die noch in diesem Bändchen enthalten sind, habe ich nichts zu sagen. Ich drohe mit einer Fortsetzung und empfehle mich meinen

Lesern.

Inhalt.

I. Ueberſetzungen aus der Sprache der Thiere, nebſt einer Einleitung zu ihrer Redekunſt S. 1-72.

II. Eines Kunſtrichters Abhandlung von Wortſpielen 73-134.

III. Das Mährgen von dem Hute, nebſt vielen Ausſchweifungen 135-218.

IV. Neues Lehrgebäude von der Seelenwanderung 219-240.

V. Umſtändlicher Beweiß, daß im heiligen Röm. Reich viele Narren ſind 241-266.

VI. *Commentatio hiſtorico-critica, de Autoſatyricis*, oder von Leuten, die ſich ihre Satyre ſelbſt machen 267-276.

VII. Skribleriana 277-308.

VIII. Erſter Anhang; demüthiges Bittſchreiben an die Herren Journaliſten 309-336.

IX. Zweiter Anhang; Regiſter der Schriftſteller, deren man ſich bei Verfertigung dieſes Buches bedienet 327-336.

X. Lies Ochſe: d. i. Anzeige der vornehmſten Druckfehler, nebſt einer Einleitung zur Sphalmatologie 337-352.

I.

Ueberſetzungen
aus der
Sprache der Thiere,
nebſt einer Einleitung
zu ihrer Redekunſt.

. . . doctorem ſapientiae
ſecutus eſt.

Tacitus.

Ueberſetzungen
aus der Sprache der Thiere,
nebſt einer Einleitung
zu ihrer Redekunſt.

Es iſt mir ein unverhofftes Glück wiederfahren, und ich werde nicht ermangeln, mich deſſelben zum Beſten der menſchlichen Geſellſchaft zu bedienen. Ich bin anjezt der Beſitzer von dem Geheimniſſe des Aeſops; ich höre die Thiere reden, ich verſtehe ſie und menge mich in ihre Geſpräche. Durch den langen Umgang mit denſelben bin ich von der Warheit überzeuget worden, daß nichts lehrreicher für die Menſchen iſt, als die Reden der Thiere, und daß diejenigen dem menſchlichen Geſchlechte einen unausſprechlichen Dienſt erweiſen, die dieſelben, ein jeder in ſeiner Mutterſprache, verſtändlich machen. Ich meines Orts wolte lieber Gellerts Fabeln als die Quartanten eines Wolfs geſchrieben haben,

und ich bin verſichert, daß in vielen Vergleichungen von dieſer Art das Thier vernünftiger redet, als der Menſch. Wäre es nicht mir eine Schande und ein Unglück für die Welt, wenn ich, der ich ein ſo großer Kenner der Thierſprache bin, mein Talent vergraben und ſolches nicht zum Beſten meiner Landsleute anwenden wolte! Nein — ſo lange ich noch geſunde Finger habe, werde ich mir in dieſem Stücke nichts vorwerfen laſſen; und kurzum, heute muß ich ein Autor werden — wofern anders ein Ueberſetzer auch ein Autor iſt. Denn ich will es nur gleich ſagen: ich werde blos in der Perſon eines Ueberſetzers in den Buchläden erſcheinen; vielleicht gefalle ich in dieſer Geſtalt. Die Ueberſetzungen ſind ohnedem heut zu Tage nach dem Modegeſchmak, und es darf nur auf dem Titel eines Buches ſtehen: aus dem Franzöſiſchen überſezt; ſo iſt es gut, es mag ſonſt etwas nutzen, oder nicht. Eine kleine Schwachheitsſünde muß ich bekennen: Da ich den Entſchluß faßte, ein Dolmetſcher der Thiere zu werden; ſo wurde ich beinahe von meiner Eigenliebe in Verſuchung geführet, die Reden dieſer ſogenannten unvernünftigen Geſchöpfe, da ich ſie ſo vernünftig fand, für meine eigenen auszugeben. Vielleicht hätte ich ſie in anakreontiſche Oden überſetzet, oder Gedanken in der Einſam-

keit

keit daraus gemacht, oder sie gar in einem philosophischen System nach der Lehrart der Mathematiker vorgetragen. Der Einfall war vortreflich; allein zu allem Glück vertraute ich meine Absichten einem alten Haushahn, der mein guter Freund und ein großer Kenner der menschlichen Gesinnungen ist. „Ich sehe, sagte er, aus deinem thörichten „Vorhaben, daß du ein Mensch bist. Ein „Thier kan vieles ungestraft sagen und ohne „sich für den Menschen zu fürchten, wider „die Laster dieser vornehmen Thiere eifern. „So lange diese wissen, daß es ein Thier sa„get, so hören sie geduldig zu. Es unter„stehe sich aber ein Mensch eben das zu sa„gen. — Er ist unglücklich; der Haß sei„ner Mitbürger wird ihn treffen — wehe, „wehe ihm! „ Diese vernünftigen Vorstellungen brachten mich von meinem Entschluß ab. Der Haß der Menschen ist mir allzu fürchterlich; ich will gerne ein Stück meines Ruhmes missen, und weiter nichts, als ein Uebersetzer sein.

Zuvor aber muß ich meinen Lesern doch die Gelegenheit erzählen, bei welcher ich die Sprache der Thiere gelernet habe. Viele möchten sonst glauben, ich machte es, wie diejenigen, die ihre eigenen zufälligen Gedanken unter dem Titel einer Englischen Uebersetzung der gelehrten Welt mittheilen, ob sie

gleich öfters ſo wenig von der Engliſchen Sprache verſtehen, als ich von der Sprache der Elephanten, und anderer ausländiſchen Thiere.

Ich gieng vor einiger Zeit ſpaziren, und war, wie Gelehrte öfters zu ſein pflegen, zerſtreut, und zwar ſo zerſtreut, daß ich aus Verſehen vor einem Eſel, der in der Weide gieng, und den ich für einen vornehmen Mann anſahe, ein tiefes Kompliment machte, und ihm wünſchte wohl geruhet zu haben. Einem Eſel ein Kompliment! Iſt denn das ſo was ungemeines? Muß man doch wohl mehrern . . . Genug dieſem machte ich eines; aber auf einmal kam ich wieder zu mir ſelbſt. Ich merkte meinen Irrthum und wolte aus Scham — Denn ich ſchäme mich auch für Eſeln — geſchwinde fortgehen. Auf einmal hörte ich eine Stimme hinter mir, die mir ganz bekandt vorkam; ich ſahe mich um, und da ich keinen Menſchen erblikte, ſo konte ich gar nicht einſehen, wo ſie herkommen ſolte. Endlich ſahe ich zu meinem gröſten Erſtaunen, daß der Eſel redete. Ich habe wohl ſonſt einmal von einem redenden Eſel geleſen; aber der war, wo mir recht iſt, im alten Teſtamente. Ich habe auch öfters gehöret, daß der Teufel in Geſtalt eines grimmigen Löwens herumgehet; aber daß er ſich in einen Eſel verſtellen ſolte, das iſt etwas unerhör-

erhörtes und dazu ist er gewiß zu hochmüthig. Ich meinte aber dennoch, er wäre es leibhaftig; denn ich glaube Gespenster, weil sie mir von meiner seeligen Grosmutter noch auf ihrem Todbette unter vielen Thränen bestens empfohlen worden. Der gute Esel merkte meine Verwirrung. Ich wolte laufen; aber ich konte nicht, er kam mir nach, und ehe ich es mich versahe, umarmte er mich auf das freundschaftlichste und mit aller Zärtlichkeit, deren ein Esel fähig ist. „Mein „lieber Mensch, sagte er, fürchte dich nicht; „ich bin weder Engel noch Teufel, sondern „ein ehrlicher alter Esel und stamme in gera„der Linie von dem großen Esel Bileams „ab. Sonst pflege ich nicht mit Menschen „zu reden, ob ich gleich durch einen beson„dern Vorzug meines hochadelichen Ge„schlechts ihre Sprache verstehe. Die Ehr„lichkeit aber, mit welcher du mich gegrüsset, „ob ich wohl weiß, daß es mir nicht gegolten „hat, machte mich begierig, mit dir zu spre„chen„. Allmählig verlies mich nun meine Furcht. Ich sahe, daß ich nur mit einem Esel redete, ich bekam einige Dreistigkeit, und in kurzen wurden wir so gute Freunde, daß ich mich von ihm bei der Hand nehmen und in den Wald hinein führen lies, wo er wohnte. Bald lernte ich seinen ganzen Charakter kennen. Mein Esel ist der ehrlichste

Eſel. Er hat ein hohes ernſthaftes Anſehen, und wenn ich nicht gewiß wüſte, daß er ein Eſel wäre, ſo ſähe ich ihn für eine Excellenz an, die es vor ihr Geld geworden. Wenigſtens iſt er ſehr treuherzig und ſeine Reden verrathen den beſten Eſelsverſtand, und das beſte Eſelsherz von der Welt. Zuweilen hat er witzige Einfälle, ob er gleich kein Freigeiſt iſt, und er trägt ſie ſehr artig und äſthetiſch vor. Er iſt, wie ich von ihm erfuhr, ein großer Gelehrter, Sprachmeiſter der Thiere und auch ein guter Philoſoph, aber ſehr demüthig. Weil ich auch ein ziemlicher Philoſoph zu ſein glaube, ſo wolte ich gern ſeine Meinung in verſchiedenen wichtigen Streitpunkten der Grundlehre erfahren. Ich fragte ihn, ob dieſe Welt die beſte wäre, und er antwortete mir, er wüſte es nicht. Ich wolte es ihm beweiſen und fieng ſchon an: Wenn wahr iſt, daß ꝛ ꝛ ꝛ aber er bat mich, ich möchte mich nicht bemühen, er verſtünde zwar die menſchliche Sprache, aber die philoſophiſche Sprache verſtünde er nicht. Da ich hier nichts mit ihm anfangen konte, ſo bat ich mir von ihm einigen Unterricht in der thieriſchen Sprache aus. Er war hierzu willig, legte den rechten Vorderfuß an die Naſe, rekte die Ohren in die höhe, und mit einer ziemlich gelehrten Mine, wie ein junger Magiſter, der zum erſtenmal das Katheder

theber betrit, gab er mir folgende vorläufige Nachricht:

„Wisse, sagte er, daß wir, die ihr für „so unvernünftig haltet, vielleicht eben so ver„nünftig sind, als ihr. Wir haben weder „Freigeister noch Herrenhuther und ein sü„ser Herr ist in unsern Augen das lächerlich„ste Geschöpf von der Welt. Unsere Poe„ten haben keine Mäcene und singen so gut, „als die eurigen. Unsere Weltweise denken „nicht so tief, daß sie zulezt nichts mehr den„ken, sie wissen auch nichts von möglichen „Welten und beschäftigen sich blos mit der „würklichen, am meisten aber mit sich selbst „— dem ohngeachtet denken sie vielleicht „gründlicher, als ihr. Wir haben auch Got„tesgelehrten unter uns, die aber blos da „sind, das Lob der Gottheit zu preisen und „die Unwissenden auf eine leichte und über„zeugende Art zu unterrichten. Es versteht „sich also von selbst, daß sie die Zeit nicht „mit unnützen Zänkereien verschwenden und „überhaupt Ketzer haben wir gar nicht, weil „bei uns keine Ketzermacher sind. Ich dächte, das wären Beweise genug von unserer „Vernunft, und ich glaube, es ist auf dieser „Seite kein weiterer Unterschied zwischen euch „und uns, als dieser, daß wir unsere Ver„nunft nicht so mißbrauchen und nicht so „zur Unzeit damit gros thuen, wie ihr. Ein

„deutlicher Beweis von unſerer Vernunft
„iſt auch die Sprache, die wir reden. Ihr
„müſſet aber dieſelbe nicht aus gewiſſen Dol-
„metſchern beurtheilen, die uns öfters Wor-
„te in den Mund legen, an die wir nie ge-
„dacht haben und überhaupt reden die Ey-
„perkatzen nicht, wie andere Thiere.
„Wenn ich dir unſere Sprache werde geler-
„net haben, alsdenn wirſt du im Stande ſein,
„uns aus uns ſelbſt zu beurtheilen. Alle
„unſere Reden ſind beſonderen Geſetzen un-
„terworfen, die kein Thier übertreten darf,
„bei Strafe, für einen Menſchen gehalten
„zu werden. Ich will dir einige entdecken.
„Ein Thier darf nicht eher reden, als bis es
„würklich denket. Dieſe Regel würde man-
„chem unter euch ſehr eigenſinnig vorkommen.
„Wie wolten eure galanten Herrn im Stande
„ſein, ein Frauenzimmer zu unterhalten und
„von einem Fächer, von einer Muſche gan-
„ze Abende zu reden, wenn ſie dieſer Re-
„gel unterworfen wären. Sogar eure Welt-
„weiſen würden ſich ſehr übel dabei befinden;
„die gröſten Männer wären genöthiget, ih-
„re ſcientifiſchen Herrlichkeiten einzupacken
„und aus vielen großen Quartanten würde
„uns öfters nur ein einzig Scholion übrig
„bleiben, worinnen etwa im Vorbeigehen von
„der Schwachheit des menſchlichen Verſtan-
„des geredet worden. Ich ſetze nämlich

„zum

„zum voraus, daß Reden und Schreiben
„einerlei ist, und wie würden alsdenn eure
„Büchermeßen sich verringern, wenn diese Re-
„gel auch die Schriftsteller treffen solte! Ana-
„kreontische Oden, Tändeleien, vernünftige
„Gedanken, Entwürfe, Sammlungen, Er-
„örterungen, unvorgreifliche Bedenken, Ersiz
„Gründe, Beurtheilungen, Einleitungen,
„Innbegriffe — alle diese schönen Früchte
„des menschlichen Witzes würden unwürksam
„liegen, auf die Nachwelt warten und un-
„terdessen zum Besten des Publikums ver-
„faulen — Man siehet, daß mein Esel ei-
ne gröse Känntniß in der gelehrten Ge-
schichte besitzet — „Du kanst, fuhr er fort,
„aus allen diesen den Schluß machen, daß
„die Thiere ordentlicher Weise sehr wenig re-
„den, und es wird bei ihnen für die gröste
„Schande gehalten, ein Wäscher zu sein.
„Allein überdies werden unsere Unterredun-
„gen noch durch ein anderes Gesetz einge-
„schränket, welches dir weit strenger vorkom-
„men wird, als das erste. Man muß nicht
„nur denken, wenn man reden will, sondern
„man darf auch durch seine Reden den Ge-
„danken nicht widersprechen. Die Lügen sind
„also hier gänzlich verbannet, wie denn über-
„haupt die Verstellung im Reiche der Thiere
„etwas Fremdes ist. Die Ausübung dieser
„Regel fällt uns gar nicht schwer. Wir ha-

„ben ohnedem unter uns weder Proceſſe,
„noch Advokaten, noch Dinge, woraus Pro-
„ceſſe entſtehen könten. Wir wiſſen von
„keinen Reichthümern, und kennen keine an-
„dere Ehre, als die ſich auf Tugend gründet.
„Unſere Regenten ſind allemal die redlichſten
„Thiere, und man hat alſo keine Verſtellung
„nöthig, um ihnen zu gefallen. Schmeich-
„ler zu dulten — das iſt ein Vorzug, der
„euch ganz allein zukommt. Ein Unglück
„für eure Poeten wäre es, wenn dies Geſetz
„dereinſt unter euch ſolte eingeführet werden.
„Sie dürften alsdenn keinen Schneider ei-
„nen Mäcen und keinen jungen Fändrich von
„acht Tagen einen Helden nennen,

für deſſen Schwerdte Stambul zittert —

„Und wo würden alsdenn die ſchönen Trink-
„gelder bleiben, die ſie ſich durch ihre Ver-
„götterungen erſingen? Wie würde alsdenn
„ein ehrlicher Leiermann noch leben und eſſen
„können? Aus dem, was ich bisher geſagt
„habe, wirſt du leicht begreifen, daß unſere
„Dicht- und Redekunſt gar nicht ſo weitläuf-
„tig und gelehrt iſt, als die eurige. Wir
„haben in der That weiter gar keine Regeln;
„die Natur allein iſt unſer Geſetz. Wir ma-
„chen keine Chrien, und von künſtlichen Fi-
„guren wiſſen wir auch nichts. Unſere Dich-
„ter haben das Gold und Silber, die Dia-
„mante, Rubine und Perlen, den Burgunder

„und

„und Pontak nicht ſo überflüßig, als die eu„rigen, ob ich wohl auch glaube, daß man„cher unter dieſen Roſent trinket, da ſich „unterdeſſen ſeine verſoffene anakreontiſche „Muſe in Burgunder berauſchet. Wenn ich „einmal ſterbe, ſo wird gewiß mein Poet „nicht ausrufen:

Soll ich von deinem Tode ſingen,
O Eſel, Eſel — welch ein Lied;

„Ich ſetze meinen Namen an die Stelle, wo „etwa in euren Gedichten: verehrungswürdi„ger, ehrwürdiger u. ſ. w. zu ſtehen pfleget. „Bei uns weinet man kein Blut, man tun„ket ſeinen Kiel nicht in Thränen, man läſſet „nicht eben alle neun Muſen in Proceßion „vor der Leiche hergehen, man zanket ſich „nicht mit dem Tode herum, daß er Jüng„linge raubet und den Greiſen verſchonet,

= = = der ſchon am Rande des Grabes
„Auf ſeine Umarmungen hoft = = =

„Man tröſtet die Hinterbliebenen nicht, wo „man nicht weiß, daß ſie Troſt nöthig ha„ben — Allein man ſinget bei uns nicht „vors Geld, wie bei euch, und man hat hier auch „nicht eben nöthig zu ſterben, wenn man will „gelobet werden —

„Dies iſt, ſagte mein treuer und vereh„rungswürdiger Lehrer, dies iſt der kurze Ab„riß von unſerer Redekunſt — ich wunder„te mich nicht wenig, daß ich binnen einer

Viere

Viertelſtunde die ganze Oratorie ſolte gelernet haben. Wo bleiben denn, dachte ich, die ſchönen Lehren von den Perioden, von den Figuren, von den Metaphern, von dem künſtlichen Thema u. ſ. w., die doch alle in Uhſens Rhetorik vortreflich ausgeführet ſind? Genug mein Eſel ſchwieg ſtille und das ganze oratoriſche Collegium, das er mir hatte leſen wollen, hätte hier ſchon ſeine Endſchaft erreichet, wenn ich ihn nicht noch gebeten hätte, mir einige beſondere Erläuterungen wegen der verſchiedenen Arten von Reden zu geben. Er that es.

„Wir haben, ſagte er, verſchiedene Feier„lichkeiten unter uns, bei welchen wir reden „müſſen. Hierher gehören die Leichencäri„monien und du kanſt leicht einſehen, „daß die vornehmſte unter dieſen die Rede „iſt. Dieſe muſt du aber nicht aus den eu„rigen beurtheilen. Bei euch bezahlet man „den Redner, eine halbe Stunde hindurch „Unwahrheiten zu ſagen, die zuweilen ſo elend „ſind, deß ſie eher Thränen verdienen, als „die traurige Begebenheit ſelbſt. Ein ge„wißer Affe hatte einmal den Einfall, daß „er ſagte, die Leichenreden unter den Men„ſchenkindern wären nichts anders als man„datmäßige Pasquille auf den Seeligen und „deſſen tiefgebeugte Hinterlaſſene. Bei uns „aber darf der Redner nichts ſagen, als was

wahr

„wahr iſt. Er beſchreibet ſeine eigenen Em„pfindungen bei einer ſo traurigen Begeben„heit, er ſchildert den Verſtorbenen ſo, wie er „war, und bezeuget den Hinterlaſſenen, nach „Erforderung der Umſtände, entweder ſein „Beileid, oder ſeine herzliche Beifreude. „Das muß ich noch anmerken, daß unſere „Redner ſich überaus kurz faſſen, und nicht „eben auf das Lob eiferſüchtig ſind, das En„de ihrer Reden wäre das beſte —„.

Bei dieſer Gelegenheit hatte ich einen boshaften Einfall. Ich habe ein gewiſſes Hauskreutz, das mich ſehr drücket, und ich hätte meiner lieben Eva ſchon längſt gerne die ewige Ruh gegönnet. Ich entdeckte mich meinem Lehrer und bat ihn, mir zu ſagen, wie ich ohngefehr meiner lieben Hausehre parentiren könte, wenn ſie der liebe Gott ſolte von dieſem Jammerthale erlöſen. Nachdem ich ihm alle ihre Tugenden kürzlich geprieſen; ſo hielt er mir gleich aus dem Stegreif folgende Rede, die ich von Wort zu Wort aufzeichnete, weil ich hofte, bald davon Gebrauch zu machen. Man muß wiſſen, daß mein Redner ſich völlig an meine Stelle ſezte, und alſo die Perſon eines betrübten Witwers annahm, und — ach, wenn er doch würklich an meiner Stelle wäre! So redete er:

Endlich, dem Anſehen nach höchſtbetrübte Anweſende! endlich bin ich von einer

ner Bürde erlöset worden, deren Andenken mir noch immer schmerzhaft ist. Meine nach beinahe vier Wochen nach der priesterlichen Einsegnung innigstgeliebte Ehefrau ist endlich durch Beihülfe ihres Arztes, zu ihrem grösten Leidwesen, alles Widerstandes ohngeachtet, von mir und ich von ihr erlöset worden und dem Himmel sei Dank! esist nunmehr so weit gekommen, daß ich ihr die lezte Ehre erzeigen kan. Ich werde mich nicht bemühen, sie aus ihrer Gruft zurük zu weinen, ich gönne ihren Gebeinen die Ruhe und wenn ich bei ihrem Sarge Thränen vergieße, so geschiehet es nur darum, weil ich an die Länge der Zeit gedenke, die ich mit ihr gelebet habe. Es sind nunmehr vier und zwanzig Jahr verflossen, da ich durch ihre Schönheit und Sittsamkeit, besonders aber, mit Sancho Panßa zu reden, durch ihren englischen Verstand bewogen wurde, um sie anzuhalten. Ich bekam das erfreuliche Jawort und mit einer unaussprechlichen Entzükung erhielt ich vor dem Altar das Privilegium, mit ihr ein Fleisch zu sein. Einige Wochen vergiengen in allen dem Vergnügen, das die Liebe verschaffen kan. Aber wie vergänglich ist nicht die Wonne der Sterblichen! Ich entdekte nach der Zeit, daß der Nachttisch meiner Frau das meiste dazu beitragen muste, ihre Schönheit in Bau und und Beßerung zu erhalten. Des Morgens

stund

ſtund ſie allemal eher auf als ich, und ich traf ſie immer ſchon im völligen Putze an. Dies machte mich argwöhniſch und ich war ſo boshaft, daß ich ſie einmal früh beim Kaffee, ſo lange an einem Orte küſte, bis ſich die gütige Natur auf der einen Wange in ihrem völligen Glanze darſtellte — Ich kan nicht leugnen, daß jezt meine Zärtlichkeit ſchon ziemlich abnahm. Zum Unglück aber nahm ihre Sittſamkeit und Mäßigung noch viel ſchneller ab. Jezt that ſie nichts als keifen, und wenn ſie mit ihrem Geſinde fertig war, ſo kam die Reihe an mich. Das hätte noch alles mögen gehen. Das betrübteſte aber für mich war, daß ich auch in der Berechnung ihres Verſtandes geirret hatte. Ich entdekte überall Mängel an demſelben — wenigſtens war er nicht gründlich und binnen einigen Jahren verlohr er ſich durch den vielen Gebrauch ganz und gar, und mir blieb nichts übrig, als meine Frau in ihrer natürlichen Blöße. Es würde betrübt für mich ſein, wenn ich alles erzählen wolte, was ich binnen vier und zwanzig Jahren mit ihr ausgeſtanden. Ich will das Andenken davon vertilgen und zum Ende eilen. Zu allem Glück gewöhnte ſich meine vielleicht ſeelige Haußehre vor einigen Jahren den Brandtewein an. Ich gab ihr zu trinken, ſo viel ſie wolte — Es iſt wahr, daß ſie dadurch vollends unerträg-

träglich wurde; allein ich hofte, er würde ein Mittel ihrer Erlöſung ſein. Er war es. Vor einigen Tagen wurde ſie krank, ich wendete alles an, ihre Auflöſung zu befördern, und ſchickte daher ſo gleich nach einem berühmten Arzte. Er kam, und vorgeſtern ſtarb ſie, nachdem ſie Pillen eingenommen und mich noch zu guter lezt einen Flegel geſchölten hatte, weil ich ihr den Prieſter wolte rufen laſſen. Ich gedenke noch immer an dieſes ihr leztes Wort — Ein ſanfter Tod! Es iſt leicht zu erachten, daß ich mich über ihren Verluſt nicht zu Tode grämen werde. Ich brauche alſo keinen Troſt und hoffentlich wird auch niemand unter dieſer angeſehenen Verſammlung welchen nöthig haben. Ich wünſche alſo ihren Gebeinen eine ſüße Ruh, meinen Feinden, daß ſie der Himmel für ſolchen traurigen Begebenheiten bewahren möge und meinen Freunden eine baldige Nachfolge. Dixi.

Hier ſchwieg er, und ich hatte ihm ſo aufmerſam zugehöret, daß ich darüber in eine würkliche Entzückung gerathen war. Ich glaubte, ich wäre ſchon in dem beglückten Zuſtande, den dieſe Rede ſchildert, und ich war thöricht genug, wieder auf eine neue Heurath zu denken. Aber alle dieſe ſüßen Vorſtellungen verſchwanden, ich kam wieder zu mir ſelbſt, und mir blieb nichts übrig, als

meine

meine Frau und ein wenig Hofnung. Mein Lehrer merkte meine Verwirrung, er wolte mich von einem so empfindlichen Gegenstande abbringen und sezte daher seinen Vortrag von den Reden der Thiere fort.

„Es scheinet, sagte er, als wenn ihr „Menschen bei dieser Art von Reden ein Ge„lübde gethan hättet, niemals das zu sagen, „was ihr denket. Wenn ein reicher Mann „stirbet, so ist es natürlich, daß sein Tod viel „Freude unter den Hinterbliebenen verur„sachet; weil aber der Schein derselben den „willkührlich eingeführten Begriffen des Wohl„standes zuwider ist; so hüllet man sein Ge„sicht in Flöre, um die Spuren der Freude „zu verbergen, die daßelbe aufweiset, und „man bezahlet einen gelehrten Ausrufer, „hinter dem Sarge herzugehen, im Namen „der Leidtragenden zu weinen, alsdenn eine „halbe Stunde hindurch von dem großen „Verluste zu reden, der sie betroffen, und „endlich mit einem kräftigen Troste zu be„schließen. Das lezte ist auch wohl das be„ste; nun kan man auf eine patentmäßige „Art seine Thränen — denn es giebt auch „Freudenthränen — abwischen; eine gute „Malzeit in dem Hause des Seeligen er„quicket die Hinterbliebenen, und in seinen „Kisten ist die Belohnung für die Mühe, „die sie sich gegeben haben, ihn zu seiner Ru-

„hestätte zu begleiten. Gesezt aber, es stir„bet ein armer Mann, der durch seiner Hän„de Arbeit Brod für sich und sein Haus erwor„ben und also seiner Familie wohl noch nö„thig gewesen wäre — Er wird würklich be„dauret; aber der Leichenredner bekommt we„nig für seine Mühe —„ Er war ein ehr„licher Mann .. Es ist gut, daß ihn Gott „aus diesem Elend erlöset, trocknet nur eure „Thränen ab .. Woher kommet dieser Un„terschied? Unter uns Thieren findet er nicht „statt. Wir lesen in den Gesichtern der Hin„terbliebenen die Gesinnungen, die sie bei „dem Tode ihres Freundes haben — diese „schildern wir umsonst. So sind unsere Lei„chenreden beschaffen und von diesen sind die „andern Arten von Reden nur in den Gegen„ständen verschieden.

Ich frug meinen Esel, ob er auch etwas von Hochzeitreden wüste und ob dieselben auch unter den Thieren Mode wären. Er antwortete, ja und jezt war ich erstaunend neugierig. Ich glaubte hier Stoff zu einer Strohkranzrede zu bekommen, die ich in kurzen zu halten habe. Ich dachte, ein Esel müste bei einer solchen Gelegenheit gute Einfälle haben und ich stellte mir schon sehr deutlich die schalkhafte Mine vor, mit welcher er der Jungfer Braut witzige Zweideutigkeiten, oder wie sich die Thiere ausdrücken,

Grobhei-

Grobheiten würde ſagen können. Wenigſtens hofte ich doch, er wäre hierzu eben ſo fähig, als unſere Landjunker, die gröſtentheils ſich ein Geſchäfte daraus machen und auch vortrefliche Gaben dazu haben, die aber mein Kutſcher auch hat. Ich hatte mich betrogen, und, wie mir mein Eſel erzählte, ſo ſind dieſe witzigen Reden bei den Thieren gar nicht üblich.

„Unſere Hochzeitreden, ſagte er, faſſen „ein kurzes Lob der neuen Eheleute, ſie ſchil„dern das Vergnügen, das ſie haben kön„nen, wenn ſie wollen, und wünſchen ihnen „viel Glück dazu. Man ſoll bei euch auch „dergleichen Hochzeitreden haben, die aber, „wie ich gehöret habe, ein bloße Satyre auf „das Brautpaar und ihren künftigen Ehe„ſtand ſind. Der Bräutigam muß allemal „ein ehr- und tugendſamer Junggeſelle, fromm, „arbeitſam, artig, höflich, und ich weiß nicht „was noch ſein. Die Braut aber, die ehr„und tugendbelobte Jungfer iſt ein ſittſames, „ſchönes, häußliches, verſtändiges Frauenzim„mer. Sie wird ihrem Manne unterthan „und ſein Herr .. nicht doch ... er ihr Herr „ſein. Ihre Liebe wird nie alt werden u. ſ. „w. Wenn ich eine ſolche Rede halten ſolte, „ich würde mich ganz anders ausdrücken.

Ich bat ihn, mir ein Exempel einer ſolchen Rede nach dem thieriſchen Geſchmack zu ge-

ben. Nachdem ich ihm einige Umstände von einer gewissen Heurath gesaget hatte, zu welcher ich seine Rede gebrauchen wolte, so perorirte er folgender maßen:

Meine Herren und Frauen!

Sie sehen hier zwo Personen, die im Begrif sind, sich durch ein beständiges Band zu vereinigen. Man hat mich bezahlt, etwas zu ihrer Ehre zu sagen, und ich will meiner Pflicht eine Gnüge leisten, ohne meine Aufrichtigkeit zu verläugnen. Ich muß ihnen also eröfnen, daß der hier anwesende Bräutigam ein ganz ehrlicher, einfältiger Mensch ist, der Zeitlebens noch kein Kind betrübet und mit dem gewiß seine künftige Frau Liebste wird machen können, was sie will. Wenn sie aber glauben wolten, er wäre ein ehr- und tugendsamer Junggeselle, so würden sie sehr irren. So einfältig er ist, so ist er doch ein Mensch nach der Mode und nunmehr achtzehn Jahr alt — Wie könte er noch ein Junggeselle sein? Ich solte ihn freilich auch rühmen, daß er etwas gelernet und also sein Brod ehrlich verdienen könte. Allein mit guten Gewißen kan ich das nicht, und ich bin versichert, daß er diese Heurath gewiß nicht würde gethan haben, wenn er sein Brod auf eine andere Art zu verdienen wüste. So aber glaubt er, durch den grossen Verstand seiner Geliebten in einen solchen

Zustand

Zuſtand verſetzet zu werden, daß er eine gute Zeit eſſen, trinken und ſchlafen kan, ohne ſich weiter um etwas zu bekümmern. Ich wolte ihnen gern mehr von unſerm Bräutigam ſagen; allein er iſt ein Mann, von dem nicht viel zu ſagen iſt. Was nun anlanget die ſogenannte tugendbelobte Jungfer Braut, ſo wolte ich gerne ihre Schönheit rühmen, wenn ich nicht befürchtete, man möchte ſie alsdenn genauer betrachten, um den Ungrund dieſes Lobes zu entdecken. Ich habe ihr zwar den Titel einer Jungfer gegeben, aber vermöge eines Wortſpiels; wie man den Teufel nach ſeinem Fall noch immer einen Engel nennet. Denn es weiß die ganze Stadt, daß ſie ſchon einigemal redende Beweiſe von ihrer Fruchtbarkeit und den lezten nur erſt noch vor vier Wochen geliefert hat. Von ihrer wenigen Sittſamkeit und Verträglichkeit wird ſie ihrem künftigen Ehemanne die deutlichſten Proben zu geben, vielleicht nicht ermangeln. Uebrigens hat ſie, einen ſehr hohen Geiſt und es iſt gut, daß ſie einen Mann bekommt, deſſen Herr ſie ſein kan. Was aber am meiſten an ihr zu loben iſt, das iſt ihr Verſtand, wovon ein Bankozettel auf 50000 Reichsthaler, den ich mit meinen Augen geſehen habe, ein untrügliches Merkmal iſt. Ich glaube, nunmehr das Brautpaar für einen harten Thaler hinlänglich gelobet zu haben.

Weil die Ehen im Himmel gestiftet werden, so finde ich von der Stiftung dieser Heurath nichts weiter zu sagen. Vielleicht wird der priesterliche Segen etwas beitragen, sie glücklicher zu machen, als ich vermuthe. Außerdem wünsche ich dem künftigen Eheknechte viel Gedult, und seinem Hauskreuze eine baldige Auflösung; so ist beiden geholfen. Ich schließe meine Rede; denn mich hungert. Dixi.

Mein Esel fügte hinzu, wie er glaubte, würde in diesem Falle wohl keine Strohkranzrede nöthig sein, und ich nehme keinen Anstand, der gelehrten Meinung dieses großen Kunstrichters beizutreten.

Ich hoffete in der That unter der Anführung eines so großen Lehrers noch mit der Zeit ein guter Redner zu werden. Weil ich mich nun gern auf alle Fälle gefaßt machen wolte; so bat ich ihn auch um einigen Unterricht von den Geburtsreden.

„Bei uns, sagte er, sind diese sehr kurz. „Was kan man von einem Kinde viel sagen? „Man wünschet ihm viel Glück und ermahnet „die Aeltern, es gut zu erziehen. Siehe' da „den ganzen Inhalt dieser Reden. Bei euch „aber ist es etwas anders. Man bedienet „sich da derselben nicht eher, als bei der Ge„burt eines vornehmen Kindes, und da soll „nun der junge Erbe gerade eben auch alle die „Vorzüge haben, die man seinem gnädigen

„Herrn

„Herrn Papa, öfters auch nur aus Höflich-
„keit, beileget. Es verstehet sich von selbst,
„daß man vermöge eines sehr pöbelhaften
„Vorurtheils voraus setzet, derjenige müsse
„allemal der Vater des Kindes sein, der die
„Ehre hat seiner Mutter Mann zu heißen.
„Sogar viele Esel sind noch, welches sonst un-
„ter uns etwas Seltenes ist, mit diesem Vor-
„urtheile behaftet; aber ich, der ich ein vor-
„nehmer Esel bin, sehe den Ungrund deßel-
„ben vollkommen ein. Ihr Menschen kön-
„net aber daraus begreifen, daß ihr ganz von
„Vorurtheilen besessen seid, weil auch unter
„den beiden ersten Worten, die ihr in eurer
„Kindheit aussprechen lernet: Papa und
„Mama, das eine gemeiniglich schon das Zei-
„chen eines Vorurtheils ist, dessen Ungrund
„die Mama und öfters ihr Kutscher am be-
„sten wissen. Kurzum aber, dieses Vorur-
„theil ist der Grund aller eurer Geburtsre-
„den. Man danket dem Himmel, der die-
„sem hochadelichen Hause abermal einen Er-
„ben verliehen, der seiner Ahnen würdig ist.
„Man wirft sich zu einem Propheten auf,
„man siehet in die Zukunft hinein, und er-
„blicket da dieses Kind dereinst als die Zierde
„der Ahnen, die Stütze des Staats und die
„Zuflucht der Armen. Man siehet öfters
„sehr schlecht und ob ich gleich nur ein Esel
„bin, so habe ich doch ein schärfer Gesichte,

„als alle eure Panegyriſten, und erblicke öf„ters in dem jungen Herrn weiter nichts, als „einen künftigen Landjunker, der die Kunſt „vollkommen verſtehet, Pferde tod zu reiten, „auf eine hochadliche Manier zu ſaufen; ſei„ne Viehmägde zu beſchälen, Bauren zu „placken und allenfals einen guten Schwur „zu thun. Ich würde das öffentlich ſagen, „wenn ich eine ſolche Geburtsrede halten „ſolte; aber eben deswegen ſchicke ich mich „nicht dazu.„

Vir excellentiſſime, ſagte ich, dürfte ich mir auch wohl ein Beiſpiel einer ſolchen Rede aus bitten. „Wir wollen ſehen„, antwortete er,

„quid humeri valeant, quid ferre recuſent.„

Und den Augenblick ſtellte er ſich in eine ſehr oratoriſche Poſitur und redete ſo:

Hochanſehnliche Verſammlung!

Es hat dem Himmel gefallen, der gnädigen Frau einen jungen Erben zu beſcheren — ich ſage mit Fleiß nicht auch: dem gnädigen Herrn. Denn die Naturkündiger ſind noch nicht einig, ob man mehr ihm oder ſeinem Kammerdiener Glück wünſchen ſoll. Genug aber das hochadliche Haus iſt nun abermal mit einem neuen Zweige vermehret worden, und ſolte es auch durch die Einpfropfung geſchehen ſein. Es wäre freilich jammer ſchade geweſen, wenn ein ſo vortrefliches Geſchlecht

hätte

hätte verlöschen sollen. Die hochadlichen Verdienste deßelben sind überall zur Gnüge bekandt. Alle Bauren wissen sie zu rühmen; ihre Töchter, ihre Rücken und ihre Beutel empfinden die Würkungen derselben auf das lebhafteste. Die Brandteweinbrenner und Schenkwirthe sind von jeher beständige Panegyristen dieses Geschlechts gewesen; es ist kein Wechsler in L * * und kein Jude in H * * *, der sich nicht rühmen könte, vielen Antheil an dem Glanze desselben zu haben. Ein besonderer Vorzug dieses hohen Haußes ist der, daß die meisten Stützen deßelben auf dem Bette der Ehren gestorben. Der Urälter Vater des jetzigen gnädigen Herrns soff sich in Kornbrandtewein zu Tode; der Aelter Vater starb an einer galanten Krankheit, oder, wie einige Geschichtschreiber behaupten, im Bordel an einem Steckflusse. Der Grosvater hätte sich einmal bald aus Liebe erhänget und starb hernach aus Verzweifelung, da er wieder geliebet wurde. Nur der Vater des gnädigen Herrn entschlief auf seinem Bette, da er eben an der Genealogie seines Haußes arbeitete und schon bis auf den General Holofernes gekommen war. Er ärgerte sich über eine gewiße Judith zu Tode, die diesen braven Anherrn, der so wacker saufen konnte, in der besten Blüthe seines Alters umgebracht hat. Was der

jetzige

jetzige gnädige Herr für Schikſal haben wird, das weiß ich nicht. Das weiß ich, daß er ſeinen großen Ahnen in allen adelichen Tugenden nichts nachgiebt und — finis coronat opus. Aus einem ſo vortreflichen Stamme ſoll nun dieſer junge Herr entſproſſen ſein, und ich hoffe, er wird ſeinen Ahnen in allem ähnlich werden, wofern nur eine hochadliche Erziehung zu Hülfe kommt. An dieſer zweifele ich auch nicht und ich glaube, der kleine Junker wird in einigen Jahren ſchon ſo gut fluchen können, als der älteſte Major von der Landmiliz und wenn er hundert Ahnen hätte. Nun denke ich meinen Gulden hinlänglich verdienet zu haben, und mache daher meiner Rede ein geſegnetes Ende. Dixi.

Ich hätte gerne von meinem Eſel noch einige Anmerkungen über die Gelegenheitsgedichte vernommen, die zu dieſen Reden gehören. — Allein er bat mich, ihn damit zu verſchonen. „Ich habe dir, ſagte er, ſchon meine „Meinung von euren Dichtern vorher eröf„net und ich ſage nichts mehr — Sie ſind „allzunahe mit mir verwandt, als daß ich „ſie mit gutem Gewißen ſo ſehr beleidigen kön„te. Rühmen kan ich ſie nicht, ſchelten mag „ich ſie nicht, ich ſchweige alſo lieber gar.„

Weil ich gerne eine vollſtändige Känntniß von der thieriſchen Redekunſt haben wolte,

ſo

so erkundigte ich mich bei meinem Esel auch nach den gerichtlichen Reden der Thiere. Er verstund mich anfangs nicht; nachdem ich mich aber deutlicher erklärt hatte, so gab er mir folgende Nachricht:

„Ich habe einmal gehöret, daß unter euch „Menschen das Zanken überaus üblich sein „soll. Ihr veruneiniget euch über wahre Klei„nigkeiten und zanket euch hernach einige Jah„re herum, um wieder gute Freunde zu wer„den. Das ist aber das possirlichste, daß „man gewiße Mittel erfunden hat, sich auf „eine regelmäßige und legale Art zu zanken. „Man wird uneins — sogleich laufet man „zum Richter; man bittet ihn, er wolle für „Geld und gute Worte den andern Theil her„bei rufen lassen, damit man sich auf eine so„lenne Art recht satt mit ihm zanken könne. „Er thut es; nun kündiget man einander „den rechtsgegründeten Wortkrieg an, wel„cher aber, damit alles recht abentheuerlich „heraus komme, nicht von den kriegenden „Parteien selbst, sondern von gewißen an„dern privilegirten Klopffechtern geführet „wird, die in solchen betrübten Umständen „sind, daß sie von der Thorheit anderer Leute „leben müßen. Diese zanken sich nun, so „lange das Geld der Parteien währet; sobald „aber dieses alle ist, rathen sie zum Vergli„che, oder, wenn die eine eher erschöpft wird, als

„die

„die andere, ſo behält diejenige Recht, die „noch Geld genug übrig hat, um ihren Bei„ſtand muthig zu machen und den Richter „von der Deutlichkeit ihrer Beweiſe zu überzeu„gen. Eure gerichtlichen Reden beſtehen „alſo, wie ich aus deiner Erklärung verſtan„den habe, aus den geſezmäßigen Zänkereien „derer, die ſich für andere zanken und ſie „ſind länger oder kürzer, nachdem der Ver„faſſer derſelben ſehr oder wenig gehungert „hat. Solche Reden haben wir Thiere gar „nicht unter uns. Wir zanken uns wenig „und wenn es ja geſchiehet, ſo vergleichen „wir uns ſo bald als möglich, und der „Klügere giebt nach. Solte ſich aber ja ein „Fall zutragen, wo ein Schiedsrichter nöthig „wäre, ſo erwählet man dazu ein ehrliches „und verſtändiges Thier, man trägt ihm die „Sache vor und ſo wird ſie den Augenblick „und ohne Proceß entſchieden. Du ſieheſt al„ſo, daß ich dir von unſern gerichtlichen „Reden nichts ſagen kan.„

Mein Eſel machte hierauf noch einige Anmerkungen über die Reden der Thiere im gemeinen Leben, die ſich meiſt aus den obigen verſtehen laſſen. „Die Thiere, ſagte er, re„den nur, wenn ſie denken und was ſie den„ken. Komplimente ſind alſo unter uns gar „nicht üblich. Wenn wir nichts beſonders

„zu

„zu ſagen wiſſen, ſo ſchweigen wir lieber gar „ſtille. Wir reden nicht leicht vom Wetter „— Warum ſoll ich dem andern ſagen, daß „heute ein ſchöner Tag iſt? Er ſieht es ja „ſelbſt. Wir klagen auch nicht über böſe Zei„ten — Wenn ſie böſe ſind, ſo können un„ſere Klagen doch nichts ändern, und in der „That iſt eine Zeit, wie die andere. Wir re„den nicht immer von uns ſelbſt. Wir er„zählen einander keine Märchen vom Rüben„zahl. Wir verleumden niemand. Wir „plaudern nicht beſtändig von Eßen und Trin„ken, von neuen Moden und andern Lappa„lien„ — Wovon reden ſie denn? wird hier ein galantes Frauenzimmer fragen — von Muſchen und Fächern können ſie doch auch nicht reden — Ich entdeckte meinem Eſel dieſe Gedanken. „O, ſagte er, wir haben „noch Stoff genug zu unſern Geſprächen, und „ſolten wir nur von euch Menſchen reden„ — Gut! ich will weiter nichts wiſſen — Hier beſchloß mein Eſel ſeinen Unterricht in der thieriſchen Redekunſt. „Du würdeſt, ſag„te er, alles dies deutlicher einſehen, wenn „du im Stande wäreſt, die Thiere zu ver„ſtehen und mit ihnen ihre eigene Sprache „zu reden. Es ſind nur wenige unter uns, „die die menſchliche Sprache verſtehen — „Sie kommt uns eben ſo vor, wie dir die „Sprache der Hottentotten — aber auch die„jenigen,

„ſenigen, die ſie verſtehen, laſſen ſich ſelten „mit euch in Unterredung ein„

Nachdem ich meinem Lehrer den verbindlichſten Dank für ſeinen bisherigen treuen Unterricht abgeſtattet hatte; ſo bat ich ihn demüthigſt, mein Sprachmeiſter zu werden, und er hatte ſo ein ehrlich Gemüthe, daß er ſich nicht lange bitten lies. Wir machten täglich eine gewiße Zeit aus, wo ich ihn in ſeinem Walde beſuchte, und er unterrichtete mich mit ſolchem Eifer, daß ich in kurzen ein eben ſo großer Lingviſt war, als er ſelbſt. Ich verſtehe nunmehr nicht nur die allgemeine Sprache der Thiere; ſondern auch die beſondern Mundarten derſelben. Jene iſt ſehr einförmig und leicht, und wer es nicht wüſte, daß es die Thierſprache wäre, der ſolte glauben, es hätte ſie irgend ein Weltweiſer nach den Regeln, die Leibniz von einer philoſophiſchen Sprache im Kopfe hatte, eingerichtet. Ja ich bin würklich willens mit der Zeit noch eine Metaphyſik in dieſer Sprache zu ſchreiben, welches ich beilaüfig anmerke, damit ſich die gelehrte Welt darauf verlaſſen kan.

Von der Zeit an, da ich eine ſo vollkommene Känntniß der Thierſprache erlanget habe, bin ich würklich mehr mit Thieren, als mit Menſchen umgegangen. Und in der That, ich will lieber unter einer Heerde von Gänſen ſein und ihr Schnattern anhören, als

als in einer Gesellschaft von jungen Witzlingen sitzen und gähnen. Beinahe bin ich ein Misanthrop worden, wenn man darunter eine Person verstehet, die die menschlichen Gesellschaften meidet, ob sie gleich übrigens ein Menschenfreund sein kan. Und was soll mir auch der Umgang mit Menschen helfen? werde ich dadurch gebessert, wenn ich mitten unter einer Anzahl Gelehrten mich befinden muß, die Toback rauchen und von Donatschnitzern reden, oder sich über eine Quiddität zanken? was hilft es mir, daß ich mit dem liebenswürdigsten Frauenzimmer umgehe, wenn sie von nichts ein vernünftiges Urtheil zu fällen weiß, als von Stoffen und Spitzen? Muß ich mich nicht ärgern, wenn ich in einer Gesellschaft von starken Geistern über Spöttereien und Zweideutigkeiten lachen soll, worüber mein vernünftiger Esel weinen würde? lieber gehe ich mit den Thieren um; da höre ich doch etwas Kluges. Aus Liebe aber zu meinen Mitmenschen habe ich mir die Mühe gegeben, die Unterredungen der Thiere, wiefern sie jenen lehrreich sein können, aufzuzeichnen, und hier theile ich ihnen eine kleine Probe davon mit. Solte ich dadurch meinen Endzweck erreichen, so würde ich nie müde werden, in dieser Beschäftigung fortzufahren. Dieser aber ist würklich patriotisch. Vielleicht bringe ich es

dahin, daß sich die Menschen endlich einmal schämen, Menschen und unvernünftiger als die Thiere zu sein. Der Freigeist wird einen Hund beneiden, wenn er höret, daß er vernünftiger redet, als er selbst. Hieraus wird eine Art der Nacheiferung entstehen und vielleicht werde ich das Vergnügen haben, meinen guten Freunden im Reiche der Thiere sagen zu können, daß sie es sind, die Menschen vernünftig gebildet haben.

Gespräch auf einem Kanapee

zwischen

einem Bologneser und einer Katze.

Neulich lies mich die Frau von Seitenheimweh zu sich bitten; ich traf eine zahlreiche Gesellschaft bei ihr an, und hofte, viel Vernünftiges zu hören. Ich fand mich in meiner Hoffnung betrogen, und um mich einigermaßen schadlos zu halten, stellte ich mich neben ein Kanapee, wo ich das Schooshündgen der gnädigen Frau mit ihrer Katze, welche aber keine Cyperkatze war, in einem sehr ernsthaften Gespräche antraf. Ich hörte aufmerksam zu, und weil ich ein Gelehrter bin, und folglich ein gutes Gedächtniß habe, so war mir diese ganze Unterredung, als

als ich wieder nach Hauſe kam, noch in friſchem Andenken. Hier iſt ſie:

Mignon.

Ich bin doch würklich faſt auf den jungen Herrn eiferſüchtig, der dort unſerer Frau gegen über ſitzet. Sie thut ja beinahe ſo zärtlich mit ihm, als mit mir.

Murner.

Man ſiehet wohl, daß du noch nicht lange bei ihr in Dienſten biſt. Das iſt ihre Mode nicht anders; ſie liebäugelt mit jedem, der ſie anſiehet.

Mignon.

Wie ſchicket ſich denn das aber zu ihrer Heiligkeit. Sie ſinget ja ſonſt den ganzen Tag über, wenn ſie nicht mit ihren Mägden keifet, und außerdem redet ſie ja faſt mit niemand, als mit ihrem Krucifix und uns beiden.

Murner.

Du biſt noch ſehr unerfahren. Ich kenne ſie beſſer. Ich habe nun eine geraume Zeit bei ihr ausgehalten, und ihre übrige Geſchichte iſt mir von deinem Vorfahren, einem alten Löwenhunde, erzählet worden, der von ihrer Kindheit an ihr Liebling geweſen.

Mignon.

Gieb mir doch einige Nachricht von ihr. War ſie denn nicht immer ſo fromm?

Murner.

Davon wirſt du bald urtheilen können. Ihr ganzes Leben iſt erbaulich. Schon in ihrem ſiebenden Jahre ſahe ſie faſt niemanden mehr an, als ihren Spiegel und etwa einen jungen Herrn, in deſſen Augen ſie ein vortheilhaftes Urtheil von ihrer Schönheit las. Ihr Anputz machte ihre ganze Beſchäftigung aus, und ihre eigene werthe Perſon war der einzige Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit. Ihre liebe Mama hatte ſich die Mühe genommen, ihr ſolche hochadeliche Geſinnungen einzuprägen, und man muß geſtehen, daß ſie an ihr eine ſehr fähige Schülerin fand. Der gnädige Papa, ein alter ehrlicher Landſtand, der täglich zwanzig Kannen Doppelbier verzehrte, zuweilen im Kalender las, übrigens aber ſich nicht ſehr um die Welt bekümmerte, ärgerte ſich über dieſe Erziehung. Allein die Mama war überzeuget, daß ſie mehr Recht auf die Tochter hatte, als er, und da er ſo altväteriſch dachte, ſo fieng das Fräulein auch ſchon an, ſich zu ſchämen, daß ſie aus einem ſo altmodiſchen Geblüte herſtammen ſolte. Unterdeſſen nahm ſie nun in allen Vollkommenheiten einer Dame ſo zu, daß ſie in ihrem zwölften Jahre ſchon eine Modegöttin war. Unter ihrem Fenſter wimmelte es von ſüßen Herren; wo ſie gieng, wurde ſie von dergleichen Irrwiſchen verfol-

get;

get; man seufzte, man klagte über ihr hartes Felsenherz; immer war sie die grausame, die unerbittliche, die barbarische Schöne. Achzig Personen haben sich aus Liebe zu ihr in die Elbe stürzen wollen; noch einmal so viel hätten sich erhänget, wenn man sie nicht von ohngefehr noch gerettet hätte. Einige tausend aber sind wegen ihrer Grausamkeit rasend worden. In der That war sie so barbarisch nicht; ihre Frau Mama aber wuste das gute mitleidige Herz ihrer Fräulein Tochter so geheim zu halten, daß man sie bis in ihr neunzehntes Jahr vor eine Jungfer hielte, ob sie gleich dieses Vorurtheil schon viermal durch augenscheinliche Beweise in aller Stille, widerleget hatte. Zu dieser Zeit wurde einer aus Liebe zu ihr so närrisch, daß er sie würklich heurathete, und man muß es diesem Manne nachrühmen, daß er in einem hohen Grade geduldig gewesen, indem er sein Hauskreutz in die zwanzig Jahr willig und ohne Murren ertragen. Er war aber auch der gnädigen Frau allzuvielen Dank schuldig, da sie ihm die Ehre gab, sich nach seinem Namen zu nennen, und mit ihm zu essen, als daß er ihr nicht das kleine Vergnügen hätte gönnen sollen, mit ihm zu zanken und bei andern zu schlafen. Ich muß es ihr auch nachrühmen, daß sie bei der Leiche ihres lieben Kreutz- und

Hörnerträgers beinahe sechs Thränen vergossen. Denn sie sahe ein, daß sich ihre Liebhaber mit ihrer Jugend entfernten, und sie hätte also nun gern einen beständigen Liebsten gehabt, der sie aller Welt zum Trotze hätte lieben müssen, er hätte mögen wollen oder nicht. Da sich nun niemand mehr die Mühe nehmen wolte, sie zu trösten; so wurde sie aus Verzweifelung fromm. Sie schmähet nun immer auf den heutigen verderbten Zustand der Welt und redet von nichts lieber, als von Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigen Wesen, wobey sie sich immer der vorigen Zeiten erinnert. Sie sizt, wenn sie nicht allein ist, und nicht im Kubach lieset, oder mit uns redet, beständig am Fenster und seufzet über alles, was sie siehet. Wenn sie sich nun genug geärgert hat, so gehet sie zum Krambambuli, thut einen guten Schluck, und rufet gemeiniglich dabei aus: die Welt lieget im Argen. Alsdenn ist kein Mensch vor ihr mehr sicher. Sie ist auch öfters unpaß, und neulich lag sie an einer neumodischen Salluppe ihrer Nachbarin acht Tage krank. Sie stirbt gewiß noch einmal an einer Modefarbe — die Pompadour hat ihr so schon den Rest gegeben. Doch diese Dinge weist du theils schon, und theils wirst du sie künftig noch erfahren.

Mig-

Mignon.

Ich bin erstaunt über die Schilderung, die du von ihr machest. Das wundert mich aber am meisten, daß sie mit dem jungen Herrn da so zärtlich thut. Den kenne ich von Alters her, und habe ihn bei meiner vorigen Frau öfters gesehen. Er ist der gröste Böswicht von der Welt — Wie kan eine so fromme Frau mit ihm liebäugeln?

Murner.

Das ist ihr alles einerlei. Den Herrn aber kenne ich nicht. Wer ist er denn?

Mignon.

Seiner Profeßion nach ein Freigeist und süßer Herr, und also sehr nach der Mode. Ein alter Hund, der sein guter Freund war, hat mir gesagt, er müste keine Seele haben, und seine ganze Person wäre nichts als eine Marionette. Früh stehet er auf, trillert ein paar Arien, die sein Kanarienvogel auch kan, trinkt mit seinem Petit Kaffee, nimmt ein paar Prisen, klingelt dem Kammerdiener einigemal, läst sich ankleiden, nimmt den Hut unter den Arm, tanzet durch die Gassen, wo er ein Ding siehet, das ihm ähnlich ist. stehet er stille und giebt einige Töne von sich, die ihm mechanisch sind, gehet nach Hause, ißt, trinkt auf eine Junkermäßige Art, schläft und stehet wieder auf. Sein ganzes Leben ist sich ähnlich; ein Tag wie der andere. Zu-

weilen, wenn er in Geſellſchaft iſt, fängt er auf einmal an, zu fluchen, oder ſaget einige Bonmots her, die er von ſeinem Vetter, einem alten abgedankten Huſarenmajor geerbet hat. Ob er gleich nicht mehr dabei denkt, als ſein Staar, wenn er die Vorbeigehenden Schelme und Huren heißet; ſo hat er ſich doch dadurch in den Ruf eines ſtarken Geiſtes geſetzet. Er iſt deswegen überall beliebt, und wie du ſieheſt, hält man es für eine Schuldigkeit, zu lachen, ſo bald er das Maul aufthut, und nachdem man viel oder wenig lachet, nachdem iſt das, was er ſaget, ſehr oder wenig närriſch.

Murner.

Bisher haben ſie immer überlaut gelachet. Ich dächte aber doch, er müſte eine Seele haben; er hat ja einen überaus ſchönen Kopf.

Mignon.

Daraus ſiehet man ſo viel, daß ſein Kammerdiener eine haben muß. Die Puppen ſind ſchön, nur gemeiniglich inwendig hohl — Aber wer iſt denn der Schwarzrock, der dort in der Ecke ſitzet, den Kopf hänget, bei jeder Taſſe Kaffee, die er nimmt, gen Himmel ſiehet und dreimal ſeufzet? Er ſiehet ja ſo heilig aus, wie eine Reliquie.

Mur-

Murner.

Das ist der Hofmeister des Junkers vom Hause. Sein Pudel, der mit ihm auf Universitäten gewesen, erzählte mir, daß er daselbst den liederlichsten Kerl von der Welt vorgestellet, und diese heilige Mine nur erst in der lezten Poststation vor seiner Vaterstadt angenommen habe. Er hat sonst vollkommen und beinahe, wie ein Edelmann, saufen können; jezt aber trinkt er, wenn es andere Leute sehen, nur sehr wenig. Ich weiß nicht, was er neulich mit dem Kammermädgen in der Speisekammer machte — ich gab nicht genau Achtung, weil ich auch kein gut Gewissen hatte, da ich mich an einem so verdächtigen Orte antreffen ließ. Wenigstens sahe er mir so verstört aus, wie ich, wenn ich genaschet habe. Bei der gnädigen Frau stehet er fast so gut, als ich. Das macht, er kan vortreflich beten und hat eine schöne Stimme zum Singen, die er auf der Akademie ziemlich ausgeschrien hat.

Mignon.

Der Junker wird vermuthlich unter seiner Anführung sehr fromm werden.

Murner.

Ja binnen einem Jahre wird er der gröste Böſewicht sein, wenn dieser Hofmeister so fortfähret, ihn zu bilden. Es ist zwar das seine Absicht nicht; denn er will in der That

nur einen Pedanten aus ihm machen. Allein eben durch seine tyrannische Zucht bringet er ihn auf die gottlosesten Streiche von der Welt. Siehest du nicht, wie er sich schon gewöhnet hat, sein Gesicht in heilige Falten zu legen? das zeiget bei einem jungen Menschen von sechzehn Jahren nichts Gutes an. Du wirst ihn schon kennen lernen.

Mignon.

Sind denn alle Leute in dieser Gesellschaft so schlimm? Der ehrwürdige Herr dort wird doch wenigstens besser sein. Ich sehe ihn vor den Gewissensrath der gnädigen Frau an.

Nurner.

Das ist er auch. Seine Gesinnungen weiß ich eben nicht recht. Aber das habe ich doch gemerket, daß er sich der Seele der gnädigen Frau nicht so sehr annehmen würde, wenn sie nicht so gut vor seinen Körper sorgte. Der ehrwürdige Herr muß immer die besten Bissen bekommen, und wenn er auch nicht mit ihr selbst speiset, so versorget sie doch seine Küche mit allem möglichen, und seinen Keller mit einem guten Glase Wein, um seines schwachen Magens willen. Dafür aber verspricht er ihr auch alle Tage die ewige Seeligkeit, und da sie neulich krank war, gab er ihr eine vortrefliche Absolution und kam nicht von ihrem Bette weg, so lange noch ein Tropfen Wein in der Bouteille

war

war. Wie es scheinet, so muß er vieles von dem jungen Freigeiste ausstehen. Er erträget aber alles mit Geduld um seines hungrigen Magens willen, dem er noch diesen Abend eine gute Mahlzeit verspricht. Sonst wäre er gewiß lange fortgegangen — der ehrliche Mann — Das Frauenzimmer da möchte ich doch kennen; die hat doch noch kein Wort geredet.

Mignon.

Ich kenne sie sehr wohl, aber, weil man doch auch artig werden muß, ich habe die Ehre sie zu kennen. Sie ist die Schwester des starken Geistes mit dem schönen Kopfe, und ihr Kopf ist eben so schön und so leer, wie der seinige. Der Nachttisch ist ihr Altar, wo sie dem Pudergotte und allen Sylphen täglich die Hälfte ihrer Zeit zum süßen Geruch darbringet. Sich selbst hält sie vor eine Göttin, und glaubt, kein Sterblicher sei würdig, sie zu besitzen. Ja, wenn einmal ein Prinz käme und sich aus Liebe zu ihr erhängen wolte — Das wäre noch so eine Sache; da könte man nun wohl Mitleiden haben. Aber diese gemeinen Liebhaber, die um sie herum schwärmen, betrachtet sie als hirnlose Insekten, die nur geschaffen sind, sie zu bewundern, und aus Liebe zu ihr närrisch zu sein. Gewissermaßen hat sie wohl nicht unrecht. Ob sie aber mehr Verstand

hat,

hat, als ihre Liebhaber, das ist eine grose Frage: Durch die asiatische Banise, die ihr tägliches Handbuch ist, wird er nun wohl nicht sehr fein gebessert worden.

Murner.

Die asiatische Banise — was ist denn das?

Mignon.

Du wilst eine galante Katze sein, und weist das nicht! Es giebt gewisse Menschen, die in einem hohen Grad närrisch sind, und die nicht leben können, wenn sie nicht dem Publico von den Früchten ihrer Narrheit Rechenschaft ablegen. Sie bringen daher ihre Zeit damit zu, daß sie alle ihre närrischen Einfälle aufschreiben und andern mittheilen. Daraus entstehen alsdenn asiatische Banisen (*) und es giebt hernach Leute, die noch närrischer, als jene, und thöricht genug sind, diese Banisen zu lesen und zu bewundern.

Murner.

Ich sehe, daß du ein sehr gelehrter Hund bist. Da werden wohl alle, die in dieser Ge-

(*) Hier hat der sonst gelehrte und scharfsinnige Mignon eine sehr irrige und gefährliche Meinung. So gehet es aber, wenn man von Dingen reden will, die man nicht verstehet. Und der Hund mit seiner Banise kommt mir eben so vor, wie unsere Philosophen mit ihren Monaden, möglichen Welten, Geistern, merkurialischen Zwergen und saturnischen Riesen —

Gesellschaft sind, solche Vanisen gemacht haben, und vermuthlich der ehrwürdige Herr hier auch.

Mignon.

Wenigstens wöchentlich einmal. Was ist denn auf einmal vor ein Lerm in der Gesellschaft?

Murner.

Die gnädige Frau hat genieset.

Mignon.

Das ist wohl der Mühe werth . . Ich möchte wissen, wer der wäre, der uns da so aufmerksam zuhöret; er wird uns doch nicht verstehen.

Murner.

Ach — was wolte der — das ist ein —

Nein, das wäre thöricht, wenn ich meine eigene Schande entdecken solte — kein Wort mehr — Sie wuste würklich meine ganze Geschichte — die böse Katze.

Gespräch in einer Kirchmauer

zwischen

einer Maus und Fledermaus.

Vor einigen Wochen starb ein berühmter Kauf- und Handelsmann allhier. Weil er viel

viel Geld hinterlies, so war er sehr seelig und man gab sich erstaunende Mühe, um ihn zu weinen. Damit nun ein recht allgemeines Zetergeschrei entstehen möchte, so hatte man alle angesehene Personen beiderlei Geschlechts zusammen gebeten, ihm die lezte Ehre zu erweisen. Ich muß hier im Vorbeigehen anmerken, daß ich, ohne Ruhm zu melden, eine sehr angesehene Person bin, und daher wurde ich auch zu dieser Feierlichkeit eingeladen. Weil wir alle bei unserem Eintritt in das Leichenhaus entsetzlich, zu weinen anfiengen, so wurden uns gleich nach abgestatteten Glückwunsch, oder Kondolenz, einige Erfrischungen vorgesetzet — denn wir solten noch gar viel weinen und wer wolte das so trocken in die Länge ausstehen? Was weiter vorgieng, will ich eben nicht erzählen, weil dergleichen Cärimonien schon bekandt sind. Ich müste viel zu thun haben, wenn ich alle die Musen nennen wolte, die sich, in Boi gehüllt, auf den Pegasus sezten und neben dem Leichenwagen her trottirten. Genug wir kamen unter vielen Thränen in die Kirche — Ein Redner trat auf und machte den Verlust dieses großen Mannes so beweglich, daß ich vor Jammer ganz schläfrig wurde und ich wäre gewis eingeschlafen, wenn ich nicht hinter mir in einer Ritze der Kirchmauer einige Stimmen gehöret hätte, die mir bekandt

schienen,

schienen und von denen ich mir einigen Trost in dieser traurigen Begebenheit versprach. Eine Maus war mit ihrer Muhme einer Fledermaus, so sehr sie sich sonst immer zanken, vor diesesmal in einem freundschaftlichen Gespräche begriffen. Geschwind zog ich meine Schreibtafel heraus, und da mein Nachbar glaubte, ich wolte die schönen Stellen unsers Redners anmerken, der so eben mit der hochedlen Asche des Seeligen redete und Rosen auf sein Grab streuete; so schrieb ich vielmehr folgende Unterredung auf.

Die Maus.

Aber Frau Muhme, es muß doch ein vornehmer Herr gestorben sein; es weinet ja alles um ihn.

Die Fledermaus.

Ob ich gleich sonst am Tage nicht viel sehen kan, so habe ich doch wahrgenommen, daß sogar den Pferden sein Todesfall sehr nahe gehen muß. Sie giengen ja so kläglich, als wenn sie in vier Wochen keinen Haser gesehen, und schienen mir viel betrübter, als der Sohn des Verstorbenen. Aber sage mir doch, was alle die Cärimonien bedeuten solten; du bist ja länger in der Kirche gewesen als ich, und must also dergleichen Dinge besser verstehen.

Die Maus.

Ja, ich will dir alles erklären, wenn du mir verſprichſt, künftig gute Freundſchaft zu halten.

Die Fledermaus.

Das will ich thun. Fange nur an.

Die Maus.

Eine alte arme Kirchmaus, die viele Jahre hier gewohnet und die ſogar die menſchliche Sprache verſtund, hat mir viel merkwürdige Dinge erzählet. Zuerſt muſt du merken, daß es einmal unter den Menſchen eingeführet iſt, zu weinen, wenn jemand ſtirbt.

Die Fledermaus.

Können denn die Menſchen weinen, wenn ſie wollen?

Die Maus

Ich glaube doch; denn die Betrübnis kan unmöglich allemal Urſach an ihren Thränen ſein. Das iſt aber artig, daß ſie auch weinen müſſen, daß es die Leute ſehen, und eben deswegen ſtellen ſie dieſe Feierlichkeiten bei ihren Leichen an, damit ſie nur recht öffentlich weinen können.

Die Fledermaus.

Aber warum ziehen ſie denn allemal ſchwarze Kleider an, wenn ſie weinen?

Die

Die Maus.

Eigentlich weiß ich die Urſache davon nicht. Meine alte Muhme ſagte, ſie thäten es deswegen, daß auch die Kinder weinen ſelten, denn dieſe fürchten ſich ſehr vor dem Teufel, den ſie für einen ſchwarzen Mann halten, und heulen allemal, wenn ſie an ihn denken. Wenn ſie nun ſo viel ſchwarzgekleidete Leute ſehen, ſo glauben ſie, unter lauter Teufeln zu ſein, und fangen daher an, bitterlich zu weinen.

Die Fledermaus.

Nun ſage mir, wenn du wilſt, alles, was vorgehet, wenn ein Menſch ſtirbt.

Die Maus.

Ganz gerne. So bald einer verſchieden iſt, ſo läuft gewiß allemal ſein nächſter Erbe nach den Kiſten des Seeligen und unterſuchet die Wichtigkeit ſeiner Verlaſſenſchaft. Nachdem dieſe nun gros, oder klein iſt, nachdem wird eine große oder kleine Trauer beſchloſſen. Unterdeſſen kommt ein gewiſſes Weib, die ſich davon nähret, und wäſchet den hochedelgebohrnen Leichnam noch zu guter lezt einmal ab; Barbier und Peruquenmacher müſſen auch ihre Dienſte verrichten.

Die Fledermaus.

Wozu iſt denn das nöthig?

Die Maus.

Ei wer wolte wohl ſo unhöflich ſein, mit ungewaſchenen Händen, barbariſchen Barte und verſtörten Haaren im Reiche der Würmer ſeine Aufwartung zu machen? — Damit nun der Seelige mit Ehren durch die Unterwelt kommen kan, ſo wird er auf das prächtigſte ausgepuzet. Man leget ihn in einen ſchönen, ausgeſchlagenen Sarg, auf ein koſtbares Küſſen, und träget Sorge, daß er ja weich liege, und nicht etwa wieder aufwache. Nun ſtellet man ihn zur Schau aus. Das ganze Haus erſcheint in tiefem Leide, die Wände hüllen ſich in Flöre, die Mägde aber ſitzen hinter dem Sarge und weinen, und freuen ſich über ihre Trauer. Eine große Menge Lichter machen die Thränen der Umſtehenden ſichtbar —

Die Fledermaus.

Empfindet denn der Todte etwas von der Ehre, die man ihm erzeiget?

Die Maus.

Ich weiß nicht. Wenigſtens ſtellet er ſich ſo, als fühlte er nichts davon. Unterdeſſen hat, wie ſich die menſchlichen Dichter ausdrücken, Fama den Tod eines ſo vornehmen Mannes durch alle Gaſſen der Stadt ausgeposaunet, oder thieriſcher zu reden, der Leichenbitter hat allen angeſehenen Perſonen die Nachricht überbracht, daß Herr N. N. durch

den

den Tod des Herrn N. N. in die glücklichſten Umſtände verſetzet worden, und daß er morgen ſein Glück durch die feierliche Beerdigung ſeines Erblaſſers verſiegeln wolle. Die ganze Stadt wird durch dieſe Nachricht in Bewegung geſezt.

Die Fledermaus.

Was gehet es denn der Stadt an?

Die Maus.

Dieſe gewinnet gar viel dabei. Ein ſolcher Todesfall iſt für die Handwerker und den Kaufmann eben ſo einträglich; als für die Prieſter und Leviten. Der Parnaß und die Acciſe haben auch keinen Schaden dabei. Ein jeder Meiſterſänger ſpitzet jezt ſeinen Kiel, er tunket ihn in Thränen, das Muſenpferd wird geſattelt, und mancher begeiſterte Leiermann reitet und leiert dem Seeligen bis in die Eliſäiſchen Felder nach, wenn er nur glaubet, daß ihm ſein Ritt gut werde bezahlet werden. Seine Ehrwürden der Herr Paſtor ſind anjezt eben ſo geſchäftig. Alle Leichenpredigten von zweihundert Jahren her werden hervorgeſucht, und daraus ein Quodlibet zuſammen geſetzet, das ohngefehr einen Dukaten werth iſt. Ich habe einmal in der Studirſtube eines Geiſtlichen gewohnet, der einen ganzen Schrank voll fertiger Leichenpredigten in Vorrath hatte, die alle nach ihrem verſchiedenen Werthe in verſchie-

dene Fächer vertheilet waren, an deren jedem der nächſte Preiß angeſchrieben ſtund, und dies ſahe beinahe aus, wie der Laden eines Materialiſten (*). Der Küſter, oder ein anderer ehrlicher Mann macht ſich zu einer Aufforderungsrede gefaßt und ein Kandidat des heiligen Predigtamts erſchöpfet alle Schätze der Homilie, um eine ſchöne, politiſche und ſinnreiche Parentation zuſammen zu ſtoppeln.

Die Fledermaus.

Sind das nicht Anſtalten! was wird denn nun endlich daraus?

Die

(*) Ich ſtelle mir dieſe homiletiſche Bude ohngefehr ſo vor:

	Leichenpredigten Du ſolſt dem Ochſen, der da driſchet, nicht das Maul verbinden.		
extra fein à 3 Ducaten	ausländiſche Waare für große Wohlthäter	wohlſeelig à 2 Ducaten	ſeelig à 1 Ducaten
ziemlich ſeelig à 1 Ducaten	vielleicht ſeelig à 1 Thaler	loben kan ich ihn nicht, ſchelten mag ich ihn nicht à 1 Gulden	verlegene Waare um Gottes willen.

Die Maus.

Nun bricht der thränenvolle Tag an. Die zur Leiche gebetenen verſammlen ſich; die Kondolenzen werden angenommen, welches aber Komplimente ſind, die niemand verſtehet, als ein Kunſtrichter, der ſich in die Zweideutigkeiten und Wortſpiele einer Sprache zu finden weiß. Die Dichter drängen ſich nun mit ihren Waaren in das Leichenhaus ein — In der That der Todte müſte ſich ſchämen, wenn er ſehen und hören ſolte, was dieſe Leute aus ihm machen. Ei nun! bekommen ſie doch ihre Mühe bezahlt. Nachdem nun die Komplimente und Thränen aufgehöret haben, ſo tröſtet man ſich in ſeinem Herzeleid durch einige Erfriſchungen. Und nun kommt eine lange Proceßion, den Todten abzuholen, und fänget vor dem Leichenhauſe ein ſolches Geſchrei an, daß es gewiß zuweilen den Erben angſt und bange wird, der Todte mögte wieder zu ſich ſelbſt kommen. Endlich gehet der Leichenzug an, und nun müſſen ſich alle, die etwas von dem Verſtorbenen erben, in eine ſehr klägliche Verfaſſung ſetzen, und ganz in Jammer verſenket hinter der Leiche her zittern. Man kommt zur Kirche; man höret den Verſtorbenen auf eine erſtaunende Art loben — und würklich ein ruhmbegieriger Menſch darf nur ſterben, — Die Kirche iſt aus, man gehet nach Hauſe, beſchließt

diesen schwarzen Tag mit einer guten Mahlzeit und lässet die Gläser auf die ewige Gesundheit des Seeligen wacker herum gehen — Siehe, das ist die ganze Beschreibung von der lezten Ehre der Menschen.

Die Fledermaus.

Verstehest du denn die menschliche Sprache?

Die Maus.

Ein wenig.

Die Fledermaus.

Ei sage mir doch, was der schwarze Mann da oben redet.

Die Maus.

Er thut nichts, als daß er den Verstorbenen lobet — und er soll auch ein guter Mann und großer Priesterfreund gewesen sein — Jezt tröstet er die Hinterbliebenen.

Die Fledermaus.

Wer ist denn der dort, der so entsetzlich kläglich thut?

Die Maus.

Das ist der Enkel des Seeligen, der längst gerne — — —

Ich wolte weiter schreiben; allein auf einmal beschloß der Pastor seine Predigt mit einer so rührenden Grabschrift, daß ich vor Empfindung den Bleistift in die Kirche fallen lies — Mein Nachbar, welcher glaubte, ich wolte die Grabschrift nachschreiben, tröstete mich, mit dem Versprechen, mir solche zu

ver-

verſchaffen. Ich muß meine Leſer um Verzeihung bitten, daß ich ihnen anſtatt der vernünftigen Reden der Thiere eine ſehr ... Grabſchrift eines Menſchen vorlege.

Steh ſtille Wanderer! der Marmor wird dir ſagen
Den Mann, den Stadt und Land, den Pfarr und Küſter klagen.
Er war ein Prieſterfreund, und that der Kirche wohl;
Deswegen lebte er, und ſtarb auch, wie man ſoll.
Wilſt du dereinſt, wie er, zum Sternenſaale ſteigen,
Mein lieber Wanderer, geh hin, und thu desgleichen,

Geſpräch
in der Studirſtube eines Kunſtrichters
zwiſchen
einer Spinne. und einer Made.

Bei meiner Anweſenheit in Amſterdam, wolte ich auch dem berühmten Olaus Mannbur, dem gröſten Kunſtrichter ſeiner Zeit, meine kritiſche Aufwartung machen. Ich wunderte mich ſehr, da ich in ſeinem Hauſe gar nicht die ſonſt in Holland gewöhnliche Reinlichkeit antraf. Ich wolte mich melden laſſen; man ſagte mir aber, es wäre nicht nöthig. Ich klopfte alſo gerade an ſeine Studirſtube,

und da ich einigemal vergeblich geklopfet hatte, ſo wurde ich ungeduldig und gieng ohne Komplimente hinein. Ich wußte gewiß, daß mein Mann in der Stube war, gleichwohl konte ich ihn nicht finden. Ich ſahe nichts als Bücher, alte Pergamente, einige Urnen, die in der ordentlichſten Unordnung, mit verſchiedenen Brandteweinsbullen vermenget, theils auf dem Tiſche ſtunden, theils in der Stube herum lagen. Ich guckte in alle Urnen, ob etwa dieſer groſſe Gelehrte in einer ſitzen möchte, und er war nirgends anzutreffen. Endlich gieng ich einem Geräuſche nach, welches mir ſo vorkam, wie das Nagen einer Maus, und ſiehe! da entdeckte ich meinen Kunſtrichter in einer Ecke, hinter einem Hauſen von Handſchriften, ganz mit Spinnewebe zugeſponnen. Das Geräuſch, das ich gehöret hatte, erregte er dadurch, daß er eine Feder ſehr kritiſch zernagte. So bald ich ihn erblickte, machte ich ihm einige ſehr tiefe Reverenze; ich fieng an, mich auf das demüthigſte zu entſchuldigen — aber er blieb immer in dem Zuſtande, den einige Chineſiſche Philoſophen vor den lezten Zweck des Menſchen halten. Ich gerieth auf den Einfall, er verſtünde etwa kein Deutſch, und redete alſo nach einander Holländiſch, Franzöſiſch, Welſch, Engliſch, und ich weiß nicht, was mehr. Endlich traf ich den rechten Punkt —

Vir celeberrime, ſagte ich, ſi quid in me eſt ingenii, quod ſentio, quam ſit exiguum — ſogleich kam er zu ſich ſelber — Si vales, bene eſt, antwortete er, und den Augenblick ergrif er ein Brandteweinglas, das neben ihm ſtund, that einen guten Zug, und auf einmal verfiel er wieder in ſeinen Tiefſinn — Da ich mit dieſem Manne nichts anfangen konte, ſo gieng ich in ſeiner Studirſtube herum, in der Abſicht, einige Bücher kennen zu lernen, und bei dieſer Gelegenheit hörte ich folgendes Geſpräch;

Die Spinne.

Ich wenigſtens wünſche mir keine beſſere Wohnung. Nimm du dich nur in Acht und zernage unſerm Herrn Hauswirth ſeine alten Handſchriften nicht —

Die Made.

Ei dadurch erzeige ich ihm einen großen Gefallen — Sieheſt du denn nicht, daß er keine andere Schriften brauchen kan, als durchfreſſene?

Die Spinne.

Ich möchte aber doch würklich wiſſen, was er mit den alten Pergamenten machte — Ich habe mir einmal ſagen laſſen, die Menſchen hätten einen gewiſſen Vorzug unter ſich, der auf alten Pergamenten beruhete — Je älter dieſe wären, deſto vornehmer wäre der Mann — Ich weiß nicht, was auf ſolchen Per-

gamenten ſtehen muß. Vielleicht aber ſind dieſe dergleichen, die unſer Wirth beſitzet, und er iſt alſo wohl ein vornehmer Mann.

Die Made.

Du irreſt. Das muß ich beſſer wiſſen, da ich mich ja Tag und Nacht mit dieſen Alterthümern beſchäftige. Ich behaupte faſt, daß ich und mein Wirth viel ähnliches haben — Er iſt nichts anders, als eine menſchliche Papiermade und ich ein thieriſcher Kunſtrichter.

Die Spinne.

Sage mir aber doch, was die Papiere und Pergamente eigentlich vorſtellen?

Die Made.

Gleich. Siehe, ein Kunſtrichter iſt ein ſolches Ding, welches beſtändig etwas zu nagen haben muß. Das iſt aber ein beſonderer Geſchmack, den dieſe Leute haben, daß ſie nichts benagen, was noch neu iſt, ihre Schreibfedern ausgenommen. Man hat ihnen daher ſeit vielen Jahrhunderten alle Excremente ihrer Vorfahren aufgehoben. Dieſe ſind auf den Pergamenten enthalten, und da nagen ſie daran.

Die Spinne.

Dieſe Leute ſollen aber entſezlich ſchimpfen können?

Die

Die Made.

Eigentlich iſt es nicht geſchimpfet. Sondern es iſt unter ihnen gebräuchlich, daß, wenn ſie ſehr viel aus ihren Pergamenten zuſammengenaget und ſolches verdauet, oder, wie ſie reden, in ſuccum et ſanguinem verwandelt haben, ſie hernach den übrigen Unrath durch einen natürlichen Auswurf wieder von ſich geben, und entweder einander ſelbſt, oder den erſten den beſten, der ſie etwa nicht ruhig will nagen laſſen, damit beſchmeißen.

Die Spinne.

Da giebt es ja wohl ganze Sammlungen ſolcher Auswürfe.

Die Made.

O Ja! aber unter verſchiedenen Namen, die du ſchwerlich alle verſtehen wirſt. Sie werden genennet commentarii, notæ variorum, Theſauri, opera u. ſ. w.

Die Spinne.

Was fangen denn aber die Leute mit dieſen Dingen an?

Die Made.

Einige kaufen ſie blos zur Rarität und ſtellen ſie in gewiſſe Kabineter zur Schau, wie man etwa die Excremente der Indianiſchen Thiere aufweiſet. Andere aber verſchlingen ſie mit großer Begierde als ein bewährtes Mittel wider die Vernunft. Denn überhaupt ſind dieſe Leute, wie die Hunde, ſie

freſſen

freſſen einander ihre Excremente vor der Naſe weg. Dabei wird auch in den Läden der Materialiſten und Käſekrämer vieles verbrauchet.

Die Spinne.

Was haben denn aber dieſe Leute — Wie heißen ſie?

Die Made.

Kunſtrichter.

Die Spinne.

Ja Kunſtrichter — Was haben denn dieſe für eine Religion?

Die Made

Die lateiniſche.

Die Spinne.

Von dieſer Religion habe ich doch noch niemals etwas gehöret.

Die Made.

Sie iſt auch ein beſonderer Vorzug der Kunſtrichter. Sie haben beſondere Götter und Halbgötter, die ſie immer in ihren Schriften verehren — Da heiſt es: divus Schmierfaciſius — ὁ παυυ Scriblerus — Ihr vornehmſter Gott aber ſoll Cicero heißen — An die Religion, die andre ehrliche Leute haben, denken ſie nicht viel.

Die Spinne.

Das hätte ich doch nicht gedacht, daß unſer Wirth ein ſo gelehrter Mann wäre. Iſt es denn ſchon lange, daß er ſo gelehrt iſt?

Die

Die Made.

Noch nicht gar zu lange. Sein Vater war ein Matrose und der Sohn hatte auch schon eine Reise nach Indien als Schiffsjunge glücklich zurückgeleget. Nach der Zeit starb ein Vetter der ein groſser Kunstrichter war, und hinterlies dem Vater unseres Wirths seinen ganzen Schatz von Pergamenten und Papieren. Dieser hätte ihn gerne verkaufet; weil er es aber nicht mit Vortheil thun konte, so entschloß er sich, damit ein solches Feld nicht unbebauet bleiben möge, seinen Matrosenstand fahren zu lassen und ein Kunstrichter zu werden. Er hatte alle hierzu nöthige Talente, breite Schultern, starke Fäuſste, ein wildes barbarisches Ansehen, wenig Vernunft und eine groſse innere Stärke in der Kraft seiner Zunge, zu schimpfen. Er soff sich in Brandtewein aus Verdruß zu Tode, weil man ihn nicht für den Fürsten der Kunstrichter halten wolte. Sein einziger Sohn unser Wirth war der Erbe seiner Schriften, seiner Brandteweinbulle und aller andern kunstrichterlichen Tugenden.

Die Spinne.

Ich habe einmal bei einem Manne gewohnet, der mit diesem viel Aehnliches hatte; er war aber doch kein Kunstrichter.

Die Made.

Alſo wird er vermuthlich ein Philoſoph geweſen ſein?

Die Spinne.

Recht, recht! Ein Philoſoph — Alte Handſchriften hatte er nicht; aber deſto mehr gedruckte Bücher, die er aber wenig las. Denn er ſas beinahe den ganzen Tag in ſeinen Grosvater, den Finger an der Naſe, und rauchte Tobak — Zuweilen ſprang er unvermuthet auf, hüpfte vor Freuden und ſchrieb etwas nieder — Zuweilen ſtampfte er auch vor Zorn — Warum, weis ich nicht. Dabei trank er täglich vier und zwanzig Kannen Bier und as nach Proportion; ſtarb aber endlich an einer unmittelbaren Folge, ich weiß nicht, was das vor eine Krankheit iſt.

Die Made.

Wir Kunſtrichter wiſſen es wohl. Sie iſt — — —

Aus verſehen ſtieß ich mit dem Fuſſe an eine Scherbe, die ich vor den kritiſchen Kammertopf Sr. kunſtrichterlichen Excellenz anſahe — aber ach leider — wehe mir! Es war eine Urne und ſie zerbrach. Auf einmal kam mein Kunſtrichter zu ſich ſelbſt — — Quo usque tandem, du Schurke, rief er, meine beſte, rarſte, älteſte Urne — ex ſeculo ſexto ab vrbe condita — Conſulibus — Conſulibus — — ach! memoria eſt labi-

lis

lis — — Dii Deæque te perdant! Du Schurke! — — Acheronta mouebo — — zugleich hob er zwei groſse, entſetzliche, kritiſche Fäuſte auf, und — mein Glück war es, daß er eben über einen Steß von Tagebüchern hinweg fiel, da er mir die Schwere ſeiner handgreiflichen Kritik wolte fühlen laſſen. Vor Schrecken entfuhren mir die Worte: procumbit humi bos — Ich lief, und da ich ſchon an der Ecke der Straße war, hörte ich ihn noch immer rufen: excellit, euaſit, erupit — — —

Plaudereien eines Papageies am Fenſter.

Ein Papagei iſt beinahe ſo geſprächig, wie ein ſüßer Herr mit ſeiner Doſe, ein Frauenzimmer hinter dem Spinnrade und ein junger Magiſter der freien Künſte auf dem Katheder. Nur iſt der Unterſchied, daß ſeine meiſten Reden noch ganz vernünftig ſind. Neulich war ich allein in einem Zimmer, wo ein Papagei am Fenſter hieng. Er hatte eine Mücke in ſeinen Klauen, der er mit der Mine eines Autors, der gern vorleſen will, drohte, ſie zu zerreiſſen, wenn ſie ihm nicht eine ganze Stunde geduldig zuhören wolte. Da ich öfters in gleichen Umſtänden geweſen

war,

war, wie die Mücke; ſo gieng mir ihr Zuſtand würklich nahe. Ich ſuchte alſo Schiedsrichter zu werden, und der Friede wurde auf dieſe Bedingungen gemacht:

I. Die Mücke verſpricht, dem Papageien eine halbe Stunde aufmerkſam zuzuhören;

II. Der Papagei verſpricht, nicht von ſich ſelbſt zu reden.

III. keine Unwahrheiten, und

IV. keine Kleinigkeiten vorzubringen.

Unter dieſen Bedingungen verſprach auch ich mit zuzuhören, welches er ſich vor eine große Ehre ſchäzte, und der Schwäzer fieng ſogleich an:

Sehen ſie den prächtigen Wagen, der da herfähret? Wiſſen ſie aber auch, wer darinnen ſizet? Ein ganz friſcher Edelmann, deſſen Verdienſte erſt vor drei Tagen für Geld und gute Worte durch ein Pergament belohnet worden. Sein Grosvater war ein ehrlicher Sackträger allhier. Er erſparte ſich einiges Geld, und fieng einen kleinen Kram mit Schwefel und Kühnrus an. Durch ſeine Geſchicklichkeit brachte er es ſo weit, daß er ſeinen Sohn die Handlung lernen laſſen, und ihm einen wohlverſehenen Laden kaufen konte. Dieſer handelte nun, und durch einige Bankerote ſtieg er ſo hoch, daß er in kurzem der angeſehenſte Kaufmann hier wurde. Er

hat zwei Kinder hinterlassen. Die Tochter hat sich in eine vornehme Familie eingeheurathet, die einigermaßen in schlechte Umstände gekommen war, und also ihr Geld brauchte. Der Herr Sohn aber hat sich nun ein Papier voll Ahnen gekaufet, und das wird auch das einzige sein, was er nach zwanzig Jahren von seinem Vermögen übrig haben wird.

Sehen sie den Herrn Pastor mit seiner jungen Frau? wie sie so zärtlich thun! wissen sie wohl, wie es mit dieser Heurath zugegangen. Die Ehen werden im Himmel gestiftet, und diese war in einem Nachmittag ganz und gar fertig. Das machte, die Jungfer Braut hatte zwölf hundert Thaler baares Geld, schönen Hausrath und Wäsche — und das ist doch schon etwas Ansehnliches für einen Diener des göttlichen Worts auf dem Lande. Ihr war auch damit gedienet, daß sie mit Ehren unter die Haube kam. Denn die Welt ist schlimm, und die Leute hatten sie im Verdacht, als wäre sie schon mit einem Unterofficier eines Freibataillons in einer sehr fruchtbaren Bekanntschaft gewesen. Unterdessen leben doch diese beiden Leute noch recht gut mit einander, ob sie gleich beinahe schon acht Tage zusammen sind.

Was halten sie von dem Kandidaten, der da so heilig und gekehrt einhertritt? Er ist

kaum anderthalb Jahr von der Universität weg, und ist schon so gelehrt. Er steht in einem starken Briefwechsel nach Engelland, und wird mit ehesten eine Sammlung von anakreontischen Oden in Arabischer Sprache herausgeben. Er predigt vortreflich und alles aus dem Grundtext; deswegen loben ihn auch die Bauern so, weil sie ihn nicht verstehen.

Siehet der junge Magister nicht recht altklug aus, der da mit ihm gehet? Vorgestern hat er erst die höchste Würde in der Weltweisheit erhalten. Gestern hat er schon eine Streitschrift wider alle Philosophen vertheidiget, und heute gehet er überall herum, und suchet einen Verleger zu einem ganz nagelneuen philosophischen Lehrgebäude, worinnen, wie er selbst saget, alles das widerleget wird, was man insgemein glaubet.

Wie kommt ihnen die ehrwürdige Matrone vor, die eben vorbei gieng? Ich will sie ihnen kennen lernen. In ihrer Jugend war sie sehr Mode, und viele jezt ganz vernünftige Leute haben sich sonst ihrentwegen ermorden wollen. Das fället nun jezt ohnedem weg; aber sie hat die Kunst verstanden, sich auf eine andere Art nothwendig zu machen. Sie ist ein lebendiger Intelligenzzettel. Den ganzen Tag gehet sie in der Stadt herum, erzählet und läst sich erzählen, und man liebkoset

koſet ihr überall, weil man wohl weiß, daß ſie ſchaden kan. Sie hat ein ausführliches Regiſter von allen Seufzern der Verliebten, und von allen Küſſen, welche von der und der dem und dem durch das Fenſter zugeworfen worden. Die Ehen werden nicht mehr im Himmel, ſondern bei ihr geſchloſſen. Sie weiß auf das genaueſte, wie viel ein jedes Mädgen Geld und Wäſche hat, wie vielmal ſie ſchon verreiſet iſt, und was dergleichen Kleinigkeiten mehr ſind. Kurz, wenn man ihren Mund ſtatt der Poſaune will gelten laſſen, ſo iſt ſie die leibhaftige Fama.

Wiſſen ſie, warum ſie den Herrn da anredet? Der iſt ein guter Kundmann von ihr. Er gehet ſchon ſeit vierzehn Jahren auf Freiersfüßen, und es hat ſich noch immer nicht ſchicken wollen. Er iſt weder reich, noch ſchön, noch klug, und will dennoch eine reiche, ſchöne und kluge Frau haben — Wie kan er das verlangen? Eine ſchöne und reiche könte er wohl bekommen, aber eine kluge nimmt ihn gewiß nicht.

* * *

Das Plaudern dieſes loſen Vogels war mir ſchon längſt verdrüßlich geweſen. Ich empfohl mich ihm ganz kaltſinnig, und gieng auf die Frau Fama zu, von der er geredet hatte. Jezt werde ich doch etwas beſſers hören, als Papageienreden. Sie merkte ſo-

gleich aus meiner geheimnißvollen Mine, daß ich ihr etwas zu ſagen hatte — „Kan ich „ihnen womit dienen?

Der Autor.

O reden ſie von keinen Dienſten — einen Gefallen könten ſie mir wohl thun.

Frau Fama.

Von Herzen gern und wie denn?

Der Autor.

Wenn ſie eine Taſſe Kaffee mit mir trinken wolten.

Frau Fama.

Ich werde ſo frei ſein.

Sie gehet alſo mit mir nach Hauſe, und wie freue ich mich auf dieſen Kaffee! wie lehrreich wird der mir ſein!

Der Autor.

Nehmen ſie Platz!

Frau Fama:

(nach vielen Komplimenten)

Ohne Komplimenten. Ihre Dienerin. Es iſt doch heute recht artig Wetter. Herr Ziegenbock hat es recht gut getroffen. Der iſt heute mit ſeiner Liebſten ſpazieren gefahren. Er hatte den fleiſchfarbenen Sommerrock mit Golde an, und ein paar Strümpfe von einem ganz neuen Muſter. Sie trug das grüne Amazonenhabit, und die Friſur war à la Pompadour. Die lieben Leutgen

habe

habe ich auch zusammen gebracht. Das wäre was für sie gewesen —

Der Autor.

Ja, wenn ich einmal meine Frau einbüssen solte —

Frau Fama.

Ja, es ist wahr, nehmen sie es mir nicht übel — ich dachte nicht daran, daß sie schon verheirathet sind — Unser eins hat immer den Kopf so voll. Wie befinden sich denn die Frau Liebste?

Der Autor.

Sie ist unpaß.

Frau Fama.

Ach das bedaure ich — der liebe Gott wird ja helfen — Man hat doch immer sein Hauskreutz —

Der Autor.

Ja wohl!

Frau Fama.

Da ist unsere Frau Pastorin, die ist auch beständig krank; die arme Frau — Er spricht immer, es wäre Verstellung, und sie wäre nicht eher krank, als wenn sie solte in die Kirche gehen, oder wenn etwa eine Kaufmannsfrau ein neu Kleid an hätte. Aber der Mann ist auch gar zu ungeduldig — die Henrath habe ich auch gemacht. Ja nun — der Mensch denkts, Gott lenkts —

Jezt konte ich es nicht mehr ausstehen, und ich bereuete es wohl hundertmal, daß ich nicht bei meinem Papagei geblieben war. Zu allem Glück hatte ich noch den Einfall, daß ich der Frau Fama den Vorschlag that, meine Frau auf ihrem Kranken- und gebe Gott! Sterbebette, zu besuchen. Sie war hierzu willig, und Himmel — welch ein Geschrei erhob sich, da sie in das Zimmer meiner Frau trat. Ich erschrak in der That über alle Komplimente, die gemacht wurden. Meine Frau entschuldigte sich, daß sie krank und Frau Fama, daß sie gesund war. Diese that zugleich die innigsten Wünsche, um die Wiederherstellung der Patientin, und das einzige ist noch mein Trost, daß ich glaube, ihr Gebet gieng nicht von Herzen, und wird also nichts Uebeles nach sich ziehen. Ich gieng zum Hause hinaus und hörte noch immer rufen: Setzen sie sich, ich bitte, bemühen sie sich nicht u. s. w. Wie der Besuch weiter abgelaufen ist, weiß ich nicht; das weiß ich, daß meine Frau, da ich wieder nach Hause kam, weit kränker war als zuvor. Frau Fame ist doch also eine nützliche Frau.

* * *

Lied eines Kanarienvogels.

Ein Kanarienvogel ist der gröste Spottvogel von der Welt. Alle seine Lieder sind anakreontische Oden, oder Dithyramben, in welchen

welchen die boshaftesten satyrischen Züge enthalten sind. Ich habe einen, dem ich nur ein Stück Zucker geben, oder ihn nur einmal in Tokaier baden darf, um seine Muse zu begeistern. Er singet von Wein und Liebe so lebhaft, als irgend ein Poet im fünften Stockwerke, der sich beim Rosenkruge und einer Oellampe in Burgunder berauschet und den alabasternen Halß der schönen Rosamunde besinget. Hier ist eine kleine Probe seiner Poesie, und ich hoffe, es bald dadurch so weit zu bringen, daß ich einen Band seiner Gedichte auf Vorschuß kan drucken lassen, welchen er mir alsdenn zur Erkenntlichkeit nothwendig zueignen und mich seinen grösten Mäcen nennen muß — So werde ich doch auch berühmt.

Wenn fern vom Vogelheere,
Ich Mensch und Dichter wäre,
So wär ich auch ein Thor.
Ich nähm, wenn ich auch solte,
Nicht eine Welt von Golde
Und würd ein Mensch davor.

Das wär mir viel zu wenig,
Wenn ich Monarch und König
Und Held und Sieger wär —
Was helfen hohe Dinge?
Ich bin mir, wenn ich singe,
Mehr als Eroberer.

Gezogen von acht Rossen,
Siegprangt ich in Karossen

Und ſäße auf dem Thron —
Ich lache nur darüber;
Die Flügel ſind mir lieber,
Als Roß und Phaeton.

Ich ſäs auf Sammt und Seide
Im reichen Feierkleide
Und Damen um mich her —
Seh ich aus meinem Kerker
Die Sie im nahen Erker
Dann bin ich glücklicher.

Vielleicht ſucht ich, in Schriften
Ein Denkmal mir zu ſtiften
Und ſchriebe Rieſe voll —
Das iſt mir zu geringe;
Wenn ich als Vogel ſinge,
Bin ich mir ſelbſt Apoll.

Ich hätte wohl Dukaten
Und legte Myriaden
In meine Kiſten hin —
Was hilft das Geld in Kiſten?
Hab ich doch Platz, zu niſten,
Hauf, wenn ich hungrig bin.

Könnt ich nur freier fliegen,
Wie meine Brüder fliegen —
Wie nähm das Glück mich ein!
Doch will ich mehr verlangen,
Ein Vogel und gefangen,
Als frei und Menſch zu ſein.

ENDE

der Ueberſetzungen aus der Sprache der Thiere.

II.

Eines Kunſtrichters

Abhandlung von Wortſpielen.

— — — — pueri puerilia tractant.

In fani fanus nomen ferat; æquus iniqui.

Horatius.

Eines Kunſtrichters
Abhandlung
von Wortſpielen.

Die Welt iſt gar nicht mehr diejenige, die ſie vor einigen hundert Jahren war. Zu dieſer Zeit konte doch noch ein ehrlicher Kunſtrichter von ſeiner Kritik leben. Dieſe vortrefliche Wiſſenſchaft wurde geehret, und ihre Lehrer hatten immer den oberſten Platz unter den Weiſen. Allein heut zu Tage giebt man uns kaum noch das liebe Brod, von der Ehre gar nicht zu reden. So verderbt iſt der Geſchmack unſers Jahrhunderts; Der Verfall der Wiſſenſchaften iſt vor der Thür; die Epoche der Barbarei nähert ſich, und vielleicht iſt ſie ſchon da —

Ich bin, ohne Ruhm zu melden, aus einer ſehr kritiſchen Familie; von meinem Urgrosvater an bis auf meine Wenigkeit hat ſie lauter Kunſtrichter hervorgebracht. Denn man

muß

muß wissen, daß die Kritik eine wahre Erbkrankheit ist; wenn sie einmal in eine Familie kömmt, so pflanzet sie sich gewiß darinnen fort, so lange die Papiere ihres ersten Anherrn dauern. Schon zu der Zeit meines Urgrosvaters, des ersten unter meinen kritischen Ahnen, wolte man die Verdienste eines Kunstrichters nicht recht mehr einsehen. Er sas, suchte Varianten, machte Noten, sammlete Schnitzer, hungerte und starb. Was er für einen Schatz von gelehrten Handschriften und Kritiken hinterlassen habe, kan man daraus begreifen, weil wir alle, von meinem Grosvater an, bis auf mich, lauter überaus fleißige Leute, dadurch in den Besitz der Autorschaft gesetzet worden, und diese Quelle ist noch immer nicht erschöpfet. Für meine armen Kinder bin ich freilich etwas besorgt; denn ich habe so arbeitsame Finger, daß ich ihnen gewiß nicht viel von unserm Fideicommiß mehr übrig lassen werde — Vielleicht aber heurathen sie sich in eine andere kritische Familie, so ist ihnen doch auch geholfen.

Mein Grosvater war erst im Spanischen Successionskriege Reitknecht; hierauf durch die Verlassenschaft seines Vetters mit Gottes Hülfe ein Kritikus und starb bald hernach an Blähungen. Mein Vater verewigte sich durch einige Phraseologien und ein Cornu copiæ;

piæ; starb aber dem ohngeachtet in der grossen Theurung vor zwei Jahren. Nun ist die Reihe an mir. Mein Hunger und meine andern Talente zur Kritik sind unvergleichlich, und ich kan zum wenigsten zwanzig Ries schreiben, ehe sie sich abnutzen. Heute will ich also den Anfang machen. Ich suche in meiner Goldgrube, in den Handschriften meines Urgrosvaters herum und siehe da — Hier ist eine vortrefliche Abhandlung von Wortspielen — ich schreibe sie ab — Vielleicht bescheret mir der Himmel um meines schwachen Magens willen einen Verleger — so ist der Autor fertig.

Beiläufig muß ich das noch anmerken, daß mein Urgrosvater kritischen Andenkens nicht nur ein Kunstrichter, sondern leider auch ein Philosoph war — Nunc ad Rhombum.

* * *

Cicero, der gröste Kunstrichter seiner Zeit, saget sehr schön, die Erklärung der Sache, wovon die Rede ist, müsse das erste in allen unsern gelehrten Untersuchungen sein. Da ich nun von Wortspielen reden will, so muß ich zuerst erklären, was eigentlich ein Wortspiel ist. Ein Wortspiel aber ist eine redneriſche Figur, durch welche ich etwas zu sagen scheine, was ich nicht denke. Ich nehme dieses Wort in der aller weitläuftigsten Bedeutung, damit ich nur recht viel davon sagen kan.

Es

Es versteht sich also von selbst, daß ich die Wortspiele überhaupt in zwei Klassen theilen muß. Bei einigen denket man noch etwas, nur aber nicht das, was man gewöhnlicher Weise bei den Tönen denken solte; bei andern aber denket man gar nichts und diese sind die häufigsten. Ich würde die Wortspiele auch noch in menschliche und thierische eintheilen; allein ein großer Geist in unsern Tagen hat deutlich erwiesen, (*) daß die Thiere keine Wortspiele machen. Es ist also dieses ein besonderer Vorzug des Menschen, worinnen auch vielleicht, mit unsern Philosophen zu reden, der artmachende Unterschied desselben bestehet und ich glaube also: der Mensch ist nichts anders, als ein Thier, welches eine wesentliche Grundkraft hat, zweckmäßige Wortspiele zu machen — Wie erfreut bin ich über diese Erfindung — das ist würklich etwas Nagelneues und ich sehe schon im Geiste voraus, wie viel davon wird geredet und geschrieben werden — „Der Mensch ist nach dem

(*) in seinen Uebersetzungen aus der Sprache der Thiere. Dieser große Geist bin ich eigentlich selbst — allein es ist heut zu Tage üblich, daß sich die Gelehrten in ihren Schriften selber anführen, um sich auf eine regelmäßige Art loben zu können. Ich habe also nach meiner Wenigkeit diese gelehrte Observanz nicht aus der Acht lassen wollen.

dem Lehrgebäude des hochberühmten Herrn Profeſſor Scribler ein ⁘ = iſt das nicht etwas ſchönes für meine kleine Eigenliebe? Auf einmal werde ich auch ein Philoſoph, ein großer Philoſoph, der Stifter einer neuen Sekte — „Die Herren Skriblerianer behaupten„ — Das wird doch artig klingen — Bald werde ich gar baroniſiret werden —

Man wird mir dieſe kleine Ausſchweifung vergeben, welche meinem kunſtrichterlichen Charakter ganz gemäs iſt. Ich glaube, deutlich gezeiget zu haben, daß nur die Menſchen Wortſpiele machen — ob der Teufel welche machet, das iſt eine andere Frage, die ich hernach erörtern will. Es ſind aber die Wortſpiele eigentlich ein Stück des Wohlſtandes und ihr häufiger Gebrauch ein Vorzug geſitteter Nationen. Ein Hurone bedienet ſich derſelben freilich ſo oft nicht, als ein junger Herr von Paris; aber davor iſt jener auch ein Wilder und dieſer ein Menſch, der zu leben weiß. Wenn die Wortſpiele nicht in der menſchlichen Geſellſchaft eingeführet wären, wie wolte ein Stuzer einen regelmäßigen und nach dem Kanzleiſtyl der Liebe eingerichteten Angriff auf ein Frauenzimmer thun können? Wo würde ein Poet im Stande ſein, Mäcene zu ſchaffen und Leichengedichte zu ſchreiben? Wo würden die vielen vortreflichen Schriften unſerer Weltweiſen und

Kunſt-

Kunstrichter geblieben sein. — Ja Barbaren wären wir, Hottentoten, Kalmucken, wenn wir keine Wortspiele machten. Damit ich dies noch einmal recht pathetisch sagen könne, so will ich auf das deutlichste und gründlichste erweisen, daß Wortspiele nicht nur erlaubt; sondern sogar in der menschlichen Gesellschaft nothwendig sind. Das erste beweise ich so:

Lehrsatz
Wortspiele sind erlaubt
Demonstration.

Ein jedes Ding ist mit sich selbst einerlei (princ. abs. prim.) folglich ist es unmöglich, daß etwas zugleich sei und nicht sei, oder was ist, das ist. Was also erlaubt ist, das ist nicht unerlaubt, sondern erlaubt. Wenn also die Wortspiele erlaubt sind, so sind sie erlaubt. Nun will ich beweisen, daß sie erlaubt sind. Ich schließe so: Was nicht verboten ist, das ist erlaubt. Wortspiele sind nicht verboten. Folglich sind sie erlaubt. Der Obersaz ist ein Axiom des natürlichen Rechts. Bei dem Untersatze aber berufe ich mich auf die Regel: Adfirmanti incumbit probatio; non neganti: da nun die Form meines Arguments richtig und das Mittelglied nicht in den Hintersaz gekommen ist; so folgt, daß mein Hintersaz wahr sei: Wortspiele sind erlaubt. Q. E. D.

Den zweiten Saz aber, daß Wortſpiele in der menſchlichen Geſellſchaft auch nothwendig ſind, beweiſe ich aus eben dem Grunde, woraus Hobbes die Nothwendigkeit eines unumſchränkten monarchiſchen Regiments hergeleitet hat. Machten wir keine Wortſpiele, ſo wären wir gezwungen, entweder öfters gar ſtille zu ſchweigen, welches man aber niemand zumuthen kan, oder unſern Mitmenſchen ſolche Wahrheiten zu ſagen, die ihnen nicht anders als verdrüßlich ſein können. Würde da nicht ein bellum omnium adverſus omnes entſtehen? Da nun der lezte Zwek der menſchlichen Geſellſchaft die Vermeidung dieſes Krieges iſt, ſo erhellet daher die Nothwendigkeit der Wortſpiele in derſelben. Q. E. D. Ich komme nunmehr ganz natürlich auf die Art und Weiſe, wie man Wortſpiele machen muß. Hier denke ich ſo:

Aufgabe.

Wortſpiele zu machen.

Auflöſung.

1) Beſinne, wofern du dich beſinnen kanſt, ob und was du eigentlich reden ſolſt.

2) Wenn du nichts zu reden weiſt, und der Wolſtand erfordert es doch, zu reden, ſo bringe etliche gewöhnliche Töne in eine beliebige Verbindung, die dir etwa aus ähnlichen Fällen noch bekandt und mechaniſch iſt. So

hast du ein Wortspiel von der zwoten Gattung gemacht.

3) Hast du aber etwas zu sagen, so drücke nur gerade des Gegentheil von dem, was du denkest, durch geschickte Zeichen aus. So hast du ein Wortspiel von der ersten Gattung gemacht.

Beweiß.

Dieser lieget unmittelbar in dem eben entwickelten Begriffe eines Wortspiels.

Nächst der Kritik ist die Historie der vornehmste Theil der Gelehrsamkeit. Damit nun meine Abhandlung recht grundgelehrt werden möge; so will ich dieselbe auch mit einer gründlichen und pragmatischen Geschichte der Wortspiele ausschmücken. Jezt komme ich auf meinen eigenen Grund und Boden; das Alterthum ist meine liebste Gegend, und hat mehr Reize für mich als alle Kostbarkeiten unsers Jahrhunderts. Eine Urne ist mir schäzbarer, als Königreiche — je älter je besser —

Ich werde also in die Vorwelt zurückgehen und die Wortspiele unserer Väter aufsuchen. Da es einmal gewöhnlich ist, eine jede Geschichte im Paradiese anzufangen; so wäre es eine Schande für mich, wenn ich nicht dieser gelehrten Mode folgen und den Ursprung der Wortspiele in Eden suchen wolte. Ich muß also zuerst meinen Lesern sagen, daß

nach

nach der Meinung der gelehrtesten Kunstrichter, diese Welt ohngefehr vor sechs tausend Jahren erschaffen worden. Anfänglich lebten die Menschen im Stande der Unschuld und ich finde hier noch keine Spur von Wortspielen. Allein jezt entdecke ich den wahren Ursprung derselben. Die Schlange, die Even verführte, hat, wie ich glaube, bei dieser Gelegenheit die ersten Wortspiele gemacht und dadurch unsere Stammältern zu der bekandten thörichten Handlung beredet. Alle die schönen Versprechungen, die sie ihnen that, sind nichts anders, als Wortspiele und ich erkläre alle diejenigen durch meinen kritischen Machtspruch für Ochsen und Esel, die meiner gelehrten Meinung nicht beitreten werden.

Die Menschen wurden also durch ein Wortspiel zum Falle verleitet und leider! lernten sie der Schlange ihre verführerische Beredsamkeit ab. Von nun an wurden die Wortspiele unter den Menschen üblich; die Gewohnheit verwandelte sich in einen Grundtrieb, welcher hernach von den Vätern auf die Kinder und so fort bis auf uns fortgepflanzet worden — und welch ein Wunder! Hier entdecke ich sogar eine neue Meinung von der Erbsünde — Ich mag nun für orthodox gehalten werden, oder nicht — ich muß es sagen: Eben dieser Grundtrieb Wortspiele

zu machen iſt die Erbſünde. (*) Bei dieſer Gelegenheit fordere ich alle meine Leſer, alle fromme Herzen, die ſich um den Schaden Joſephs bekümmern, auf, wider mich zu ſchreiben, und mich zu verketzern — Man wird doch durch nichts berühmter, als durch Ketzereien — Abermal eine Ausſchweifung.

Mit unſern erſten Aeltern wurden auch die Wortſpiele aus dem Paradieſe verjaget. Da ſie nach der Zeit zu ſehr überhand nahmen; ſo kam die Sündfluth und tilgete einen groſſen Theil derſelben aus. Weil aber die Menſchen noch immer fortfuhren, ſich ihrer allzu häufig zu bedienen; ſo wurden zur Strafe ihre Sprachen verwirret, welches doch ganz natürlich zugieng. Nämlich ich entdecke hier abermal eine neue Hypotheſe von der Sprachenverwirrung. Die Wortſpiele wurden

(*) Ich ſehe hieraus zu meinem gröſten Leidweſen, daß mein Urgrosvater ein Glacianer geweſen, und alſo unmöglich hat ſeelig ſterben können. Er behauptet, der Grundtrieb zu Wortſpielen wäre die Erbſünde, und eben dieſer ſoll auch, wie er vorher ſaget, das Weſen des Menſchen ausmachen. Ich habe dieſe Anmerkung deswegen gemacht, damit ich nicht Theil an dem Aergerniß nehme, welches dieſe heterodoxe, fanatiſche, chiliaſtiſche, wiedertäuferiſche, blasphemiſche, ſchwenkfeldiſche, ſocinianiſche, arrianiſche, teufeliſche Meinung in unſerm Evangeliſchen Zion geben wird.

den zulezt ſo gewöhnlich, daß jederman ſich bemühete, neue zu erfinden und nichts zu reden, ohne mit den Worten zu ſpielen. Hieraus entſtünd ehe man ſichs verſahe, eine ſolche Verwirrung, daß niemand den andern mehr zu verſtehen im Stande war. Ein jeder Hausvater pflanzte hierauf die ihm geläufigen Wortſpiele auf ſeine Kinder fort, und das iſt der Urſprung der verſchiedenen Dialekte und Sprachen. Iſt das nicht die natürlichſte Erklärung von der Welt?

Nachdem nun in den folgenden Zeiten eine Nation geſitteter war, als die andere; nachdem waren auch die Wortſpiele unter ihr gebräuchlicher. Daher kan man einſehen, wiefern die Griechen Recht hatten, alle andere Völker Barbaren zu nennen. Das iſt gewiß, daß unter ihnen die Wortſpiele zu derſelben Zeit am üblichſten waren. Ihr ganzer Gottesdienſt war daraus zuſammen geſezet, und was waren ihre Orakel anders, als heilige Wortſpiele? Da nun überdieß bei ihnen der Sitz der Philoſophie, der Redekunſt, der Poeſie und anderer ſchönen Wiſſenſchaften war, ſo hatten ſie freilich Recht, alle übrigen Völker Barbaren zu nennen — .

Von den Griechen lernten die Römer Wortſpiele und gute Sitten — Rom war jezt eben das, was ſonſt Athen geweſen war — Einige Freigeiſter wollen dem häufigen

Gebrauche der Wortſpiele den Untergang der Römiſchen Monarchie zuſchreiben, welcher aber wohl einen andern Grund hat.

Nunmehr iſt es Zeit, daß ich auch von unſern Vorfahren rede. So lange dieſe Strohhüte trugen und ihren Feinden furchtbar waren, fanden ſie weder an Komplimenten noch Wortſpielen einen Geſchmack — Wortſpiele muſten ſie nun doch wohl machen, weil ſie Menſchen waren, und Erbſünde hatten; aber ſie bedienten ſich derſelben ſelten, und nur im höchſten Nothfall. Nach der Zeit aber wurde der Nebel der Barbarei durch die Aufnahme des guten Geſchmacks zerſtreuet; die Gelehrſamkeit kam empor; der Scholaſticker arbeitete für das Wachsthum der Wortſpiele; die Kritik trug auch das ihrige dazu redlich bei — kurz, alles vereinigte ſich, unſere Sitten zu beſſern und uns aus unſerer Wildheit zu reiſſen.

In dieſem erleuchteten Jahrhundert hat ſich noch überdies die Süßigkeit aus Paris in unſere rauhe Nordländer eingeſchlichen — wir haben jezt Gott Lob! Freigeiſter, ſüße Herren, Witzlinge, Leute von Geſchmack — alles im Ueberfluß; und dieſe haben das Ihrige redlich geleiſtet, beinahe unſere ganze Sprache in ein Wortſpiel zu verwandeln, und weil ihnen dieſelbe doch noch etwas zu aufrichtig und barbariſch vorkommt, ſo kan

man

man daraus das Phänomen erklären, warum alle witzige Köpfe und Hofleute Franzöſiſch reden — —

Vor einigen Jahren waren unter den gemeinen Leuten die Wortſpiele noch nicht ſehr üblich; aber jezt iſt die Mode allgemein worden, und der Bauer mit dem Dreſchflegel macht ſein Wortſpiel ſo gut, als der junge Herr mit ſeinem Etui.

Bis hieher gehet meine Geſchichte der Wortſpiele, die ich mit großem Fleiße ausgearbeitet, und dabei überall die Fontes, Hübners Fragen und die Geſpräche im Reiche der Todten gehörig zu Rathe gezogen habe.

Nun will ich meinen Leſern eine kleine Probe von den Wortſpielen unſers Jahrhunderts geben, und ihnen einige davon in der Ordnung, wie ich ſie geſammlet, und in mein Tagebuch eingetragen — vorlegen. Die natürlichſte Ordnung iſt doch immer die beſte —

Solte der Verſuch, den ich hier liefere, gut aufgenommen werden; ſo verſpreche ich, in kurzem meinen ganzen Vorrath von Wortſpielen in etlichen zwanzig Alphabeten unter dem Titel heraus zu geben:

Theſaurus vniuerſalis politico - familiaris practicus,

das iſt:

Neueerrichtetes, lehr- und ſinnreiches Konverſations-Magazin, in welchem

chem alle und jede Wortspiele deutscher Sprache, wie solche in der heutigen galanten Welt üblich sind, nach alphabetischer Ordnung vorgetragen, und dadurch eine praktische Anweisung zu politischer und sinnreicher Unterhaltung gegeben worden, von Skribler dem Dritten —

Man kan unterdessen diese Probe als ein Avertissement gelten lassen.

Register einiger Wortspiele.

Ehre.

Das ist ein sehr unbestimmter, vieldeutiger Ausdruck, und daher sehr zu Wortspielen geschickt. Im allgemeinen lässet sich gar keine Erklärung davon geben —

Die Ehrbegierde war ehemals etwas Gutes; heut zu Tage aber drücket dieses Wort eine Art der Raserei aus, die sich wieder durch verschiedene Symptomen äußert. Einige, die mit dieser Krankheit beladen sind, werfen in dem Paroxysmus vielen Unrath aus, den sie sorgfältig auf einem reinen Papiere aufheben, und nicht eher wieder zu sich selber kommen, als bis auch andere Leute diese Feces gesehen, und daraus von der Beschaffenheit ihres Gehirns geurtheilt haben. Diese Raserei, welche in den Schriften der Aerzte die Autorbrunst genennet wird, und bei welcher die

die Patienten alle einen groſsen Durſt nach der Unſterblichkeit ſpüren, wird wieder nach der Verſchiedenheit der Beſtandtheile des beſagten Auswurfs eingetheilet; ſie iſt alſo bald eine poetiſche, bald eine philoſophiſche, kritiſche — und wer wolte alle Gattungen derſelben beſchreiben. Andere unſerer Patienten ſehen vielleicht ein, daſs ihnen ein guter Aderlaſs nöthig iſt; daher hauen ſie überall um ſich herum, und erwarten ein gleiches, kommen auch nicht eher wieder zu ſich ſelbſt, als bis ihnen ein guter Hieb die Kolleader eröffnet. Auf eine gelindere Art werden ſie kuriret, wenn man ihnen einen Stock in die Hände giebt, und ſie zu unumſchränkten Monarchen über die Rücken gewiſſer Leute macht, deren Beruf iſt, ſich prügeln zu laſſen, übrigens aber vor ihren Sold müſsig zu gehen. Doch iſt dieſes nur eine Palliativkur, und das Uebel bricht nach einiger Zeit deſto heftiger wieder aus.

Die Ehre eines Soldaten beſtehet gemeiniglich in einem groſsen Schnurbarte und einigen Narben. Das Bette der Ehren aber iſt eigentlich derjenige Ort, wo man einander ungeſtraft todſchieſst und todſticht. Wenn nun ein junger Fändrich wünſchet, auf dem Bette der Ehren zu ſterben; ſo iſt das ein bloſses Wortſpiel und er wünſchet in der That weiter nichts, als dereinſt mit Ehren

ein graues Haar zu tragen, und endlich alt und lebenssatt auf einem hochadelichen Ruhebette zu seinen Vätern versammlet zu werden. Wenn einige tapfere Helden, die täglich vom Bette der Ehre reden, sich mehr auf dem Bordel und in den Weinhäusern, als auf dem Kampfplatze finden lassen, so solte man beinahe auf die Gedanken kommen, ihre Reden hätten einen mystischen Verstand, und das Bette der Ehre müsse viel weitläuftiger erkläret werden, als hier geschehen ist. Das Urtheil hiervon will ich dem kriegsverständigen Leser überlassen.

Die Ehre eines süßen Herrn ist selten weit her, und wenn er bei seiner Ehre schwöret, einen Wechsel binnen acht Tagen zu bezahlen, oder eine Schöne länger als acht Tage zu lieben; so ist das ein bloßes Wortspiel. Er ist versichert, daß er bei einem falschen Gott schwöret, und der Eid ist also ohnehin nichtig. Vermöge eines andern Wortspiels ist die Ehre eines Stutzers mit der Ehre eines Frauenzimmers in beständigem Streite. Jene wird in diesem Verstande nach der Zahl der Eroberungen gemessen, und diese verbietet, sich erobern zu lassen. Doch gehöret an einigen Orten die Unüberwindlichkeit nicht eben zur Ehre eines Frauenzimmers, wenn nur der Sieg keine eklatante Folgen hat, oder diese wenigstens alsdenn erst sichtbar

bar werden, wenn der Ueberwinder durch eine gewiſſe Cärimonie das Recht erhalten hat, ſich ſeines Sieges zu bedienen. Es faſſet dieſe Cärimonie zugleich einen ſolennen und ewigen Friedenstraktat in ſich, welcher meiſtens das vti poſſidetis zum Grunde hat, öfters aber in einen bloßen Waffenſtillſtand verwandelt wird.

Die Ehre eines Autors und der Nutzen ſeines Verlegers ſind unzertrennlich verbunden. Wenn alſo von jemand geſagt wird, er habe viel Ehre mit ſeiner Schrift eingeleget; ſo iſt das ein Wortſpiel und zeiget nur an, daß der Verleger mit dem Buche, wovon die Rede iſt, eine gute Meſſe gehabt habe. Die Herrn Autors wiſſen das auch gar wohl. Deswegen ſind ſie beſorgt, gleich auf dem Titelblate die gelehrte Welt von ihrer Ehre zu benachrichtigen und anzuzeigen, daß ihr Verleger ſehr viel mit ihrer Schrift gewonnen, welches der geneigte Leſer aus der Vielheit der Auflagen erkennen ſoll. Da ich dieſem rühmlichen Gebrauche zu folgen, kein Bedenken trage; ſo werde ich nicht nur alle gelehrte Thorſchreiber und Hegereuter um einen guten Reiſepaß für dieſe Schrift anſprechen — denn dadurch wird ein Buch Mode und gehet ab — ſondern, wenn mir auch dieſes mißlingen ſolte, ſo werde ich dennoch übers Jahr dieſes Werk wenigſtens mit einem

nem neuen Titel versehen lassen, der mit der ehrenvollen Aufschrift prangen soll: Neue und verbesserte Auflage — Ist das nicht politisch gedacht? Vorgänger habe ich genug — Etwas zur Ehre Gottes thun — ist weiter nichts, als ein Kompliment, das man Gott im Vorbeigehen macht. Unsere Gelehrten pflegen alles zur Ehre Gottes zu thun; sie zanken sich zur Ehre Gottes; zur Ehre Gottes verketzern sie einander — aber, wie gesagt, es ist ein Wortspiel. In der That sind sie nur auf ihre eigene Ehre bedacht — und wenn sie ja etwa glauben, durch ihre Vorzüge Gott Ehre zu machen — das Werk lobet den Meister — — so ist doch das gar ihre Absicht nicht, sondern nur ein Nebending.

Geben sie mir die Ehre mich zu besuchen — heist entweder gar nichts, oder soviel: Es ist eine besondere Ehre für sie, daß ich sie zu mir bitte — Weil ich nun dieses Geständniß gern von ihnen selbst hören wolte; so sage ich aus Bescheidenheit das Gegentheil. Wenn nun jener antwortet die Ehre würde auf seiner Seite sein; so vergilt er eine Schalkheit mit einer andern.

Ich habe die Ehre zu sein — — Erlauben sie mir die Ehre — — Dies sind Wortspiele von der Art, wo man gar nichts denket.

Man

Man erzeiget einem viel Ehre, wenn man ihm Gelegenheit giebt, ſich auf unſere Unkoſten krank zu freſſen und voll zu ſaufen.

Der Mann hat Ehre im Leibe, ſagte neulich ein Leiermann, als er von einem reichen Schneider ein Kopfſtück bekommen und kurz darauf ſagte es ein Dichter, weil ihm eben dieſer Midas einen Neujahrswunſch ſehr reichlich bezahlet hatte.

Einem die lezte Ehre erzeigen — — ein ſehr tröſtliches Wortſpiel für junge Weiber mit alten Männern — — für die Erben eines alten Wechslers — — für die Kandidaten des heiligen Predigtamts, wenn ein Paſtor ſtirbet — — und für unſer ganzes Land, wenn es wahr iſt, wie man ſagt, daß der Münzjude an der Viehſeuche geſtorben.

Treue.

Die Treue ſelbſt gehöret unter die deutſchen Alterthümer, davon ich an einem andern Orte rede. Den Ausdruck aber hat man auch in unſern erleuchteten Zeiten noch beibehalten, weil er artig klingt und überall zu ſinnreichen Wortſpielen kan gebraucht werden.

Wenn einer bei ſeiner Treue ſchwöret, ſo kan man gewiß glauben, daß er nichts halten wird, und es kommt mir eben ſo vor,

als wenn ein rechtgläubiger katholischer Christ bei der Irmensäule schwören wolte. Es ist aber gut, daß die gelehrte und polite Welt dergleichen Geheimnisse für sich behält — ob der Pöbel eben alles weis, oder nicht —

Ein treuer Freund ist ein poetisches Wortspiel; wird aber doch noch zuweilen in Prose gebrauchet und bedeutet alsdenn, wenn es hoch kommt, einen Menschen, dessen Hunger so genau an die Küche eines andern gebunden ist, daß er dessen Feind nicht sein kan, ohne sein eigner zu sein.

Die eheliche Treue ist etwas pöbelhaftes und gehöret unter die alten Moden. Wenn man sie also von vornehmen Leuten rühmet; so ist es ein Wortspiel. Siehe Speners pia desideria unter dem Titel von treuen Ehegatten. Ich kenne einen alten, gebrechlichen Ehemann, den niemand solte für fähig halten eine Untreue an seiner schönen, jungen Haußehre zu begehen und der es dennoch mehr mit der Jungfrau Maria von Kremnitzer Gepräge, als mit seinem Weibe hält. Ich werde daher mit ehesten in einer gelehrten Abhandlung de adulterio cum inanimatis et brutis commisso erweisen, daß diejenigen Eheleute, deren Treue kein Stutzer und keine Coquette wankend machen kan, doch gemeiniglich die grösten Ehebrecher sind — Ist das nicht schändlich, wenn ein ehrlicher

licher Mann auf einen Mops oder auf einen Spiegel und eine ſchöne Dame auf einen Wallachen eiferſüchtig ſein muß?

Von der alten deutſchen Treue und Redlichkeit handele ich an einem andern Orte. Doch kan man auch hiervon den Pancirollus nachleſen —

Ein treuer Ueberſetzer — — dieſer Ausdruck iſt zweideutig. Zuweilen brauchet man ihn von einem elenden, gelehrten Tagelöhner, der ſeinem Original von Wort zu Wort folget, und etwa ſo überſetzet wie ein Knabe in der vierten Klaſſe. Zuweilen aber, wenn ſich der Ueberſetzer dieſes Beiwort ſelbſt auf dem Titelblate giebt, bedeutet es das Gegentheil — — einen freien Ueberſetzer, der anſtatt ſein Original zu verdolmetſchen, beinahe gar ein neues Buch ſchreibet — Ob aber auch diejenigen treue Ueberſetzer ſind, die auf ihre eigene Bücher ſchreiben: Aus dem Engliſchen überſezt, um ſie beliebter zu machen — — das mag der geneigte Leſer beurtheilen.

Glücklich

Da ich eben die Bedeutung dieſes Wors aufſuchen will; ſo höre ich, daß ein guter Freund von mir ſehr glücklich worden iſt. Geſchwinde muß ich zu ihm gehen — Vielleicht erfahre ich hier einiges, was mir in meinen gelehrten Unterſuchungen nüzlich ſein kan.

kan. Ich komme — er umarmet mich ganz begeistert — er erzählet mir sein Glück — und worinnen besteht denn das? Ei denken sie doch! Eine Frau mit 3 000 Thalern, die schon siebenzig Jahr alt ist und also vermuthlich bald stirbet — Gut! der ist also glücklich, der eine Frau mit 30000 Thalern heurathet, die vermuthlich bald stirbet.

Mein Nachbar soll ein sehr glücklicher Mann sein — hat er denn etwa auch eine 70jährige Frau mit 30000 Thalern? Ach nein — Ich muß doch sehen, worinnen sein Glück sonst bestehet. Ich gehe zu ihm — Der Herr sind noch nicht aufgestanden — Ich komme noch einmal — Sie speisen eben — ich komme wieder — Sie halten ihre Mittagsruh — — sie trinken Kaffee — — sie soupiren — sie legen sich nieder — Gut! glücklich ist also derjenige, der bis um 12 Uhr schläft, speiset, Mittagsruh hält, Kaffee trinket, soupiret und zu Bette gehet.

Der Graf von Z * * ist, wie man sagt, der glücklichste Mann am Hofe. Ich gehe in seinen Pallast — — der ganze Vorsaal ist voll von Klienten — Wo muß denn der Kammerdiener sein? — — Kan ich nicht vor Seine Excellenz kommen? Nein, sie lassen niemand vor sich — Ein glücklicher

Mann

Mann ist also eine Excellenz, die niemand vor sich lässet.

Mein Vetter, der Magister wurde von jedermann für glücklich gehalten. Er war überaus dumm, und hatte bei aller seiner Dummheit doch so viel Geld, daß er als ein ehrlicher Mann leben konte — Ein glücklicher Mann ist also derjenige, der dumm ist, und seiner Dummheit ungeachtet doch keinen Hunger leidet.

Ich armer Mann — ich habe keine 70jährige Frau mit 30000 Thalern — ich schläfe nicht bis um zwölfe — ich bin keine Excellenz — ich lasse jedermann vor mich — ich bin auch eben so dumm nicht — Ich bin also leider! nicht glücklich.

Ich habe auch schon viel glückliche Heurathen gesehen. Herr Utian heurathete die Witbe eines Dorfpriesters und mit derselben den Dienst seines Vorfahren. Jedermann, und er selbst, sagte am Tage der Hochzeit, es wäre eine überaus glückliche Heurath. Eine glückliche Heurath ist also eine solche, dadurch man in einen ehrwürdigen Stand versetzet wird.

Sein Bruder bekam die schönste Tochter des Landes zur Ehe, deren Vater ein alter Pachter war — Der hat eine glückliche Heurath gethan — Wer also eine schöne

Pachterstochter zur Ehe nimmt, der thut eine glückliche Heirath.

Herr West wurde von jedermann für ein glückliches Genie gehalten. Er hatte nichts gelernt, und wußte einen ganzen Abend zu reden, ohne zu denken. Wer also nichts gelernt hat und doch reden kan, ohne zu denken, der hat ein glückliches Genie.

Ich kan aus diesen Vieldeutigkeiten und Wortspielen nicht klug werden. Der geneigte Leser beliebe aus meinen Beobachtungen sich den Begrif eines Glücklichen zu bilden, wie er will.

Zufrieden.

Nach einem langen Nachdenken von sechs Jahren habe ich gefunden, daß die Zufriedenheit, wenn sie kein Wortspiel sein soll, nur denjenigen zukommt, die, nach den nur erst entwickelten Bedeutungen des Worts, nicht glücklich sind. Unter allen, die ich vorher als Glückliche gerühmt habe, ist keiner, wie ich nachgehends erfuhr, würklich zufrieden.

Mein Freund mit der glücklichen Heurath mögte vor Aergerniß bersten, daß ihn ein Sternseher belogen, der ihm vorher sagte, seine Frau würde sechs Wochen nach der Hochzeit vor Liebe sterben. Sie lebet zu seinem großen Leidwesen noch immer, und keifet ihm täglich die Ohren so voll, daß er sich wünschet, dieses Aergerniß nie gestiftet zu haben.

Mein

Mein Nachbar, der glückliche Mann, hat das Podagra, und, was noch ſchlimmer iſt, einen Sohn, der vor kurzem ſeiner Mißhandlungen wegen des Landes verwieſen worden. Ueberdieß ſiehet er täglich ſein Vermögen abnehmen — Urſachen genug, unzufrieden zu ſein!

Der Graf von Z * * iſt glücklich — aber unzufrieden, daß er nicht noch glücklicher iſt. Da er Edelknabe war, wünſchte er Kammerjunker zu ſein. Da er Kammerjunker war, wolte er gern Kammerherr werden. Er bekam den Schlüſſel, und nun wünſchte er ſich eine Stelle im Staatsrathe, und da er ſie erhielt, immer eine höhere. Jezt iſt er der oberſte Miniſter — aber der König iſt noch über ihn — Auſſerdem hat er viel heimliche Feinde, und er iſt keine Stunde ſicher, nicht geſtürzet zu werden. Der glückliche Mann!

Mein Vetter, der dumme, mögte wohl zufrieden ſein? Auch der iſt es nicht. Er ärgert ſich entſetzlich, daß nicht alle Leute ſo dumm ſind, wie er — wie könte er vergnügt ſein?

Die glücklichen Heurathen, von denen ich vorher geredet, ſind auch alle die unzufriedenſten. Herr Urian bekam zwar mit ſeiner Frau einen ſchönen Dienſt — jährlich 12 Malter Decem und gute Accidentien — aber er be-

kam auch eine Frau, die schon vier Männer hatte begraben lassen — Weiter brauche ich nichts zu sagen — Er wird gewiß nicht der lezte sein.

Sein Bruder heurathete ein schönes Frauenzimmer, ja, was noch mehr, eine Pachterstochter — aber sie war einfältig, und so einfältig, daß sie ihm gleich in der ersten Nacht offenherzig gestund, sie wäre schon einmal zur Mu = = = manum de tabula.

Gelehrt.

Dieses Wort ist sehr vieldeutig. Zuweilen wird es blos von der Mine, oder von der Parucke gebrauchet — Da es die Umstände nicht leiden wollen, dieser Schrift, mein Bildniß vorzusetzen, so ergreife ich hier die Gelegenheit, mich und meine gelehrte Mine dem Leser schriftlich zu schildern. Ich habe Gott Lob eine ziemliche Größe und starke Glieder, und bin überhaupt so gut gewachsen, als der beste Bierschröter. Die Augen liegen gewaltig tief in meinem dicken, kritischen Kopfe, und funkeln hinter den großen, zotticht-ten Augenbraunen hervor, wie ein paar glassurte Urnen. Die Stirne prangt mit aller Majestät eines Kunstrichters und allem Ernst eines Weltweisen. Die Nase gehet vermittelst eines sehr regelmäßigen Kegelschnitts bis auf die unterste Lippe, an welche ein schalkhaftes Kinn gränzet, welches durch eine ungeheure

heure, pathetiſche Waſſerſuppe ſehr weitläuftig wird — Sehen ſie! das heißt eine gelehrte **Mine**, die die alten Scholaſtiker wiederum in eine Profeſſormine, Doktormine, Magiſtermine und Schulmine einzutheilen pflegten.

Die Gelehrſamkeit der Parucken muß aus der Mode beurtheilet werden. Sonſt war keine Parucke gelehrt, die nicht war

Wie die Parucke des Dechants im philoſophiſchen Orden,
Die, in verſchiedne Kapitel getheilt, mit logiſchen Locken,
Unmittelbaren Folgen und peripatetiſchen Knoten
Von dem demonſtrativiſchen Scheitel des Wolfianers,
Ungeſtüm, wie eine Streitſchrift in Paragraphen herabrauſcht.

Heut zu Tage aber hat man angefangen einzuſehen, daß auch in kleinen Parucken Gelehrſamkeit wohnet. Wenigſtens werden die großen Parucken nicht mehr vor witzig gehalten —

Ein gelehrter Mann iſt nach unſerm kunſtrichterlichen Redegebrauch ein ſolcher, der ein gutes Gedächtniß und viel auswendig gelernet hat. **Ein gelehrtes Buch** aber iſt nach den Regeln der Kritik ein ſolches, worinnen der Verfaſſer nichts ſelbſt ſaget; ſondern alles von andern ſagen läſſet, und ſich daher in jedem Perioden der Worte bedienet: videatur, conferatur, legatur, euoluatur u. ſ. w.

Ein gelehrtes Frauenzimmer ist entweder ein sehr ekler Hausrath, oder ein Wortspiel, oder eine Injurie. Manche hat nur etwa den hundertjährigen Kalender und den Irrsaal der Liebe gelesen — so ist sie schon gelehrt. Vertiefet sich aber ein Frauenzimmer so weit in die Wissenschaften, daß sie griechische und lateinische Schriftsteller beurtheilen und auch etwa zur Noth einen Schluß in barbara machen kan, daß sie selbst eine Autorin wird — wehe dem armen Manne!

Von gelehrten Dieben und gelehrten Trödlern werde ich an einem andern Orte reden.

Ein gelehrter Dorfpfarre ist ein solcher, der öfters vom Grundtext spricht, und jede Predigt mit ein paar gottseeligen Reimen von seiner Hände Arbeit anfänget und beschließet. Eine Predigt aber ist gelehrt, wenn sie niemand verstehet.

Liebe.

Ist öfters so viel, als eine bestimmte Art der Narrheit, welche sehr leicht ansteckt. Und in diesem Verstande sagt man von den Patienten, sie wären verliebt. In eine Person verliebt sein heist also, wie die Franzosen ohne Wortspiel sagen, wegen derselben ein Narre sein, und man will sie verliebt machen, wenn man sich Mühe giebt, sie mit seiner Thorheit anzustecken, und so närrisch zu

bilden,

bilden, als man selbst ist — Es giebt heut zu Tage privilegirte Thorheiten, die ein Stück des Wohlstandes ausmachen. Der Mode zu gefallen, träget man den Hut unter dem Arme, läst sich die Haare abschneiden und kaufet sich fremde, pudert sich, schminket sich, verliebt sich und — ist ein Narr —

Uebrigens finde ich in meinen kritischen Beobachtungen, daß der Ausdruck: ein Frauenzimmer lieben, noch mehrere Bedeutungen hat, und sehr zu Wortspielen geschickt ist. Wenn ein junger Herr auf der Akademie seines Professors Tochter liebet; so heißt das so viel: Er spüret einen innerlichen Beruf, seinen Vater arm und sich mit der geliebten Person unglücklich zu machen. Zuweilen heißt lieben auch nur, einen Grundtrieb haben, sich mit dem Geldkasten und Bancozetteln einer Schönen auf ewig zu verbinden.

Hieraus kan man den Begrif beurtheilen, den ein groser Geist in unsern Tagen von der Liebe gegeben hat: Einen andern lieben heißt in der That nichts anders, als sich selbst lieben, und aus Liebe für sich diejenigen Cärimonien mitmachen, die nöthig sind, den andern zu überreden, als liebte man ihn —

In sich selbst verliebt sein, ist eine grobe Redensart, durch die man in einigen barbarischen Ländern eben das ausdrücket, was die galante Welt einen Stuzer nennet. Es

ist aber klar, daß sich diese Redensart auf ein Vorurtheil gründet. Weder Stutzer noch Stutzerinnen sind in sich selbst verliebt, sondern nur in die Lufterscheinung, die sich in ihren Spiegeln vorstellet, so oft sie hinein sehen, und nächst der Puderquaste ist auch würklich der Spiegel der einzige Gegenstand ihrer Zärtlichkeit.

Die eheliche Liebe ist vier Wochen nach // der Hochzeit ein leerer Klang, indem man // insgemein zu dieser Zeit aus seiner Thorheit // wieder zu sich selbst kommt, und nur selten noch in einen Paroxysmus vorfället, der etwas Aehnliches damit hat.

Bei dieser Gelegenheit kan ich nicht umhin, der gelehrten Welt eine neue Erfindung mitzutheilen, zu der mir der hochberühmte Isaak Bickerstaff Anleitung gegeben. Ich liefere hier die Beschreibung von einem Liebesthermometer, das ich schon vor einigen Jahren mit großer Mühe verfertiget und seit der Zeit auf eine sehr nützliche Art bei meinen kritischen Experimenten gebrauchet habe. Die Röhre habe ich zu eben der Stunde gießen lassen, da die Venus durch die Sonne gieng, und die folgende Nacht, da eben der Hundsstern über dem Horizonte stund, habe ich sie hermetice sigilliret. Die darinnen enthaltene flüßige Materie bestehet aus Spiritus Vini und Schlagbalsam.

Die

Die Grade aber ſind folgendermaßen gezeichnet:

Aeußerſte Raſerei
Tollheit
Narrheit
Liebe
Laubheit
Gleichgültigkeit
Verachtung.

Bei dem mittelſten Grade habe ich einen magiſchen Zeiger angebracht, welcher weiſet, ob die Liebe auf die ſogenannte geliebte Perſon, oder auf ihr Geld, oder auf ſonſt etwas gehet. Da alles fertig war, ſo machte ich am erſten April im Jahre der Erfindung den Anfang mit meinen Verſuchen. Ich trug meinen Thermometer überall herum, wo ich Verliebte wuſte, und beſonders habe ich bei einem meiner Anverwandten die Vortreflichkeit meines Inſtruments deutlich eingeſehen. Er hatte eine Abſicht auf ein gewiſſes Frauenzimmer — Da ich meinen Thermometer brauchte, ſo fand ich, daß der Liquor nur erſt im fünften Grade ſtund, von der Raſerei an gerechnet — Er ſprach mit ihr — Mein Liquor ſtieg zum vierdten Grade — Er that einen Antrag — zum dritten Grade — man nahm ſich Bedenkzeit — zum zweiten Grade — man machte Schwierigkeiten — zum oberſten Grade — Er bekam wieder

Hoffnung — Hier fieng mein Liquor schon wieder an zu fallen — bis zum zweiten Grade — Das Jawort drückte den Liquor zum dritten Grade nieder, die Hochzeit zum vierdten, den Tag nach der Hochzeit fiel er zum fünften, bald darauf zum sechsten, und acht Tage darnach zum untersten Grade. Bei der Braut aber war er niemals über den fünften Grad gestiegen —

Meine Menschenliebe hat es nicht zugelassen, eine Erfindung zu unterdrücken, die so gemeinnützlich werden kan. Sie ist mir in der That sehr rühmlich, und ich thue mir viel darauf zu gute, wenn ich bedenke, wie oft in der Nachwelt mein Name bei dieser Gelegenheit wird genennet werden — das Skribleriſche Thermometer — —

Mäcen

Ehemals war ein Mäcen ein Kenner der Wissenschaften und grosmüthiger Wohlthäter der Gelehrten. Jezt aber ist er vermöge eines Wortspiels ein Mann, der Geld hat, einen guten Tisch führet und thöricht genug ist, zu glauben, Poeten wären keine Lügner. Der gröste Mäcen meines Vaterlandes ist ein Schneider, der gut isset und trinket und und es überaus gerne höret, wenn man ihn einen Musenpatron nennet. Er lässet seine Kinder hungern und füttert davor einige Leiermänner, die ihm bei allen Gelegenheiten auf dem

dem Pegaſus in das Haus reiten; dadurch hat er es ſoweit gebracht, daß bei ihm keine Katze mehr ſterben kan, wo nicht Apollo mit allen neun Muſen zu Grabe gehen muß. Neulich wurde durch den Tod ſeines Budels der ganze Parnaß in eine allgemeine Landtrauer geſtürzet und alle Muſen, verſchworen ſich, ſo lange zu weinen, bis dieſes unvergleichliche Thier unter die Sterne verſetzet worden, welches denn auch endlich geſchahe. So eben kommt mir ein Gedicht auf dieſen Mäcen in die Hände:

Poetiſches Feldgeſchrei an die Muſen an dem Namenstage ihres Apolls

Das muß ich doch leſen —

Sei mir gegrüßt am Helikon
Mäcen! Erhabner Freund der Muſen —
Und ſelbſt Apoll — du Götterſohn;
Dein Name ſchwellet meinen Buſen.
Berauſcht vom Nektar — —

Ei ſo lüge du und der T * *. Es war ja würklich nur Bier — Doch ich irre; es iſt eine Metapher —

Berauſcht vom Nektar deiner Güte,
Entzückt vom Säuſeln deiner Huld,
Komm ich und zolle meine Schuld
Mit unterthänigſtem Gemüthe.

Mein

Nein ich kan nicht weiter lesen — Das ist zuviel für einen Schneider — würklich zuviel!

Autor

Nach der Meinung einiger Kunstrichter giebt es keine Autors mehr und es ist eine nothwendige Eigenschaft eines solchen, daß er muß in einer metallnen Zeit gelebet haben, sie mag nun ein goldene, oder silberne, oder tombackene gewesen sein. Da dieses aber unsern schönen Geistern schwerlich anstehen wird; so will ich lieber einen Autor einen solchen nennen, der lange, gesunde Finger, gute Augen und Unverschämtheit genug hat, nicht in der Stille ein Narr zu sein, sondern seine Narrheit in gedruckten Beweisen der Welt vorzulegen. Die Autorschaft ist also der Stand einer notorischen Narrheit und die Schriften, die in jeder Messe zum Vorschein kommen, sind nichts anders, als die halbjährigen Reinigungen ehr- und brödliebender Gemüther. Von der Autorbrunst habe ich schon oben geredet; nur das ist noch zu merken, daß, da die andern Krankheiten öfters durch den Hunger können gehoben werden, diese hingegen dadurch erst recht in ihren Paroxysmus ausbricht und gar unheilbar wird. Das beste Mittel wäre wohl, wenn man die Patienten auf eine anständige Art versorgte und, da man in weisen Republiken schon so

viele

viele gottselige Anstalten ad pias caullas gemachet, schöne Kirchen und Klöster gebauet, Invalidenhäußer und Spitäle gestiftet, Witben Kassen angeleget und auf alle Arten davor gesorget, Leute zur Ruhe zu setzen, die sonst dem Staate zur Last würden; so wundert es mich, daß noch kein Projektmacher auf den patriotischen Einfall gerathen, ein Autorlazareth zu stiften. Würklich dieses würde dem Staate nüzlicher sein, als manches Waisenhaus, ob gleich vielleicht weniger darinnen würde gebetet werden, als in diesem. Wir wollen das beste hoffen.

Fromm

Ich habe schon längst gerne wollen fromm werden und daher schon seit vielen Jahren daran gearbeitet, mir einen rechten praktischen Begrif von der Frömmigkeit zu bilden. Alle, meine Bemühungen aber haben weiter nichts gefruchtet, als mich zu überzeugen, daß die Frömmigkeit in unsern erleuchteten Zeiten ein bloßes Wortspiel ist.

Mein Beichtvater stehet überall in dem Ansehen eines sehr frommen Mannes. Und warum denn? Er ist ein einfältiger Katechet, predigt aus dem Herzen, schimpfet auf die Sitten der Welt, liebet einen guten Haustrunk, nimmt seinen Decem in aller Demuth ein und lobet diejenigen auf der Kanzel, die Wohlthäter der Geistlichkeit sind.

Wer

Wer alſo einfältig iſt, aus dem Herzen predigt, auf die Welt ſchmähet, viel Bier trinket, Decem einnimmt und ſich gerne Schlachtſchüſſeln ſchenken läſſet, der iſt fromm.

Seine liebe Hausehre iſt ſo fromm als er, und ihr Charakter hat mich überzeuget, daß ein Frauenzimmer fromm iſt, wenn ſie immer gebückt, mit gefaltenen Händen und verkehrten Augen in der Tracht ihrer Aeltermutter einhergehet, keine Kirche verſäumet, den Kubach auswendig kan und ſo genau iſt, daß es keine Magd länger als vier Wochen bei ihr ausſtehet.

Mein Paruckenmacher wird vorzugsweiſe der fromme genennet. Was iſt denn frommes an ihm? Er ſeufzet überall, wo er gehet und ſtehet, und will jedermann bekehren, wen er anſiehet. Da er ſo ausnehmend fromm iſt; ſo ſondert er ſich von allen Leuten ab; er hat nicht nöthig, in die Kirche zu gehen und die Heilsmittel zu gebrauchen — dieſe ſind nur für Schwachgläubige. Uebrigens betrachtet er alle andere Menſchen als Aegyptier, ſich aber als einen wahren Iſraeliten und Kind Gottes. Er iſt daher auch ein Erbe Gottes und weil dieſer der Herr aller irdiſchen Güter iſt; ſo ſchläget er dieſelben auch mit zu ſeiner Erbſchaft und machet ſich kein Gewiſſen daraus, uns Aegyptier durch ſeine Parucken um unſer Gold und Silber zu betrügen

krügen — Nun kan ſich der geneigte Leſer ſelbſt einen beliebigen Begrif von der Frömmigket dieſes Mannes bilden.

Aus allen dieſen ſchließe ich, daß, wenn es ja noch eine Frömmigkeit giebet, dieſelbe entweder blos in Cärimonien beſtehet, oder doch wenigſtens in der politen Welt nicht anzutreffen iſt.

Grob.

Da ich auf den Redegebrauch dieſes Ausdrucks achtung gebe, ſo finde ich, daß er ungemein viele Wortſpiele zuläſſet.

So lange mir ein Schneider auf meine Ehre arbeitet; ſo iſt er ein guter Mann. Sobald er aber Geld forderts ſo nenne ich ihn einen groben Flegel — Grob iſt alſo ein Glaubiger der ſein Geld fordert.

Mein Vetter, der Dokter ſagte neulich von einem gewiſſen ehrlichen Manne, er wäre überaus grob; er hätte kaum den Hut vor ihn gezogen und kurzum ein ſehr ſchlecht Kompliment gemacht. Der iſt alſo grob, der nicht vor jedem Narren einen Bükling bis auf die Schuhe machet.

Mein Profeſſor auf der Akademie war ein grundehrlicher Mann und hatte eine groſſe Liebe für die Studirenden. Er warnte ſie daher vor den Ausſchweifungen der Jugend und entdeckte ihnen öfters ihre Fehler, um ſie zu beſſern. Er war grob' und grob iſt

alſo

also derjenige, der Liebe genug für den andern hat, ihm seinen Fehler zu sagen.

Herr Vaterviel hat einen artigen Knaben bei sich, der sein Vetter sein soll. Ich entdeckte ihm neulich meine Muthmaßung, wie dieser Kleine wohl sein Sohn sein könte, und ich war grob. Grob ist also, wer das Kind bei seinem Namen nennet.

Der Herr Magister Paradox fragte mich, was ich von seinen metaphysischen Abhandlungen hielte — Nicht viel, antwortete ich, und das war eine Grobheit. Grob ist also, wer die Wahrheit saget, und die Wahrheit ist nichts anders, als eine Grobheit.

Höflich.

Höflich ist, vermöge der Entgegensetzung, ein Gläubiger, so lange er sein Geld nicht fordert, ein Mensch, der vor jedem Narren einen Bückling bis auf die Schuhe machet, der den andern viel zu sehr hasset, um ihm seine Fehler zu sagen, der das Kind nicht bei seinem Namen nennet, und dem eine Lügen nicht ans Herz gewachsen ist.

Geschmack.

Der gelehrte Geschmack ist nichts anders, als ein unbekandter Gott, dem jedermann dienet. In dieser Bedeutung wird das Wort metaphorisch gebrauchet. Zuweilen aber wird es durch ein Wortspiel im eigentlichen physi-

schen

ſchen Verſtande genommen, z. E. ein Autor, der für den guten Geſchmack ſchreibt.

Denken

Iſt zuweilen ein ſehr demüthigendes Wort — wenn man genöthiget iſt, zu ſagen: das hätte ich nicht gedacht. Ich kenne einen ehrlichen Mann, der ſeine Frau in einer ſehr verdächtigen Kauſalſubordination mit einem ſeiner guten Freunde antraf — „Das hätte ich doch nicht gedacht, ſagte er, rieb ſich „die Augen und gieng vor Jammer in ein „benachbartes Bierhaus —

Ein Philoſoph denket, wenn er den Finger an die Naſe leget, die Augen verdrehet, weder höret noch ſiehet, und alſo in der That — nichts denket.

Ein poetiſcher Gedanke iſt nach der neuen Mundart ein Reim, und nachdem das, was der Poet im Reime ſagt, in Proſe mehr oder weniger unſinnig ſein würde, nach dem iſt der Gedanke vortreflich, oder mittelmäßig. Einen Gedanken, der tauſend Thaler werth iſt, kan man alſo in Proſe gar nicht brauchen, ohne die Oberſtelle im Tollhauſe zu verdienen. Ob dieſe Begriffe nach den Muſtern der alten Griechen und Römer gebildet ſind, darum bekümmere ich mich nicht. Genug, ich habe ſie nach den logiſchen Regeln aus den Schriften ſolcher Leute abgezogen, die gar nicht wurmſamiſch ſind, und die es

selbst sagen, daß ihre Gedichte vortreflich sind — da muß es doch wohl wahr sein.

Stark denken, fein denken — Hiervon siehe in dem Mährgen von der Tonne die Ausschweifung von dem Ursprunge der Tollheit.

Grüßen.

Dies Wort hat verschiedene Bedeutungen, nachdem die Personen verschieden sind, die einander grüßen. Wenn ich meinen Juden grüße; so denke ich ganz etwas anders, als wenn ich meinem Vetter eine angenehme Ruh wünsche — Mit dem leztern meine ich es würklich aufrichtig, und wünsche ihm sogar die ewige Ruh — so könnte ich doch meinen Juden bezahlen, wenn ich wolte — wenn ich aber diesen grüße, so denke ich, ich wolte, daß du zum T * * —

In den meisten andern Fällen ist das Grüßen ein leerer Ton, oder wenn man ja noch etwas dabei deuket, so denket man gewiß an etwas ganz anders, als an den Gruß.

Es giebt ein gewisses Volk, welches auch die Todten, und besonders eine gewisse Jungfer zu grüßen pfleget, die noch dazu eine Jüdin gewesen sein soll. Ich bin aber versichert, daß man bei diesem Grusse eben so wenig denket, als meine Wäscherin, wenn sie bei ihrer Seele schwöret.

Die Freimäurer ſollen auch einen gewiſſen Gruß haben — und hier bietet ſich eine Gelegenheit an, wo ich meine kritiſchen Muthmaßungen über das Geheimniß der Maurerei der gelehrten Welt mittheilen kan. Ich halte nämlich davor, daß — — —

Nachricht an die Buchbinder.

Man beliebe hier, einige Blätter weiſſes Papier einzubinden, damit ein jeder Leſer eine ihm beliebige Meinung hinzu ſchreiben könne. Ein jeder kan ſich auf meinen Beifall verlaſſen.

Satisfaktion.

Satisfaktion verlangen heißt, vermöge eines hochadelichen Wortſpiels, von einem beleidiget worden ſein, und ihn bitten, uns noch einmal, und zwar weit gröber, zu beleidigen, damit man ihn hernach deſto inniger lieben könne; und daher heißt Satisfaktion geben, einen deswegen, weil er ſich von uns hat beleidigen laſſen, zur Wiederherſtellung ſeiner Ehre noch einmal beleidigen. Dieſe Mode ſchreibet ſich eigentlich aus den Zeiten der irrenden Ritter her, und gehöret mit zur heutigen Galanterie — Ob ich aus Liebe zur ſchönen Dulcimena von Toboſo den vortreflichen Roßinantes gegen Windmühlen ſporne, oder . . . . . hiatus in Mſcripto . . . Das iſt am Ende wohl einerlei.

Weltweise.

Der Herr Magister Duns ist, wie jedermann, und er selbst saget, ein grosser Philosoph, und folglich kan ein Weltweiser nichts anders, sein, als ein Mann, der eine große Parucke, ein düsteres Ansehen, dürre Finger, übrigens aber gar keine Aufführung hat, und immer zerstreut ist. Ich besitze auch eine Philosophie in Quart — ich blättere darinnen, um mir einen Begrif von dieser vortreflichen Wissenschaft zu machen — Causatiuitas furitionis identitatem — Hieraus schließe ich, daß die Philosophie nichts anders, als eine Sammlung von Wörtern ist, die der Spitzbubensprache sehr nahe kommen.

Titel.

Da ich anfieng, Philosophie zu studiren, Schlüsse zu machen und an allem zu zweifeln; so wolte ich gleich Anfangs den Regeln meines Lehrers nachkommen und mir überall deutliche und gesäuberte Begriffe erwerben. Wie viel Mühe ich mir in diesem Stücke gegeben, und was vor herrliche Erfindungen ich hin und wieder gemacht, das hat der geneigte Leser aus dieser Schrift schon hinlänglich eingesehen. Nichts aber hat meiner wißbegierigen Seele mehr zu schaffen gemacht, als die in der politen Welt üblichen Titel. Ich will meinen Lesern die Früchte eines zehenjährigen Nachdenkens über diese Materie vorle-

vorlegen, welches mir aber weiter nichts geholfen hat, als daß ich jezt eben so klug bin, wie zuvor. Hier sind meine Kritiken.

Ein gnädiger Herr ist ein Landjunker und unumschränkter Monarch über sechs Bauren, mit denen er machen kan, was er will, und die ihn nicht verklagen dürfen, wenn sie nicht den Rest ihres Vermögens Leuten aufopfern wollen, die noch hungriger sind, als der gnädige Herr selbst. Das war ein gnädiger Herr vom Lande.

Ein gnädiger Herr am Hofe ist ein Ding, das aussiehet, wie ein Mensch, einen schönen Kopf hat, tanzen kan, wie eine Marionette, eine Prise nimmt, mit dem Stocke spielet, die Hände küsset, sich mit dem Fächer schlagen lässet und nichts denket.

Ein gnädiger Herr vom Degen ist eine Person, die Ahnen und wenigstens zehen Männer unter ihrem Befehl hat, die bezahlet werden, eine Flinte bald auf der Schulter, bald wo anders zu tragen, bald stille zu stehen, bald fort zu gehen, wie der gnädige Herr will, zu schießen, wenn er befiehlt, zu zittern, wenn er fluchet, und sich zu bedanken, wenn er prügelt.

Eine gnädige Frau von Natur ist eine schöne Docke, mit der täglich zwanzig Personen zu thun haben, sie an und auszukleiden, ihre Haut, ihr Haar und ihren Magen in

Bau und Besserung zu erhalten, ihr die Hände zu küssen, Schmeicheleien zu sagen, und sich allenfalls aus Liebe zu ihr aufzuhängen.

Eine gnädige Frau durch die Kunst ist eine reiche Kaufmannstochter, der ein gnädiger Herr die Ehre erzeiget, sie zur gnädigen Frau zu machen, und die nun das Recht hat, vor ihr Eingebrachtes auf seinem Rittergute zu sitzen, mit ihren Mägden zu zanken, und in der Kirche vor sich bitten zu lassen, da unterdessen der gnädige Herr bei Hofe auf ihre Unkosten ein Stutzer ist und liebäugelt.

Ein gestrenger Herr — Dies ist kein Wortspiel, und bedarf also auch keiner Erklärung.

Eine Excellenz ist in Civilsachen das Quadrat, bei dem Kriegsstaate aber der Kubus von einem gnädigen Herrn. Zu einer Civilexcellenz gehören also wenigstens 36 Bauren; zu einer Kriegsexcellenz aber wenigstens 1000 Schnurrbärte, die geübet sind, Spitzruthen zu laufen, vor ihren Sold nichts zu thun, und andere dergleichen Kriegsdienste zu verrichten.

Es giebt an einigen Orten auch Schulexcellenzen, welche mit den martialischen wenigstens den Stock gemein haben —. Doch ist dieses nur ein Provinzialtitel.

Die

Die Gelehrten haben ihren beſondern Canzleiſtyl in Anſehung der Titel; ſie bekommen große oder kleine, nachdem ſie viel oder wenig geſchrieben haben. Da ich ein großer Algebraiſte bin, ſo habe ich gefunden, daß die Titel ordentlich in einem geometriſchen Verhältniß mit der Vielheit der Alphabete wachſen, die einer geſchrieben. Ich will die Tabelle davon herſetzen; ſie könte vielleicht Gelegenheit geben, neue Logarithmen zu finden.

Alphabete.		Titel.
1	ſchlechthin	vir doctiſſimus.
2	- - -	vir clariſſimus.
4	- - -	vir celeberrimus.
8	- - -	vir excellentiſſimus.
16	- - -	vir illuſtris -- magnificus.
32	- - -	vir perilluſtris -- ſumme reuerendus.
64	- - -	Heros, Diuus, ὁ πανυ.
128	- - - -	vir mea laude major.
256	- - -	(defectus in vſu loquendi.)

Den Nutzen dieſer Tabelle wird wohl kein Vernünftiger leugnen. Ich darf nur hören, daß einer vir perilluſtris genennet wird; ſo weiß ich gleich, er iſt ein Gelehrter von 32 Alphabeten — iſt das nicht etwas Artiges?

Außerdem haben die Gelehrten noch beſondere Handwerkstitel, die nach ihren Zünften

verſchieden ſind. Weil das wahre Weſen derſelben von wenigen eingeſehen wird, ſo will ich nach meiner Einſicht daſſelbe etwas genauer beſchreiben.

Ein vir experientiſſimus kan einer in wenig Minuten werden. Es giebt nämlich leider! unter den Gelehrten viele Schwarzkünſtler, die durch ihre geheime Wiſſenſchaft übernatürliche Würkungen hervorbringen. Sie wahrſagen aus den natürlichen Auswürfen der Menſchen und Thiere; ſie hexen den Leuten den Teufel in den Leib und wieder heraus; ſie treiben viele Gaukeleien mit dem Blute und mit den todten Körpern; es kan kein ehrlicher Dieb vom Leben zum Tode gebracht werden, auf deſſen Leichnam ſie nicht grauſame Anſchläge machen ſolten, und was dergleichen zauberiſche Beſchäftigungen mehr ſind. Dieſe Schwarzkünſtler haben eine beſondere Zunft unter ſich, und ſie beſitzen das Geheimniß, einem in einer halben Stunde alle ihre Geheimniſſe beizubringen. Einige, die die Vortreflichkeit dieſer Methode noch nicht einſehen, kommen erſt durch viele Umſchweife dahin, wohin ein anderer vor eben das Geld gleichſam in einem Augenblicke gelangen kan. Jene laufen erſt alle Schulen durch, und bemühen ſich, die zauberiſchen Wörter, das Abra kat Abra und andere Beſchwörungen dieſer Schwarzkünſtler auswendig

zu

zu lernen — dieſen gehet es aber eben ſo, wie meinem Schneider, der zehen Jahre in dem Höllenzwange ſtudirte, um den Proceß der Heckethaler zu lernen, und dennoch nicht eher etwas ausrichtete, als bis er ſich bei einem alten zauberiſchen Renommiſten aufdingen ließ — Man kan einen kürzern Weg gehen — ich bitte die Zunft meiner Schwarzkünſtler um Vergebung, daß ich ihre Geheimniſſe eröffne; es iſt eine gefährliche Unternehmung — ich dürfte leicht einmal mit einigen Teufeln beſeſſen werden; ich hätte alsdenn dieſer Beſchwörer nöthig, und an ſtatt die böſen Geiſter zu vertreiben, hexten ſie mir wohl aus Rache noch ein Dutzend derſelben darzu in den Leib — wolte ich es ihnen gleich verhehlen, daß ich der Verfaſſer dieſes Buches bin, was würde mir das helfen? Sie würden es doch aus dem Urin ſehen — Genug ich will zum beſten meiner Leſer etwas wagen — Dieſe Zunft beſitzet nämlich einige Stücke, die von berühmten Hexenmeiſtern unter einem gewiſſen Himmelszeichen verfertiget und denen durch eine magiſche Beſchwörung die Kraft gegeben worden, denenjenigen, welchen ſie mit gewiſſen Cärimonien angeleget werden, in einem Augenblicke alle Geheimniſſe des Höllenzwanges mitzutheilen. Hieher gehöret

1) eine gewisse Mütze, die diese Leute in ihrer zauberischen Sprache einen Hut nennen, und die von dem Aeskulap, einem berühmten alten Hexenmeister, den zulezt noch der Teufel lebendig geholet, unter der Konjunktion des Merkurius und Saturnus verfertiget worden.

2) Ein sammtner Roquelor, oder Mantel, auf welchem sonst ein berühmter Teufelsbanner jährlich einmal auf den Broksberg geritten.

3) Der Ring des Königs Salomo, der auch ein vornehmer Schwarzkünstler seiner Zeit gewesen.

Hat nun jemand Lust, ein Hexenmeister zu werden; so giebt er sich bei dem Obermeister der Gilde an. Er dinget mit ihm um das zu erlegende Geld, und hierauf gehet die Cärimonie vor sich. Der Obermeister tritt mit ihm in einen hierzu gemachten Kreiß und bannet einige Teufel herbei, den neuen Jungmeister zu erschröcken; dieser erschrickt nun auch gemeiniglich so, daß er kein Wort reden kan. Jener aber, als ein alter, erfahrner Teufelsbanner fürchtet sich nicht, zanket sich tapfer herum, und nachdem dieses einige Stunden gedauert hat, so setzet er mit vielen zauberischen Kapriolen und fremden Worten dem neuen Zunftgenossen die beherte Mütze auf, hüllet ihn in den heiligen Mantel und stecket

ihm

ihm den geheimnisvollen Ring an — auf einmal iſt der vir experientiſſimus fertig. Nun kan er den Teufel durch . . . . zwei Drachma . . . . . aus dem Urin . . . . . Bezoard . . . . .

Es giebt noch eine andere Art von Zauberern, die ſich aber der weiſen Kunſt verſtändige, zu latein: viros ſumme reverendos nennen. Es koſtet mehr Mühe und Geld, bei dieſen zünftig zu werden, als bei jenen, obgleich die Cäremonien einerlei ſind. Davor aber haben dieſe auch die guten Geiſter unter ihrer Gewalt durch deren Hülfe ſie . . . . . die ſie im Grundtext Poſtillen . . . . . trumpfen . . . . Kirchenbann . . . . durch ketzeriſche . . . . .

Außerdem giebt es noch eine Art von Leuten, die ſich um den Stein der Weiſen bemühen und auch würklich ein Mittel gefunden haben, aus Papier und Dinte, welches man wohl ſchwerlich glauben wird, Gold zu machen. Ihr Schuzgott iſt ein gewiſſer Goldmacher, der Tribonian geheißen hat, und der Hofalchimiſt eines alten Römiſchen Kaiſers geweſen iſt. Sie haben auch ihre gewiſſe Beſchwörungen, wodurch man bei ihnen zünftig wird, und der Titel eines ſolchen neugebackenen Adepten iſt vir conſuleiſſimus.

Ein

Ein vir amplissimus wird man, sobald man weiß, daß nichts zugleich sein und nicht sein kan, daß alles ist, was ist, und daß aus nichts nichts wird. Man bekommt alsdenn gegen Erlegung der gewöhnlichen gelehrten Zunftgebühren einen gedruckten Zettel und dadurch die Erlaubniß ein grosses M * * vor seinen Namen zu setzen, und alsdenn auch andere in diese Vorhöfe der Weisheit, in die Sätze von Widersprüchen, Einerleiheiten und Gründen hineinzuführen.

Das mag genug sein von den Titeln der Gelehrten. Ich habe noch einige andre in petto, aus denen ich nicht klug werden kan und die wohl gar leere Töne sind.

Man hat Heiligkeiten, Eminenzen, Hochwürden, Ehrwürden, in Gott Andächtige — — bona verba, quaeso — — Den Augenblick kommt mir ein gedrucktes Blat in die Hände, welches sich vortreflich zu dieser Materie schicket und dessen Inhalt ich dem geneigten Leser mitzutheilen, kein Bedenken trage:

Mit
Erlaubnis hoher Obrigkeit.

Demnach sich in dieser lezten betrübten Zeit nach dem landverderblichen Kriegswesen verschiedene Seuchen und giftige Krankheiten eingeschlichen, welche das ganze menschliche Geschlecht mit einer verheerenden Konta-

gion

gion bedrohen: und aber es jedem frommen Chriſtenmenſchen oblieget, dieſem Jammer in Zeiten zu ſteuern und wehren; als hat ſich ein patriotiſchgeſinnter Arzt bemühet, vor alle dieſe Fieber, Seuchen, Flüſſe, Gichten, Dünſte, Peſten und wie ſie Namen haben mögen, heilſame, probate und untrügliche Mittel zu erfinden. Und da er beſonders zwo Arten von anſteckenden Krankheiten wahrgenommen, die jezt in unſern Gegenden nächſt der Viehſeuche am meiſten herumgehen, die Geldſeuche und die Titelſucht; als hat er ſich beſonders mit ſeinen Unterſuchungen auf dieſe zwei Fieber gewendet. Bei dem erſten hat er angemerket, daß ſolches nicht anders kan gehoben werden, als dadurch daß die materia peccans aus- und abgeführet wird. Ob nun gleich dieſes in dem lezten Kriege ſchon ziemlich geſchehen; ſo iſt doch noch an einigen Orten eine ſtarke Reinigung und Ausleerung nöthig. Da nun dieſes ſich alles ſo verhält; ſo hat endesbenannter Arzt ein Mittel erfunden, welches beide Krankheiten zugleich hebet, indem ſie gemeiniglich in einer Perſon zuſammen treffen. Er will nämlich einen von hoher Obrigkeit privilegirten Titelmarkt anlegen, auf welchen man gegen baare Bezahlung in konventionsmäßiger Münze allerhand extra feine, alamodiſche und ſinnreiche Titel

um ein billiges Geld wird haben können. Auf gegenwärtige erste Messe hat er sich einstweilen mit folgenden versehen, wovon aber der gröste Theil schon unterwegens abgegangen, da er an einigen Orten vermöge der Stapelgerechtigkeit hat ausstehen müssen. Als da sind nun:

Geheime Räthe das Stück à	400 Thlr.
Geheime Räthe mit einem Zusatz als geheime Regierungs- Kammer- Hof- oder Legations-Räthe	300
Kirchen- Hof- und Kriegs-Räthe	200
Kommissions- Kommercien- u. Policei-Räthe	150
Räthe ohne Zusaz	100

Andere geringere Titel werden nicht anders als dutzend weise verkaufet und da können ja einige gute Freunde zusammen thun und vor sich und ihre Kinder ein Paquet erhandeln. Es hat auch besagter Arzt ein besonderes Geheimniß, eine ganz neue Art der Geburt, dadurch er machen kan, daß einer in einer Viertel Stunde bald so, bald anders gebohren wird. Nämlich er macher

	Macherlohn
Wohledelgebohrne	40 Rthlr.
Hochedelgebohrne	50 bis 150 Rthlr. nach dem es hoch sein soll.

Wohl-

Wohlgebohrne . . 200 Rthlr.
Hochwohlgebohrne . . 300, bis 400 Rthlr. ut ſupra.

Ein mehreres iſt ihm von hoher Obrigkeit nicht zugelaſſen.

Damit auch Bauren und Einnehmer in kleinen Städten dieſer Arzneimittel ſich bedienen können, ſo wird er verſchiedene Trödler herumſchicken, die ſeine Panacee im ganzen Lande ausbreiten ſollen.

Er hoffet hierdurch ſowohl die materiam peccantem von der Geldſeuche zu heben, welche er alsdenn ſammlen und . . . . .

Hier war ein Stük von dem Zettel abgeriſſen; ich weiß alſo weder, was dieſer Marktſchreyer mit ſeiner materia peccante hat anfangen wollen, noch wie er heißet und wo er anzutreffen iſt. Ich würde ihn ſonſt vielen meiner Leſer beſtens empfehlen.

Die Titel der Bücher ſind nichts anders als Wortſpiele, dadurch der Autor das Publikum betrügen will, in der That aber zeiget, daß er entweder nicht klug iſt, oder erſtaunend hungert. Siehe hiervon die eben angeführte Nachricht des Marktſchreiers, wie auch einige Werke nach dem Muſter der alten Griechen und Römern, die nun bald verlohren gehen werden.

Kompliment.

Ein Kompliment iſt nichts anders als ein

Wort-

Wortspiel, welches mit gewissen Kapriolen verbunden ist, und dadurch man dem andern beweisen will, man sei galanter als er. Bei einem Komplimente müssen beinahe alle Glieder des Leibes arbeiten, wie ich in der Einleitung zur galanten Mechanik und Aerometrie weitläuftig erweise, die ich auf Verlangen und zum Gebrauch der süssen Herrn und Damen, die nichts denken, heraus gebe. Die Füsse werden nach der mathematischen Lehrart der Tanzmeister in verschiedenen Winkeln gekrümmet; der Rücken muß sich einer gewaltsamen Beugung nach der andern unterwerfen; die Hände gehen bald auf, bald nieder; das Gesicht macht seine gewöhnlichen Verzuckungen; alle Muskeln sind würksam; am meisten aber arbeitet der Mund — nur die Seele ist ruhig.

In dem Gedanken von nichts, wie die Seele des Xakams, verlohren — und ich werde mit der Zeit noch aus der Lehre von den Komplimenten auf das deutlichste darthun, daß es einen Seelenschlaf giebt.

Unter die Komplimente gehören auch das Q. E. D. der Philosophen, das von Rechtswegen der Gerichtsschöppen, und das *laus Deo* der Kaufleute. Das erste ist ein Kompliment, welches man der gesunden Vernunft macht und ihr dadurch, wegen aller ausgestoßenen Injurien, Abbitte und Ehrenerklärung thut.

thut. Das zweite heist, wie ein berühmter Praktikus unserer Zeiten erwiesen hat, so viel als: saluo errore calculi und man bittet dadurch die Gerechtigkeit um Vergebung, wofern man etwa in der Abwägung und Vergleichung der Gründe beider Partheien geirret hätte. Das dritte gehöret unter die Komplimente, die man GOtt machet und es ist daher nicht viel davon zu sagen.

Trauern.

Die Trauer ist der Innbegriff der Komplimente, die man einem Todten machet, weil er sich die Freiheit genommen, uns nicht mehr zur Last zu sein und etwa eine angenehme Last hinter sich zu lassen. Es sind aber dies Komplimente von ganz besonderer Art. Sie äussern sich durch ungewöhnliche, gezwungene und trübe Gesichtszüge, durch erpreßte Thränen, durch Händeringen — alles dieses aber nur am Tage des Leichenbegängnißes. Ubrigens da sich andere Komplimente nur auf gewisse Bewegungen der Glieder beziehen; so erstrecken sich hingegen diese viel weiter und sogar über die unvernünftigen und leblosen Geschöpfe, die wir um uns herum haben. Die Häußer, Zimmer, Säle, Kutschen — sogar die Pferde trauren und das ist wohl der einzige Fall, wo ein unvernünftiges Thier ein Kompliment machet.

Eine Landtrauer ist ein Kompliment, wel-

ches das ganze Land dem neuen Regenten machet, ihm und sich dadurch zu dieser Veränderung Glück zu wünschen und ihm zu verstehen zu geben, daß man mit eben so vielen Vergnügen, als man jezt um seinen Vorfahren trauret, um ihn selbst trauren würde, im Fall er nicht besser regieren solte, wie jener. Daß dieser Begrif wahr und allgemein ist, erhellet daraus, weil es ein Regent, er mag so gut regieren, als er will, niemals seinen Unterthanen recht machen kan.

Wiz.

Der Wiz ist eigentlich eine Krankheit, die, wie die Krätze, mit großen Jucken verbunden ist, und nicht anders als durch eine gute Blutreinigung kan gehoben werden. Vermöge eines Wortspiels aber ist der witzig, der in einem hohen Grade bei Kleinigkeiten närrisch ist. Zu dem Witze eines Stutzers gehören nicht nur verschiedene äusserliche Dinge, der Stock, der Degen, die Uhr, die Dose, das Etui, der Zahnstocher, das Schnupftuch, das Lavendelwasser; sondern auch gewisse Bewegungen der Gliedmassen und andere Cärimonien des Witzes, das Gähnen, das Husten, das Pfeifen, das Tanzen, das Trillern, das Lachen, das Lächeln — das Lachen ist überhaupt nichts anders als eine Art eines witzigen Krampfes, der das Leere in unsern Unterhaltungen ausfüllet — der Wiz eines

Frauen-

Frauenzimmers iſt ſo weitläuftig nicht, und beſtehet nur aus dem Fächer, einigen Muſchen und in der Gabe, zu ſeiner Zeit roth zu werden, und zuweilen auf eine unſchuldige Art zu lächeln.. Ein witziger Einfall kan überhaupt nicht wohl beſchrieben werden, und iſt entweder eine Zote, oder die Spötterei eines ſtarken Geiſtes. Denn ein Freigeiſt muß allemal witzig ſein, in dem Verſtande, wie ich das Wort vorher erkläret habe.

Ein Buch iſt witzig geſchrieben, wenn es einen Modetitel hat, mit einer Vignette gezieret, öfters mit . . . . verſehen, und mit eben dergleichen Lettern gedruckt iſt, wie ein anderes Buch, welches ſchon durchgängig vor witzig gehalten wird. Man gebe ihm alsdenn einen engliſchen Band, und lege es auf einen Nachttiſch — ſo iſt es die witzigſte Schrift unſers Jahrhunderts.

Herr.

Wenn man ſaget: Der Mann iſt des Weibes Herr; ſo iſt das ein Wortſpiel, und nach Verſchiedenheit der Landesarten ſehr vieldeutig, wie dieſes der berühmte Sir Humphret Polesworth, der gröſte Kritikus ſeiner Zeit, ſehr gelehrt angemerket hat. Bei den muhammedaniſchen Völkern bedeutet das Wort Herr einen Mann, der das Recht hat, ſeine Frau einzuſperren, und allenfalls tod zu ſchlagen, wenn es ihm beliebt.

In Spanien, Italien und andern warmen Ländern ist der Mann aus diesem Titel befugt, die Treue seiner Frau zu verschließen, und wenn dieses doch nichts helfen will, sie eines plötzlichen Todes sterben zu lassen. In Deutschland aber, wenn der Mann soll des Weibes Herr sein, so bedeutet dieses Wort einen unterthänigen Diener und Handlanger der gnädigen Frau, der verbunden ist, ihr die Oberstelle einzuräumen, ihren Nachttisch zu verpflegen und sie allein zu lassen, wenn sie mit jemand etwas Nothwendiges zu reden hat.

Galant.

Ein galanter Mensch ist nichts anders, als ein eingefleischtes Kompliment mit zwei Füßen. An einigen Orten gehöret auch das mit zum Wesen eines galanten Menschen, daß er ein Freigeist sein, brav saufen, fluchen, huren, und wenigstens ein paar mal die Salivationskur überstanden haben muß. Welcher von beiden der gröste Narr sei, das mag der geneigte Leser beurtheilen.

Führung Gottes.

Ein heiliges Wortspiel, welches öfters in Konsistorialsachen vorkömmt. Die Führung Gottes, wodurch einer ein geistliches Amt erhält, ist zuweilen das Verlöbniß mit der Hausjungfer des Kirchenpatrons, zuweilen ein Beutel voll Geld für den Herrn Superintenden-

tendenten, zuweilen etwas anders — alles nach Beſchaffenheit der Umſtände.

Bankerot.

Einen Bankerot machen, heißt in der That nichts anders, als einen privilegirten Diebſtahl begehen. Ein Bankerotirer zu ſein, war ſonſt eine Schande; heut zu Tage aber iſt das ein ehrenvolles Beiwort von Leuten, die klug genug ſind, ſich durch den Schaden anderer auf eine geſchwinde Art zu bereichern. Aus der Zahl der Bankerote kan man erkennen, wie klug und wie reich einer ſei; z. E. Er hat viermal bankerot geſpielet, d. i. Er iſt ein überaus kluger und grundreicher Mann.

Menſchenliebe.

Wenn ich etwas aus Menſchenliebe, oder zum beſten der Welt thue, ſo meine ich allemal mich. Denn ich bin der beträchtlichſte Theil der Welt, und der ädelſte, würdigſte, vollkommenſte unter den Menſchenkindern.

* * *

Ich dächte, das wäre genug zu einer Probe. Solte dieſe gut aufgenommen werden, ſo bin ich geſonnen, in dieſer Beſchäftigung fortzufahren, und in kurzem das oben verſprochene Lexikon der gelehrten Welt mitzutheilen. Unterdeſſen will ich hier einige Wortſpiele bekandt machen, aus denen ich noch nicht recht habe klug werden können, und zu deren Erklärung ich mir von allen gelehrten

Kunſt-

Kunstrichtern Beiträge ausbitte. Doch ersuche ich sie, die Briefe postfrei einzusenden, weil ich nicht allemal mit Münze versehen bin. Ich wohne in Oxford in dem Rosmarien-Gäßlein bei dem Krämer, sieben Treppen hoch im Hinterhause.

Hier sind die besagten Wortspiele:

Mensch	Professor	borgen	kondoliren
Christ	Student	stehlen	Ewig
Tugend	Doktor	kuriren	Ehrlich
Religion	Pastor	gratuliren	Glaube
heurathen	das Recht	Artig	Gesundheit
sich schä-			trinken
men	Ketzer	Sparsamkeit	der Eid
seelig	Jungfer	Pflicht	beichten
hochseelig	Hahurch	Christlich	Erbar.
wohlsee-	Beten.	Segen und	
lig.		Fluch,	

Hiermit empfehle ich mich meinen Lesern bis morgen, wenn mich wieder hungern wird.

ENDE

der Abhandlung von den Wortspielen

III.

III.

Das Mährgen von dem Hute, nebſt vielen Ausſchweifungen.

Es gieng dem Hute ſo, wie der Philoſophie

Gellert.

Aut miles, aut monachus, aut auctor.

Das Mährgen von dem Hute.

Erstes Kapitel,

Einleitung zu dem ganzen Werke, nebst einer Ausschweifung für die Herrnhuter.

Wenn ich nicht wüßte, daß sich der Geschmack der gelehrten Welt auch auf Kleinigkeiten erstreckte; so würde ich mir es nie haben einfallen lassen, ein Mährgen zu schreiben. Dergleichen Dinge, sagte mein Lehrmeister, ein sehr lateinischer Mann, gehören in die Wochenstuben und an den Gänzelwagen; nicht aber für erwachsene Leute — für Gelehrte — für Philologen. Ich behaupte, mit Erlaubnis dieses weiland um mich hochverdienten Mannes priscianischen Andenkens, das Gegentheil. Die Tändeleien, die anakreontischen Oden, die Idyllen, die Robinsons, die satyri-

schen und sittlichen Schilderungen, die philosophischen Lehrgebäude und andere Schriften dieser Art, die so häufig verleget und von den grösten Männern gekauft werden, sind hinlängliche Beweise von der Kleinigkeit des heutigen Geschmacks, und von dem pedantischen Irrthum meines Lehrmeisters. Wer will es mir verdenken, daß ich mich auch bemühe, etwas zur Erweiterung des guten Geschmacks, zur Besserung meines Magens und zum besten der Würzläden beizutragen? Heute fange ich also an, der gelehrten Welt mit meiner Feder zu dienen, und zum Troste aller derer, die etwa künftiges Jahr g. B. in das Karlsbad reisen wollen, versichere ich hier auf das autermäßigste, daß ich es bei diesem kleinen Anfange nicht werde bewenden lassen. Die gütige Natur hat mich mit allen schriftstellerischen Talenten sehr reichlich begabet, und ich bin, ohne Ruhm zu melden, im Stande, täglich spielend sechs Bogen zu schreiben. Wer sich ein wenig in der höhern Algebre geübet, und die Lehre von dem unendlich kleinen verstehet, der wird leicht den Ueberschlag machen können, wie viel dies jährlich beträget (*). Und wenn ich

(*) Den Einfältigen zum besten will ich die ganze Rechnung herfetzen:

$$X = 365,6$$
$$365,6 = 2190$$
$$X = 2190$$

Oder

ich auch von dem Bogen nur ein Kopfstück bekäme, so könte ich doch schon als ein ehrlicher Autor leben —

Ich komme nunmehr meinem Vorhaben näher, und da ich, wie der geneigte Leser aus dem Titelblate hat einsehen können, ein Mährgen vom Hute schreiben will; so ist es nöthig, zuvor von der Gelegenheit dieser Schrift etwas zu gedenken, damit die Herrn Journalisten desto besser von dem Werthe derselben urtheilen können. Ich stamme in gerader Linie von einem berühmten Hutstaffirer her, der durch seinen unermüdeten Fleis sich um seine Familie so verdient gemacht hat, daß unter allen seinen Nachkommen, ausser mir, noch keiner genöthiget worden, aus Hunger ein Autor zu werden. Ob gleich die Würkungen seiner Verdienste schon vor meiner Geburt so abgenutzet worden, daß ich nur sehr wenig noch davon empfunden habe; so erfordert es doch meine kindliche Pflicht, das Andenken dieses großen Mannes der Nachwelt,

„ Die von einer Messe zur andern
„ Währet * * *

aufzubehalten. Wenn ich ein Poet wäre, so verfertigte ich ihm zur Ehre wohl gar ein Heldengedicht — vielleicht verdiente er es mit gröſſe-

Oder wenn wir in der lieben Christenheit ein Schaltjahr haben, so ist X = 2196.

größeren Rechte, als . . . . . und Kunzen . . . . . im Walde . . . . abgejaget und von . . . . . anmuthigen Reimen . . . . dankbaren Nachkommen . . . . vergöttert . . . . . Da ich mich aber noch nie bis zu den obersten Gipfel des menschlichen Witzes — zu den Reimen gewaget habe, so will ich auch heute nicht erst anfangen. Ich will lieber zur Ehre meines Anherrn die Geschichte der Hüte entwerfen, und weil ich mich öfters bei dieser Arbeit alter Handschriften und Denkmähler habe bedienen müssen, die nicht ein jeder gesehen hat; so habe ich meine ganze Abhandlung lieber ein Mährgen nennen, als den Vorwurf erdulten wollen, ich hätte Dinge vor Wahrheiten ausgegeben, die nur erst in meinem Gehirn ihr Dasein erhalten hätten. Und so viel von der Gelegenheit meiner Schrift.

Ich muß nothwendig noch einen Eingang machen, ehe ich meine Erzählung auf eine regelmäßige Art anfangen kan. Wir Gelehrten haben die löbliche Gewohnheit, daß wir unsere Leser durch viele Umschweife dahin führen, wohin wir sie haben wollen. Damit ich doch auch in diesem Stücke den gelehrten Kanzleistyl beobachten möge; so sinne ich schon seit acht Tagen auf einen witzigen, politischen und sinnreichen Eingang zu meiner Schrift. So viel Verdruß mache ich mir, um meine

Leser

Leſer zu vergnügen. Seit acht Tagen habe ich nichts geſchrieben — und was dieſe Unthätigkeit für eine Unordnung in meinem Hausweſen verurſachet, das iſt nicht auszuſprechen. Endlich, endlich finde ich eine Materie, die für das Publikum intereſſant iſt — der Nahme der Herrnhuther hat eine allzugroße Verwandſchaft mit meinem Gegenſtande, als daß ich mich deſſelben zu einem Eingange nicht ſolte bedienen können. Ich will alſo von den Herrnhuthern reden.

Es war einmal ein gewiſſer frommer Hutmacher, der mit großen Leidweſen ſahe, daß ſo viel arme Leute in bloſſen Köpfen giengen, da hingegen andere Reiche ſich mit den koſtbarſten Hüten ſchmückten. Er dachte alſo auf ein bequemes Mittel, ſowohl jenen zu helfen, als den Hochmuth dieſer zu unterdrücken, und er gerieth auf den beſondern Einfall, einen ſo großen Hut zu machen, daß man unter demſelben auf einmal viel tauſend Köpfe verſammlen könnte. Die Reichen, glaubte er, müßten alsdenn die Koſten dazu hergeben, denſelben in Bau und Beſſerung zu erhalten, und die Armen würden darinnen für ihre Köpfe umſonſt Plaz finden. Er wagte es, verfertigte einen ſolchen und ließ ſich durch einige vornehme Mitglieder ſeiner Zunft, ob es gleich derſelben zum größten Nachtheil gereichte, das Privilegium ertheilen,

len, seinen Hut öffentlich auszuruffen, welcher vorher auf eine feierliche Art eingesegnet, mit Weihwasser besprenget und daher auch des Herrn Hut genennet wurde. Man posaunte nunmehr diese neue Erfindung überall aus und es fanden sich Leute genug, die Theil daran nehmen wolten. Einige thaten es aus Armuth, besonders in denjenigen Ländern, wo der Filz durch den Betrug eines gewissen Italiänischen Hutmachers, der sich das Monopolium davon zugeeignet, sehr theuer ist, und doch nichts nutzet; andere thaten es aus Geiz, andere aus Neugier, andere aus Einfalt und noch andere aus einer übertriebenen Frömmigkeit, weil sie unter diesem eingeweihten Hute eher seelig zu werden glaubten, als unter einem andern. Sogar viele Frauenzimmer wolten einen innerlichen Beruf spüren, sich unter diesen Hut zu begeben — Kurz, das Hut-Heimweh wurde allgemein. Es wurden daher bald alle Plätze unter dem Hute besezt, und der Hutmacher war genöthiget, noch mehrere dergleichen zu machen und sie durch seine Gesellen in alle Welt zu versenden. Sie fanden überall grossen Beifall, besonders in den wilden Ländern, wo es ohnedem ganz etwas nagelneues war, einen Hut zu tragen. Diejenigen nun, die sich in die Gemeinschaft eines solchen grossen Hutes begaben, wurden Herrnhuter genennet. Es hat aber diese Vereini-

gung

gung vieler Narren unter einen Hut verſchiedene Folgen gehabt. Die Vermengung des Schweiſes ſo vieler Köpfe verurſachte unter ihnen eine ſolche Sympathie, daß ſie aus brüderlicher Liebe alles, ſogar die Weiber, mit einander gemeinſchaftlich beſitzen wolten. Die Reichen weigerten ſich nicht, das Gold und Silber, womit ſie vorher gepralet, dem Hutmacher zu geben, der es hernach unter die armen Brüder austheilen ſolte — alles aus Liebe zu dem groſſen Hute. Hingegen entſtunden auch aus den häufigen Dünſten und ihrer Vermengung viele epidemiſche Krankheiten. Verſchiedene ehrliche Leute bekamen ganz abentheuerliche Verzuckungen und warfen in dem Paroxyſmus eine rohe und ſeltſame Materie aus, welche andere, die auch mit dieſer Krankheit behaftet waren, begierig verſchluckten und wieder von ſich gaben, dadurch denn ein beſtändiger Umlauf der Säfte unter dem Hute erhalten wurde. Der alte Hutmacher, von dem ich geredet habe, hat die Aufſicht über alle die groſſen Hüte in der ganzen Welt. Er ſchwärzet ſie, ſtaffiret ſie, ſchläget ſie über den Stok und machet damit, was er will. Er hat auch verſchiedene Policeigeſetze gemachet, die von allen ſeinen Hutgenoſſen auf das genaueſte müſſen erfüllet werden. Wegen der vielen anſteckenden Krankheiten dürfen ſie keine andere als geſunde Speiſen, und bei

nahe

nahe weiter nichts als Lammesfleisch essen. Weil nun daher viele Lämmer unter ihnen geschlachtet werden, so wird auch der Filz zu den Hüten aus lauter Lämmerwolle bereitet. Der Hutmacher leidet keine Uneinigkeit unter seinem Hute und wenn etwa ein Hutbruder den andern vor den Kopf stösset, welches in dem grossen Gedränge gar leicht geschehen kan; so jaget er ihn ohne Barmherzigkeit fort und behält noch darzu seinen vorigen Hut zurük, den er ihm bei der Aufnahme überliefern müssen. Zuweilen gehen auch einige Hutverwandte von sich selbst wieder fort, weil sie unter diesem Hute allzueingeschränkt sind. Sie können nicht gehen, wohin sie wollen; sie dürfen sich nicht eher bücken, als bis sie sich alle bücken, nicht eher essen, als bis alle essen, nicht eher schlafen, als bis alle schlafen u. s. w. So groß auch diese Ungemächlichkeit ist, so würde es doch noch eine grössere für meine Leser sein, wenn ich sie länger mit solchen Lappalien unterhalten wolte. Ich mache also meinem Eingange ein pathetisches Ende, und eile zu meinem Vorhaben. Das war ein transitus! — ja ein transitus, den man in allen rhetorischen Füllhörnern der studirenden Jugend billig zum Muster vorstellen solte.

Zweites Kapitel.

Das Mährgen vom Hute.

Die Gelehrten sind noch nicht einig, wenn

sie

sie eigentlich die Erfindung des Hutes zuschreiben sollen. Soviel ist wohl gewiß, daß vor der Sündfluth und eine Zeitlang nach derselben die Leute noch alle in blossen Häuptern gegangen. Diejenigen, die den Adam vor den ersten Hutmacher halten, wissen nicht, was sie sagen und müssen nicht einmal Hübners biblische Historien mit Kupfern gesehen haben, darinnen ja, wie weltkundig ist, Adam in blossen Kopfe abgebildet wird. Einige Gelehrte halten die Chaldäer vor die Erfinder des Hutes, andere die Ebräer, noch andere die Aegyptier; ich aber meines Orts trage kein Bedenken, diese Erfindung den Griechen und besonders dem großen Thagoraspy zuzuschreiben, ob dieser gleich aus besonderer Bescheidenheit, wie man saget, nicht sowohl ein Hutmacher, als nur ein Liebhaber des Hutes genennet sein wolte. Solte jemand Anstand nehmen, dieser meiner gelehrten Meinung beizutreten; so nehme ich keinen Anstand, ihn hiermit vor einfältig und dumm zu erklären. w. z. E. w. Ich habe also deutlich bewiesen, daß der vortrefliche Thagoraspy der erste Hutmacher gewesen ist. Freilich war die Form seiner Hüte noch nicht so regelmäßig, ordentlich und geometrisch, als der jetzigen — allein es waren doch Hüte. Uebrigens war Thagoraspy entweder ein Narr, oder ein Betrüger; das lezte

ist sehr wahrscheinlich. Er wolte gerne haben, daß die Form seiner Hüte so lange dauren solten, als die Welt. Weil aber dieses dem Pöbel unbegreiflich war, welcher glaubte, die Form der menschlichen Köpfe änderte sich von Zeit zu Zeit, und daher würden die Thaporaspyschen Hüte nach einigen Jahrhunderten auf keinen Kopf mehr passen, und also unbrauchbar werden; so suchte er dieses pöbelhafte Vorurtheil, vermöge eines hutmacherischen Handgrifs, durch ein gelehrteres zu entkräften. Er machte den Leuten weiß, es wäre nur eine bestimmte Anzahl von Menschenköpfen in der Welt, die weder vermehret, noch verringert würde. Diese, sagte er, wandern von einem Menschen zum andern: So bald der eine stirbt, so wird sein Kopf einem andern angesezt, der eben soll gebohren werden. Dadurch, fuhe er fort, wird eine beständige Aehnlichkeit der Köpfe in der Welt unterhalten, und folglich werden meine Hüte für alle Jahrhunderte gerecht sein. Er wolte aus Erfahrung reden, und nennte verschiedene berühmte Körper der vorigen Zeiten her, denen sein Kopf schon Ehre gemacht hätte. Er hatte das Schicksal eines frommen Predigers; man hörte ihn, man bewunderte ihn; die Einfältigen glaubten, und die sich klug dünkten, lachten ihn aus. Doch erwarb er sich durch seinen hutmacherischen

Wind

Wind ziemlichen Beifall, und seine Waare gieng häufig ab. Die Hüte, die er verkaufte, waren von zweierlei Art. Einige nennte er Jedermannshüte; diese waren einfältig, und bedeckten kaum den Kopf; er verkaufte sie an alle, die sie haben wolten, und gab sie wohl gar umsonst weg. Die andere aber waren geheimnißvolle Hüte; und nur für diejenigen, die sich bei ihm als künftige Hutmacher angaben und also zünftig wurden. Er verfertigte sie in einem gewissen Himmelszeichen, und hatte viele Beschwörungen darzu nöthig, die er alle in einem Kreise von Zahlen verrichtete, deren Anfang, wie jedermann weiß, die Einheit ist. Denn man muß wissen, daß Thageraspy ein großer Zauberer war, und verschiedene fromme Leute haben behauptet, der Teufel hätte ihm die Kunst gelehret, Hüte zu machen, welches ich aber an seinen Ort gestellet sein lasse. Diese seine geheimnisvolle und beherte Hüte waren mit vielen ägyptischen Raritäten behänget, und überall mit hieroglyphischen Figuren beschrieben, die niemand verstund . . . beinahe wie das Staatsschwerdt der . . . hiatus - - Sie waren aus lauter Einheiten zusammengesetzet, und wer sich damit bedeckte, wurde durch ihre magische Kraft einige Jahr stumm; hatte er aber diese Versuchung glücklich überstanden, so erhielt er hier-

auf die Gabe zu wahrsagen und alle Arten von Hüten zu verfertigen —

Weiter habe ich in meinen kollektaneen Büchern von dem großen Thagoraspy keine Nachricht finden können. Es gehet zwar eine alte Sage, daß ihn noch zulezt der Teufel geholet; aus Christlicher Liebe aber hoffe ich das Gegentheil.

Nunmehr wurde die Mode, Hüte zu tragen, in Griechenland ziemlich gemein und es stunden auch hier und da neue Hutmacher auf, die entweder bei der Thagoraspyschen Hut-Art blieben, oder neue Formen und Methoden erfanden. Besonders wird viel von den sieben berühmten griechischen Hutmachern gesprochen, die alle zu einer Zeit sollen gelebet haben. Ich glaube aber nicht, daß sie alle würkliche Hutmacher gewesen sind. Ein anders ist, einen Hut tragen, auch wohl zuweilen im Fall der Noth etwas daran ausbessern; ein anders, ein würklicher Hutmacher sein.

Die kleinen Hutmacher, die heut zu Tage keinen großen Namen mehr haben, übergehe ich, obgleich viele Narren unter ihnen gewesen sind, z. E. der, welcher behauptet, alle seine Hüte wären schwarz, da sie doch in der That weiß waren, und es daher bewieß, weil sich die schwarze Farbe zeigte, wenn man sie zu Asche verbrennte.

Wald.

Bald darauf fand sich in Thena ein neuer, großer Hutmacher, mit Namen Tersocas, ein. Vor ihm waren verschiedene übele Moden aufgekommen; man schmückte die Hüte mit allerhand Lappalien und ausländischen Raritäten, dadurch sie theuer, schwer zu tragen und unbequem wurden, und daher kam es, daß das gemeine Volk meistens in blösem Haupte gieng. Tersocas schnitt alle die überflüßigen Zierrathen ab, fütterte dafür seine Hüte mit guten Barchend, und machte sie dadurch zugleich wohlfeil und bequem. Er theilte sie auch öfters umsonst aus, und verborgte sogar im Fall der Noth seinen eigenen Hut. Weil aber einige betrügerische Hutmacher dadurch großen Schaden litten, so verklagten sie ihn wegen seinen Neuerungen, und beschuldigten ihn, er vergiftete seine Hüte. Man forderte ihn vor Gericht, und weil er ein ehrlicher Mann war und die Wahrheit sagte, so wurde er, wie nicht mehr als billig, verdammet und mit Gift vom Leben zum Tode gebracht. Da aber nach seinem Tode wieder eine große Huttheurung entstund, so sahe man endlich ein, daß er fälschlich verleumdet worden: man strafte seine Ankläger, aber dadurch wurde Tersocas nicht wieder lebendig.

Topal, ein Hutmacher, der bei dem Tersocas gelernet hatte, brachte wieder eine neue

Mode von Hüten auf. Er machte um die Hüte des Terſocas einen breiten Rand, und vermehrte ſie mit vielen Thagarospyſchen Zierrathen. Er ſagte überall, im Himmel wäre ein großer Mann, der auch einen Hut trüge; um dieſem ähnlich zu werden, müſte man auch Hüte tragen, und zwar gerade ſolche, wie Topal ſie machte. Er behauptete auch, vor 48000 Jahren wären ſeine Hüte ſchon Mode geweſen, und nach 48000 Jahren würden ſie wieder Mode werden. Dabei aber war er in ſeinen Sachen ſehr ungewiß, und ſagte, er wüſte es nicht recht, ob ſeine Hüte ſchwarz oder weiß wären; vermuthlich wären ſie weiß —

Von dem Terſocas und Topal haben eine große Menge Hutmacher ihre Kunſt gelernt, und dieſelbe mit vielen neuen, theils klugen, theils närriſchen Erfindungen vermehret. Von dieſen will ich nun auch reden; nur muß ich vorher eine kleine Ausſchweifung machen.

Drittes Kapitel.

Eine Ausſchweifung für die Herrn Journaliſten.

Eine jede Republik hat ihre beſondere Policeianſtalten, die allen Mitgliedern derſelben zu wiſſen nöthig ſind. Die weltlichen Staa-

ten

ten haben die ihrigen, und der Parnaß ist auch reichlich damit versehen. Die erste Pflicht eines neu angehenden Kauf- und Handelsmannes in der Republik der Gelehrten, eines Autors ist, sich diese Policeigesetze bekandt zu machen. Ich als ein werdender Schriftsteller habe freilich einen Fehler begangen, daß ich mich nicht eher um diese nützliche Känntniß bekümmert habe — Allein quòd differtur, non auferur — Ich will meinen Hauptgegenstand einstweilen zurücksetzen, und in diesem Kapitel einige Ausschweifungen machen, die das Policeiwesen im Reiche der Gelehrten betreffen.

Apollo, der Stifter der gelehrten Republik hat schon für alles geforget, was zur Aufnahme derselben gereichen kan. Ich hätte wenigstens funfzig Jahr zu schreiben und zu essen, wenn ich alle die guten Anstalten erzählen wolte, die unsere Gelehrten auf die Rechnung des Musengottes zu schreiben pflegen. Weil mir hier entweder der Raum, oder die Einfälle fehlen, so will ich nur etwas weniges von dem Finanzwesen des helikonischen Staates gedenken, welches doch auch mit zur Policei gehöret.

Die Einkünfte der gelehrten Republik beruhen hauptsächlich auf den Zöllen und Geleiten, wozu man noch die freiwilligen Geschenke rechnen kan. Nämlich gleichwie man

in den bürgerlichen Republiken auf alle ein- und ausgehenden Waaren einen gewissen Impost geleget hat: eben so sind auch hier die gelehrten Waaren mit gewissen Auflagen beschweret worden. Apollo genießt hiervon wenig, oder gar nichts; er hat seine Kommissarien, die sich aber meistens ihm aufgedrungen haben, und diese nähren sich von besagten Einkünften. Sie sind alle Klienten von den Diktatorn der gelehrten Republik, die durch ihre Verdienste . . . . . auf den Thron des Apollo gestiegen sind. Diese geben in allen gelehrten Händeln den Ausschlag, ihnen darf sich niemand widersetzen, oder er ist unglücklich. Ob unter sie der große . . . . . stoph . . . . Mustern der Alten . . . . . Gehülfin und . . . . . elgunde . . . . gehöre, das mag der geneigte Leser beurtheilen. Die Diktators beschäftigen sich zwar mit dergleichen Kleinigkeiten, wie das Finanzwesen ist, nicht selbst; aber durch ihr Ansehen erheben sie ihre unterthänigen Diener, Schüler und Klienten zu beständigen Zollbedienten und Hegereutern auf dem Parnaß. In allen großen gelehrten Handelsstädten haben sie ihre Zollbuden errichtet und von ihrer Gerichtsbarkeit ist niemand befreiet, als sie selbst und ihre Mäcene. Der ordentliche Autorzoll bestehet darinnen, daß man gehal-

ten

ten ist, in seinen Schriften den Lobeserhebungen der gelehrten Diktatorn und der Zollbedienten selbst eine eigene Etage einzuräumen. Außerdem aber hat man noch andere Abgaben zu entrichten, wenn man mit Ehren durch die gelehrte Welt kommen will — Ich thue am besten, wenn ich zur Erläuterung dessen, was ich gesaget, einige Artickel aus den Statuten der gelehrten Finanzenkammer einrücke:

1) Kein Autor kan in der gelehrten Welt (in den Buchläden) auf eine mandatmäßige Art fortkommen, wenn er nicht einen von uns (den gelehrten Zollbedienten) unterschriebenen Reise- und Gesundheitspaß hat.

2) Um diesen Paß zu erhalten, ist es nöthig, daß man gewisse Abgaben erlege.

3) Diese bestehen theils darinnen, daß ein Schriftsteller sein eigensinniges Fleisch kreuzigen und auch wider besser Wissen alle diejenigen loben muß, die entweder Vorsteher oder Mitglieder unserer Gesellschaft sind,

4) theils in dem Zehenten von seinem Verdienste, welcher nach der Größe des lezteren entweder nur mit einem, oder etlichen Exemplaren, oder auch in

konventionsmäßigen Gelde kan abgetragen werden.

5) Solte jemand sich weigern, diesen Zoll zu erlegen, dem wird man nicht nur den Reise- und Gesundheitspaß abschlagen, sondern ihn noch darzu mit Steckbriefen verfolgen.

6) Wer aber etwas mehr als gewöhnlich abgiebt, oder sonst das Glück hat, sich bei uns angenehm zu machen, dem ist es auch erlaubt, seinen Gesundheitspaß selbst zu verfertigen, den wir hernach durch unsere Unterschrift bekräftigen werden.

Zolltare und Kanzlei Styl.

Zolltare	Kanzlei Styel
Ein leerer aber sehr demüthiger Handbrief	das Buch mögte noch zur Noth angehen
Ein rohes Exemplar	Ein ganz fein Buch
Ein gebundenes Exemplar	
in Pergament	Ein schön Buch
in Franzband	Ein sehr schön Buch
Etliche Exemplarien	Ein Original, ein vortrefliches Buch
Ein Dukaten, obiges nicht ausgeschlossen	Ein Buch, das der Nation Ehre machet.
Etliche Dukaten	Ein göttliches Buch.

Daß

Daß ich mich nach allen dieſen löblichen Einrichtungen bequemen werde, iſt gewiß. Da ich aber die Mittel nicht habe, ein göttliches Buch zu ſchreiben, oder auch nur ein ſolches, das der Nation Ehre machtet; ſo will ich mich doch bemühen, wenigſtens meiner Schrift das Lob eines ganz feinen Buches zu erwerben.

Vierdtes Kapitel.

Fortſetzung des Mährgens.

Bis hieher waren die Hüte, ſo ſehr man auch immer an ihrer Verbeſſerung gearbeitet hatte, doch noch nicht ſo regelmäßig, als ſie billig hätten ſein ſollen. Diejenigen Kunſtverſtändigen, die bei dem Terſocas und Topal gelernet hatten, ſuchten auf ihrer Seite zu den ſchon erfundenen ihre eigene Handgriffe hinzu zu fügen; ſie waren aber nicht alle gleich glücklich.

Stotaris iſt der berühmteſte unter ihnen und der erſte, der einen dauerhaften und regelmäßigen Hut zuwege gebracht hat. Er verfertigte ihn zwar meiſtens aus alten Filz, den er aus den Manufakturen des Thagoraspy, Terſocas und Topal zuſammen ſuchte, doch that er auch verſchiedenes von ſeiner Erfindung hinzu und machte daraus eine Maſſe, die ganz neu und deren Zuſammenſetzung weit feſter, als die vorige war. Er ließ den Rand ſeines Hutes nicht herum-

ter hängen, wie man bisher war gewohnt geweſen, ſondern er ſtaffirte ihn auf und ſchnürte, ſo ſubtil auch ſeine Fäden waren, alles ſehr feſt zuſammen. Die Zierrathe waren natürlich; hier ſahe man keinen ausländiſchen Puz und überhaupt war die Stotariſiſche Mode mehr zur Dauer, als zur Pracht erfunden. Sie hat ſich auch würklich unter allen am längſten erhalten.

Stotaris hatte die Ehre, königlicher Hofhutmacher in Macedonien zu ſein. Der Hut, in dem Alexander der große ſo herrliche Thaten, gethan, iſt von ſeiner Arbeit. Er wurde in verſchiedenen Feldzügen ſehr abgenutzet und da ſich Alexander ſchämte, einen ſo alten Hut zu tragen, ſo warf er ihn weg und gieng mit entblößten Haupte; dadurch zog er ſich verſchiedene Flüſſe und andere Beſchwerungen zu und ſtarb.

Schon vorher war Stotaris des Hoflebens müde geworden und hatte ſich wieder nach Thena begeben. Hier verfolgte ihn der Neid ſeiner Handwerksgenoſſen eben wie den Terſocas und er hätte mit dieſem ein gleiches Schickſal gehabt, wenn er nicht durch ſeine Flucht den Thenaiten die Schande erſparet hätte, ſich mehr als einmal an der Hutmacherkunſt verſündiget zu haben. Man verbot darauf in Thena die Einführung ſeiner Hüte und Stotaris ſtarb aus Verdrus, daß

die

die undankbare Welt seine Verdienste nicht erkennen wolte.

Er ist der erste, der die Kunst, Hüte zu machen, systematisch beschrieben und also der eigentliche Urheber der — ologien, — iken und — miken. Nach seiner Meinung bestehet die Vollkommenheit, oder wie er zu reden pflegte, die Tugend eines Hutes darinnen, daß er weder zu enge, noch zu weit, weder zu schlecht, noch zu kostbar, weder zu groß noch zu klein, sondern eben recht ist.

Er widersprach auch seinem Lehrmeister dem Topal, der von einem gewissen Manne im Himmel geredet hatte, welcher auf unsere Hüte Achtung gäbe. Dieser Mann, sagte er, bekümmert sich weder um uns, noch um unsere Hüte; wir sind ihm viel zu niedrig — wenn wir etwa noch im Monde wohnten . . .

Er glaubte, das Ding, das wir im Kopfe fühlen, wenn wir denken, das der geneigte Leser auch wird gefühlet haben, wenn er irgends einmal gedacht hat und das uns so viel Ungelegenheit verursachet, wäre nichts anders als ein gewisses perpetuum mobile, dessen Bewegung durch den Gebrauch seines Hutes weit stärker und empfindlicher wurde. Dadurch aber hat er manche, die von dergleichen innerlichen Bewegungen eben nicht viel halten, abgeschrecket, sich seines Hutes zu bedienen.

Da Stotaris überhaupt ein sehr ordentlicher Mann war; so hat er auch alles das, was bei einem Hute zu bemerken ist, in gewisse Fächer eingetheilet. In seiner Schrift von der Kunst Hüte zu machen redet er zuerst von dem Filze, als der Substanz des Hutes und hierauf von den andern Dingen, die von dem Filze an sich verschieden sind und doch zum Hute gehören — wie groß der Hut sei, was er vor eine Farbe habe, ob er auf den Kopf passe, ob er die Stirn drücke, was er vom Winde, Regen, Komplimenten und andern Unglücksfällen auszustehen habe, wo man sich seiner bediene, nämlich ob man ihn auf dem Kopfe, oder unter dem Arme tragen müsse, wie lange man ihn tragen könne, was vor ein Verhältnis seine Ecken zu einander haben und welche man vor oder hinter setzen müsse — wenn der geneigte Leser nach allen diesen Erläuterungen noch so klug ist wie vorher, so kan ich nichts dazu. Ich habe das meinige gethan und ich dächte, ich hätte nun lange genug erzählet und könnte also wohl mit guten Fug wieder eine kleine Ausschweifung machen.

Fünftes Kapitel.

Eine Ausschweifung von der Mode.

Die Schutzgöttin der Hutmacher Zunft ist die Mode. Diese Ausschweifung hat also

mit

mit meinem Gegenstande eine groſse Verwandschaft und ich mache sie nicht ohne Grund.

Die Mode ist die Tochter eines alten kallogallinischen Königs, von dem sie wegen ihrer unbeständigen und eigensinnigen Gemüthsart enterbet worden, welche Begebenheit den Ursprung des salischen Gesetzes erläutert. Sie reiſste hierauf in fremde Länder, besonders in die nordischen und brachte es durch verschiedenen Kunstgriffe dahin, daſs sie endlich gar Königin und Selbstherrscherin aller Deutschen wurde. So lange sie lebte, war man ihr nicht allzugünstig, weil sie sich, aus Liebe zu ihren Landsleuten, von einigen parisischen Schneidern ganz und gar regieren lies — nach ihrem Tode aber haben wir sie vergöttert, und ob wir ihr gleich keine öffentlichen Tempel bauen; so verehren wir sie doch mehr, als irgend einen andern Gott. Unsere Hände, Füſse, Häupter, ja der ganze Körper und die Seele darzu, sind zu ihren Altären gut genug. Ihre Herrschaft ist nach ihrer Vergötterung ungemein weitläuftig und beinahe eine Universalmonarchie geworden. Nur Huronen, Iroquoisen und Hottentotten haben sich ihrem Zepter noch widersetzet. Alle erleuchtete und gesittete Völker aber seufzen, oder tändeln unter ihrem Joche. Die Undankbare! Nach ihrer Vergötterung hat sie uns ihre gehorsamen Diener und Anbeter in Deutsch-

land verlassen, und uns nicht einmal gewürdiget, uns durch sich selbst zu beherrschen. Paris ist ihr Sitz, dort ist ihr Orakul, dahin müssen wir Wallfahrten anstellen, um die Befehle der Göttin aus dem Munde ihrer Priester zu empfangen. Diese, die Schneider, Schuster, Paruckenmacher u. s. w. sorgen sehr fleißig davor, daß das Reich der Mode nicht untergehe, weil sie sonst ohne Zweifel meistens verhungern müsten.

Unsere Weltweisen zanken sich über den höchsten Grund aller menschlichen Erkänntnis — Ob es etwa die Vernunft wäre? wenn diese Herren von ihrer Erkänntnis reden, so kan es die Vernunft unmöglich sein — Dieser würden sie schwerlich die Ehre anthun, sich um sie zu zanken . . . Die Mode ist es — Ihr zu gefallen, glaube ich, daß in der ganzen Welt kein Narr sein kan, der mir vollkommen ähnlich ist, daß dies die beste unter allen möglichen Welten, und — ich der gröste unter allen möglichen Narren bin — Nein, das lezte glaube ich nicht; sonst wäre ich klüger, als alle meines gleichen.

Es ist schlimm, daß die Herrschaft der Mode sich auch bis auf den Glauben erstrecket. Wenn man nicht ein Zweifler sein und alle Erfahrung leugnen will: so muß man sagen, daß die Religion der kaklogallinischen Göttin eben so unterworfen ist, wie die Parucken

und

und Hüte. Nachdem ſie eben an der Orthodoxie einen Geſchmack findet, oder nicht, nachdem ſind wir gute Chriſten, oder die ärgſten Ketzer. Heut zu Tage beſtehet der herrſchende Modegeſchmack in dem Uebertriebenen. Entweder wir ſind ſo fromm, daß unſere Frömmigkeit uns zur Laſt und andern lächerlich wird. Sie vertritt alsdenn die Stelle aller Tugenden. Wir können geitzig, wollüſtig, hochmüthig und thöricht ſein, wenn wir nur fromm ſind, Seitenheimweh haben, in der Kreutzpoſitur einhergehen und von der Ehmamia göttlich ſigilliret worden. Oder wir ſehen die Religion wie einen Artickel aus Heberichs mythologiſchen Lexicon, wie die Geſchichte des großen Rolands und höchſtens noch für einen Popanz an, damit man Kinder erſchrecken und Narren in der Zucht halten kan. Wir ſind nie witziger, als wenn wir eine Spötterei wider die heiligen Bücher ausſpeien können, die doch vielleicht nicht einmal in unſerm Gehirn gewachſen, ſondern als ein grosväterliches Erbſtück auf uns fortgepflanzet worden iſt. Doch es iſt ja ſo Mode.

Schon ſeit vielen Jahrhunderten iſt die Mode die unſtreitige Selbſtherrſcherin der Gelehrſamkeit. Sie iſt eine kleine Eigenſinnige und die Welt iſt eine große Närrin, daß ſie ſich nach ihr richtet. Vor hundert

und mehrern Jahren hatte die Göttin einen Narren an dee Kritik gefreſſen, und ſiehe da! die ganze gelehrte Welt von dem Profeſſor an bis zu dem Schulmeiſter, wolte kritiſiren. Wie würden die armen klaßiſchen Schriftſteller nicht gezüchtiget! Immer eine editio caſtigatior nach der andern — Eine Leſeart war ſo gut wie baar Geld; man konte ſie überall an den Mann bringen. Ueber ein Kolon entſtunden große, dintenreiche und papierverderbliche Kriege, und man hat Exempel, daß die gelehrteſten Leute über den ohngefähren Auswurf einer Fliege tagelang kritiſiret haben — Auf einmal wurde die ſeltſame Göttin der Kritik überdrüßig — Die Philoſophie machte ihre Aufwartung bei der Mode und ſchnell ward ſie auf den Thron erhoben. Nun wurde die ganze Welt philoſophiſch; man glaubte nichts, was man nicht demonſtriren konte, und die Mühe war alſo nicht vergeblich, die ſich einige große Geiſter gaben, in vielen Paragraphen weitläuftig zu beweiſen, daß man verbunden wäre zu eſſen, und daß man nicht eſſen könte, wenn man nicht das Maul aufſperrte. Es wäre unbillig geweſen, wenn man nicht der Religion einen Auftritt in dieſer Komödie hätte einräumen wollen. Auch dieſe wurde mit vielen mathematiſchen, metaphyſiſchen und logiſchen Verſchanzungen befeſtiget. Es

gehet ihr hinter diesen Wällen wie andern Festungen. Wer darinnen ist, suchet heraus zu kommen; wer zu schwach ist, sie zu erobern, bleibt draussen, und wer sie einnimmt, zerstört sie — In diesen unsern erleuchteten Zeiten scheinet es, als wenn die Mode keine Liebhaberin der Philosophie mehr wäre; sie tändelt, sucht Schmetterlinge, und belustiget sich mit den Insekten des Helikons — welche Epochen! Wenn es wahr ist, daß die Welt ihre beständigen Revolutionen hat, so sind es gewiß diese — Ein kritisches Weltalter, ein philosophisches, ein homiletisches, ein tändelndes, ein anakreontisches, ein fabelhaftes, ein episches, ein komisches — wenn denn ein kluges?

Ausser ihren Priestern und Priesterinnen hat die Mode noch andere Verehrer, die sie selbst schaft, und die sich von dem gemeinen Haufen ihrer Anbeter unterscheiden. Ein Stutzer ist nichts anders als ein Phänomen, das die Göttin durch ihre Priester aus Seide, Gold, Silber, Haaren und Leder zusammen setzen läst, daß es aussiehet, wie ein Mensch; in der That aber weiter nichts, als ein künstliches perpetuum mobile ist. Eine Stutzerin aber ist eine Puppe, auf deren Gesichte alle Morgen das Bild einer vollkommenen Schönheit gemahlet wird, und die durch geheime Triebfedern von der Göttin

die Gabe erhalten hat, zu reden, ohne zu denken, manchmal zu erröthen, zu fächeln und zu lächeln. Dieſes ſind gleichſam die Originale, die die Mode aller Welt zum Muſter vorſtellet, und da ſie ſo ſüß ſind, ſo iſt es kein Wunder, daß jedermann an ihnen Geſchmack findet.

„Lieben Kinder, ſagte mein Urgrosvater, „da er ſtarb, die Moden ſind veränderlich; „der Tod aber erwartet uns alle. Ich wünſche euch viel Gutes: lebet ſo lange, bis „einmal die Tugend Mode wird.„

Sechſtes Kapitel.

Fortſetzung des Mährgens.

Dieſes Kapitel ſoll nur einige kurze Anmerkungen über andere zu den Zeiten des Terſocas, Topal und Stotaris in Griechenland berühmte Hutmacher enthalten.

Genesdio trug erſt einen Hut nach dem Muſter des Terſocas, riß aber das Futter und den Rand herab, und ſchnitt viele Löcher hinein. Hernach warf er ihn gar weg, und machte ſich einen Hut aus Filz von Hundehaaren, der aber ſehr unſauber und häßlich war, und wenig Liebhaber fand. Wer ſich deſſen bediente, erhielt ſogleich die Gemüthsart eines Hundes, und bellte jedermann an.

Ozen

Ozen und seine Nachfolger steiften den Hut nach Spanischer Manier auf, und färbten ihn schwarz. Wer ihn aufsezte, wurde dadurch auf einmal so ernsthaft, wie ein Dorfschulze, und so unempfindlich, wie ein Klotz. Sie selbst giengen sehr gravitätisch darinnen einher, und verachteten alle, die andere Hüte trugen. Nach ihrer Meinung waren die, so sich ihrer Hüte bedienten, allein glückseelig, reich, schön, ja gar Könige. Ueberdieß solten ihre Hüte ein bewährtes Präservativ vor allen Affekten sein — den Hochmuth vielleicht ausgenommen.

Eine andere Zunft von Hutmachern verfertigte zwar selbst keine Hüte; aber sie zankten sich doch zum Besten der Welt, wie man welche machen müste, und erfanden viel neue Arten von betrügerischen Hüten.

Irepuk machte seinen Hut so, daß er zur Noth auch eine Gesundheit daraus trinken konte. Schön und regelmäßig war er nicht; denn er war nur aus einem ohngefähren Zusammenstoßen der Filztheile entstanden. Er machte aber ungemein lustig, und wer ihn aufsezte, der empfieng die Gabe, auch mit wenigem vergnügt zu sein, und ohne an das vergangene zu gedenken, ohne wegen des künftigen besorgt zu sein, sich blos mit dem gegenwärtigen zu beschäftigen.

Andere Zunftgenossen arbeiteten zwar auch an einem Hute, und sezten auch zuweilen würklich Hüte auf; dem ohngeachtet aber zweifelten sie noch immer, ob es Hüte gäbe, und ob etwa das, was man sähe, nicht eine bloße Erscheinung wäre. Ja, wie sie sagten, so wusten sie es nicht einmal, ob sie Hutmacher wären, oder nicht. Da sie es selbst nicht gewust haben, so weiß ich es noch vielweniger.

Siebendtes Kapitel.

Eine Ausschweifung von bezauberten Hüten.

Daß leider! solche ruchlose Menschen in dieser besten Welt sind, die sich mit dem bösen Feinde aus fleischlichen Absichten in ein Bündniß einlassen und ihrem Nächsten dadurch zu schaden suchen; solches wird wohl kein vernünftiges Thier (*) leugnen. Wir leben freilich jezt in den lezten betrübten Zeiten, da die Atheisten und Freigeister ihre Häupter empor heben, und unter andern Glaubensartickeln der christlichen Kirche auch die orthodoxe Lehre von den Gespenstern und

Zau-

(*) Das ist, kein Mensch, welches den Einfältigen zum besten hat müssen angemerket werden. Cf. cl. Sieberti Dissert. de vera definitione hominis ex philosophorum categoriis eruta.

Zauberern anzutaſten, ſich erfrechen. Doch laſſen ſich fromme Perſonen durch die eitlen Vernunftſchlüſſe dieſer Leute nicht irre machen. Man muß alle hiſtoriſche Glaubwürdigkeit verwerfen, alle chriſtliche Matronen vor Lügnerinnen halten, und nie etwas von Doktor Fauſten, vom Kornelius Agrippa, und vom Blocksberge gehöret haben, wenn man die Würklichkeit der Hexerei leugnen will. Was will das noch vor ein Zuſtand auf unſern Akademien werden, wenn ſogar diejenigen, die man zu Lehrern der Weisheit und Gerechtigkeit beſtellet hat, die alten Weiber nicht mehr wollen verbrennen laſſen, die Geld und den Drachen haben. Solten nicht billig alle fromme Potentaten in der lieben Chriſtenheit dieſem Unweſen ſteuern und wehren, und ſolchen Sadducäern das Maul ſtopfen? Solten nicht unſere Gelehrten, anſtatt daß ſie ſich Pyramiden von möglichen Welten bauen, Wurzeln ſuchen und in Punkten arbeiten, ſich vielmehr bemühen, die immer mehr einreiſſende Naturaliſterei zu entkräften, und die Würklichkeit der Hexen und Unholde durch bündige homiletiſche Beweiſe darzuthun? Ich will die Gelegenheit nicht verſäumen, aus meinem ſchönen Vorrathe von Kollektaneen etwas zu dieſem heilſamen Geſchäfte beizutragen und allen verführten Seelen einige Beiſpiele von bezauberten Hüten,

als kräftige Beweise der leidigen Hexerei vorlegen.

Ich finde aber in meinem gelehrten Tagebuche, wo ich alles Merkwürdige, was ich sehe, höre und lese, aufzuzeichnen pflege, besonders drei Arten von bezauberten Hüten; den Doktorhut, den Kardinalshut und den Federhut. Alle haben das mit einander gemein, daß sie in dem Körper und der Seele desjenigen, dem sie aufgesetzet werden, ungewöhnliche und übernatürliche Würkungen hervorbringen, und dem ohngeachtet von jedermann begierig gesuchet werden.

Der Doktorhut wird von der Zaubergesellschaft, die ihn in ihrer Gewalt hat, nicht anders, als gegen baare Bezahlung veräussert. Derjenige, der ihn erhandelt, wird, so bald er ihm zum erstenmal aufgesetzet worden, durch die magische Kraft desselben, so ernsthaft wie ein Ozenianer, so gelehrt, wie ein Reallexion und so hochmüthig, wie ein Rathswachtmeister. Er empfänget zugleich die Gabe Wunder zu thun und andern Vorrechte, die nach der Verschiedenheit der Innungen verschieden sind. Einige erhalten mit dem Hute die unsichtbare Keule der Orthodoxie und werden dadurch in den Stand gesetzet, Ketzer zu machen und alle unglückliche Geschöpfe, die sich — anern und — isten, auf eine symbolische Art zu zerschmettern. Anderen wird

mit

mit dem Hute die Vollmacht ertheilet, von Rechtswegen zu stehlen und alle überflüßige Reichthümer des gemeinen Wesens in ihre Kisten zu bannen. Andere bekommen das Privilegium, vor Geld und gute Worte todzuschlagen, wen sie wollen; noch andere das Recht, nichts zu denken und eine Sprache zu reden, die niemand verstehet. Daß dieses übernatürliche Würkungen sind, wird wohl kein frommer Christ leugnen.

Der Kardinalshut wird von einem großen welschen Hexenmeister verfertiget, der seines gleichen in der ganzen Welt nicht hat. Unter seiner Botmäßigkeit stehen gewisse Gefängnisse, in welche er alle Todten von diesem Jammerthale versammelt und sie, wenn er es vor gut befindet, in der Mitternacht-Stunde zu spucken ausschicket. Wollen ihre Hinterbliebenen diese armen Seelen los und sich selbst von der Furcht, alle Nächte erschrecket zu werden, befreiet wissen; so dürfen sie nur an den Hexenmeister, oder an seine Schergen eine gewisse Summe Geldes zahlen, da denn jene augenblicklich ihre Freyheit erhalten und ihnen der gemessene Befehl ertheilet wird, von nun an niemals mehr zu spucken. Die behexten Hüte, die dieser Zauberer austheilet, haben zwar verschiedene wunderbare Würkungen; das ist aber wohl die vornehmste, daß diejenigen, die ihrer theilhaftig werden, dadurch die Ans

wartschaft auf die Stelle eines Hexenmeisters aller Hexenmeister erhalten.

Von dem Federhute weis ich weiter nichts zu melden, als daß derjenige, dem er aufgesetzet wird, dadurch sehr gestrenge wird und das Talent bekommt, zur gemeinen Wohlfahrt auf das rittermäßigste zu fluchen und zu schwören — — wenn er es nicht etwa vorher schon besessen hat. Alle diese Dinge werde ich in einer gelehrten Schrift von der vorherbestimmten Harmonie und dem physischen Einflusse der Hüte auf das Herz weiter ausführen.

Ich könnte auch hier von bezauberten Mützen reden — — Allein ich will nicht gar zu sehr ausschweifen, sondern meine Leser nun wieder zu meinem Mährgen zurückführen.

Achtes Kapitel.

Fortsetzung des Mährgens.

Noch waren die Griechen die einzige Nation, die sich der Hüte bediente. Deswegen pflegten sie auch alle andern Völker Barbaren zu nennen, welches Wort, wie ein großer Kunstrichter unserer Zeiten behauptet, ohne Zweifel von *barba*, der Bart und von Haaren abstammet, dadurch sie anzeigen wolten, diese Völker machten keinen Unterschied zwischen dem Barte und den Haupthaaren, indem sie sowohl

jenen.

senen als diese blos trügen, da hingegen sie, die Griechen, die letzteren bedeckten. Nunmehr aber stunden auch in Rom einige Hutmacher auf; doch wurde der Gebrauch der Hüte daselbst nicht so gemein, als in Griechenland, auch erfanden sie keine neue Moden, sondern sie waren mit den Erfindungen der Griechen zufrieden, ob sie gleich dieselben bisweilen zusammensezten und dadurch gleichsam neue Hüte darstellten. Damit ich den Römern in dieser Schrift doch auch einige Ehre erzeige; so will ich von einigen ihre berühmtesten Hutmacher etwas gedenken.

Kretulius machte zuerst die Mode des Irepuk in Rom bekandt. Weil er aber doch auch gerne etwas neues haben wolte, so verfertigte er sich ein gewisses Maas, nach welchem er seinen Hut auf das genaueste eintheilte, so daß keine Ecke daran länger war als die andere. Er umwickelte überdies seinen Hut mit so vielen Bändern und Schleifen, daß man ihn beinahe vor allen Zierrathen nicht sehen konte. Um den Filz aber bekümmerte er sich nicht; sondern er warf die Haare in einen Topf und ließ sie darinnen gähren, bis eine feste Materie daraus wurde.

Icocer trug seine Hüte überall herum und rief sie aus wie eine Marktschreier. (*) Er hatte

(*) Cf. cl. Philippi Icocer ein großer Windbeutel.

hatte eine besondere Gabe, sie den Leuten aufzuschwatzen und man hörte ihm mit Vergnügen ganze Stunden zu, wenn er seinen Hüten eine Lobrede hielte. Unterdessen hat er doch nichts neues erfunden; sondern er kaufte alle alte griechische Hüte von verschiedenen Meistern auf und setzte die seinigen daraus zusammen.

Atos und Eucsig machten ihre Hüte nach dem Muster des Ozen und hatten das Glück, daß selbst verschiedene Römische Kayser sich derselben bedienten. Weil sie aus Handwerksneid große Feinde von der Mode des Irepuc waren; so brachten sie, oder ihre Nachfolger es dahin, daß dieselbe gänzlich verboten wurde und alle Hutmacher dieser Zunft in das Elend gehen mußten.

Von den Griechen und Römern kam die Hutmacherkunst auch auf die alten Kirchenväter. Die meisten unter ihnen verachteten sie und behaupteten mit großem Eifer, fromme Christen müßten in blossen Köpfen gehen. Andere aber hielten es für rathsam, sich zu bedecken und glaubten, weil die Heiden so gewaltig auf die armen Christenköpfe losstürmten, so wäre es nöthig, diese durch gute Hüte in Vertheidigungsstand zu setzen. Sie machten allerhand Hüte, bald nach der Mode des Topal, bald nach dem Muster des Stotaris. Gar zu gute Arbeit machten sie freilich

lich nicht — wenigstens war sie nicht dauerhaft.

Nun fänget sich die traurige Periode von einigen Jahrhunderten an, wo man sich der Hüte gar nicht mehr zu bedienen pflegte, bis endlich eine patriotischgesinnte Zunft den Gebrauch derselben von neuen einführte, wovon ich in einem andern Kapitel reden werde.

Neundtes Kapitel.

Eine kleine Ausschweifung von dem Umlauf der Säfte in der gelehrten Republik.

Was diese Ausschweifung vor ein Verhältnis gegen meine Hüte hat, das weis ich selber nicht. Unterdessen ist sie doch einmal gemacht und wer es weis, wie es einem Autor zu Muthe ist, der wird es nicht mit guten Gewissen von mir verlangen können, daß ich sie unterdrücken soll.

Eine Stelle aus des berühmten Radzieiowsky Dissertationibus historico - politico - medico - philosophico - iuridico - philologico - criticis, die ich im Manuskript besitze, hat mir zu dieser Ausschweifung Gelegenheit gegeben. Ich will diese Stelle so hersetzen, wie sie ist, ohne die Lacunen zu ergänzen, die sich in der Abschrift sehr häufig befinden, welche Arbeit ich den Herrn Kunstrichtern überlasse: „Alle,

„ Ge-

„ Gelehrte zusammen genommen, schreibet „ der Autor p. m. 1970, machen einen großen „ Körper aus, davon jeder ein besonderes „ Glied ist. - - - - - - der Kopf - - - der „ gelehrte Rumpf. Einige machen das Ge„ hirn des gelehrten Körpers aus und den„ ken unaufhörlich; andere sind die Augen „ und betrachten den Himmel; andere die „ Ohren - - - relata referunt - - - in einer „ Schrift vom gelehrten Echo - - - andere „ gehören zu der Nase - - - - - - suboles „ mihi - - - nach dem bekandten Verse:

„ Gustus et olfactus, auditus, visio, tactus - - „ andere sind der Mund - - - magna sona„ turum - - - - andern sind gelehrte Mä„ gen - - - sie verdauen was andere geschluckt „ haben - - in succum et sanguinem con„ uertere - - - - die Finger arbeiten am „ meisten - - - ob der gelehrte Körper auch „ seine membra pudenda hat, das - - - - - „ - - - von der Aehnlichkeit der gelehrten „ Welt mit einer Republik habe ich an einem „ andern Orte geredet - - - - „ bis hieher der Autor.

In diesen vortreflichen Worten wird die Gesellschaft der Gelehrten sowohl mit einem thierischen Körper, als auch mit einer politischen Republik verglichen. Ich habe mir viele Mühe gegeben das eigentliche tertium comparationis zu finden, in welchem ein Körper,

eine

eine Republik und die Gesellschaft der Gelehrten mit einander überein kommen. Ich glaube, es entdecket zu haben und ich will meine Gedanken dem geneigten Leser zur Beurtheilung vorlegen. Es ist nämlich bekandt, daß in einem thierischen Körper ein beständiger Umlauf des Blutes ist, als in welchem eigentlich das Leben des Thieres bestehet. Eben so muß in einem Staate ein beständiger Umlauf der Reichthümer erhalten werden, welches das Mittel ist, den Wohlstand der Republik zu befördern. Das vorausgesezt kan ich leicht die Aehnlichkeit dieser Dinge mit der Gesellschaft der Gelehrten erklären. Nämlich wie in einem Körper das Blut und in einer Republik das Geld beständig cirkuliren müssen; eben so wird auch in dem gelehrten Staatskörper ein beständiger Umlauf seiner Säfte erhalten. Das Leben und die Reichthümer desselben bestehen ohne Zweifel in Gedanken und Wahrheiten und daß diese in einem beständigen Umlauf sind haben verschiedene große Männer hinlänglich bewiesen (*). Die Bücher sind gleichsam die Gedanken-Magazine, durch welche ein beständiger gelehrter Markt unterhalten wird, der sich aber öfters in einen Schleichhandel verwandelt. Die Gedanken, die in den ältesten Büchern

(*) Cf. Scripta de plagiariis, doctis impostoribus, Charlataneria, commentatoribus Aristotelis, Grotii etc.

Büchern stehen, sind noch immer in der Welt; ein jeder macht sich dieselben zu Nutze, so gut er kan — Grote ein berühmter gelehrter Kaufmann bauete einen großen Laden, darinnen er eine erstaunende Menge von alten und neuen Waaren zusammen trug. Ein anderer machte einen Ausschuß aus diesem Laden und zog ihn ins kleine. Ein dritter vermehrte ihn mit allerhand neuen Raritäten, und zeigte überall an, wo man noch mehr dergleichen Waaren bekommen könte. Ein vierdter brachte ihn in eine andere Ordnung, ein fünfter that wieder etwas hinzu, welches der sechste wieder hinweg nahm; der siebende, achte, neundte und zehnte aber bestahlen ihn auf eine so künstliche Art, daß man den Betrug kaum merkte — Welch ein Umlauf! wenn das alte Geld noch so cirkulirte, wie die alten Wahrheiten, wie glücklich wären wir! — — —

Zehendes Kapitel

Fortsetzung des Mährgens.

Von den Zeiten, deren Geschichte ich im achten Kapitel beschrieben habe, fieng sich das große Hut. interregnum in der ganzen Welt an, welche Periode aus etymologischen Gründen, die ich in eben diesem Kapitel erörtert die Barbarische genennet wird.

Die

Die armen, einfältigen Leute giengen damals meistentheils in bloßen Häuptern; oder wenn es hoch kam, so bedekten sie sich mit gewissen Kappen, wovon der große Hexenmeister an der Tyber, der sich zu diesen Zeiten am meisten empor hub, das Monopolium hatte.

Ein Ungläubiger von dem Haufen des Mednuham war von der Vorsicht darzu bestimmet, die Hutmacherkunst wieder in Aufnahme zu bringen. Er fand von ohngefehr einige Alterthümer, unter welchen er auch den Hut des Stotaris nebst seiner Anweisung zu der Kunst, Hüte zu machen, antraf. Da er ein Arzt war und glaubte, der Gebrauch der Hüte würde der menschlichen Gesundheit sehr zuträglich sein; so legte er sich mit allem Eifer auf die Verfertigung derselben. Weil er aber die Schrift des Stotaris nicht in allen Stücken verstand, auch der Hut desselben durch die Länge der Zeit sehr war verunstaltet worden, und dieser Arzt überdies ein Mednuhamianer und Ungläubiger war; so wurde seine Arbeit nicht so vollkommen, wie sie hätte sein sollen, sondern sehr unförmlich und der erste Hut, den er machte, war ein wahres Ungeheuer. Unter dessen fand er doch viele Nachfolger.

Von diesen Ungläubigen kam der Gebrauch der Hüte auch in die christlichen Klöste, wo

man bisher nicht viel davon gehalten hatte, weil man glaubte, eine Kappe müste den Kopf nothwendig wärmer halten, als ein Hut. Gewisse alte Mönche aber erkandten ihren Irrthum und suchten nach dem Beispiel der ungläubigen Aerzte den Hut des Stöcaris wieder hervor, schnitten aber und künstelten soviel daran, daß zulezt der ganze Deckel heraus fiel und nichts, als das Futter und der Rand übrig blieb, welchen lezteren sie noch darzu in viele kleine Stücke zerschnitten, weil sie die zarten Schnüre gerne entdecken wolten, womit er befestiget war. Um die Schande zu verbergen wickelten sie viele Bändergen um den Hut und wie sie diese auf verschiedene Art in einander zu schlingen wusten; so bekamen auch die Hutmacher selbst davon verschiedene Benennungen. Einige verknüpften die Bänder so, daß sie wie die Flügel aussahen, mit denen die lieben Engelgen abgemahlet werden und diese waren englische Hutmacher. Andere brauchten zu ihren Hüten lauter zarte Fäden, die wie Spinnewebe aussahen und diese nennte man subtile Hutmacher u. s. w. die wenigsten unter ihnen aber machten selbst Hüte; sondern sie bekümmerten sich nur überhaupt um die Art und Weise, wie man sie verfertigen müste, und zankten sich, ob ein allgemeiner Hut würklich wäre, oder nicht. Sie bewiesen

weis-

weitläuftig, daß alle Hüte ehemals keine Hüte, sondern nur Filz gewesen wären und daß sie daher entstünden, wenn man den Filz in eine gehörige Form brächte; nur der allgemeine Hut wäre ewig, nothwendig und unveränderlich. Ihre eigentliche Mutterspra-che war die rothwelsche; übrigens aber stunden sie alle unter der Herrschaft des italiäni-schen Zauberers und musten ihre Hüte ma-chen, wie er es haben wolte. Er befahl ih-nen, die Hüte so gros, weit und tief zu ma-chen, daß sie sogar den Leuten die Augen mit bedekten, damit sie seine Gaukeleien nicht sehen könten. Es hatten aber diese Hutma-cher nur einen Stock, über welchen sie alle ihre Hüte schlugen, daher sie denn auch alle so einförmig waren, daß sie nur durch die Bänder, die man daran befestigte, konten unterschieden werden.

Eilftes Kapitel

Eine Ausschweifung von der Kunst Geister zu elektrisiren

Wir leben jezt in einem sehr elektrischen Jahrhunderte. Man darf nur zuweilen bei müßigen Stunden ein Stück Siegellack reiben und in einem gelehrten Magazine den Liebha-bern und Untersuchern der Natur von dieser preiswürdigen Bemühung Nachricht geben;

so ist man schon berühmt. Alles wird jezt elektrisiret — Messer, Löffel, Tischtücher, Männer, Weiber und H * *, ja sogar Donner und Bliz — bald wird man auch —

Bei dieser allgemeinen Elektrisir-Brunst wundere ich mich gar sehr, daß noch niemand auf die Gedanken gerathen, Geister zu elektrisiren — Ich bin der grosse Mann, ille ego, der diesen vortreflichen Einfall zuerst ausgebrütet; ich theile ihn hier allen Freunden der Natur mit und zweifele nicht an ihrem Beifalle. Ich werde mir durch diese Erfindung gewis eine Stelle in vielen, wo nicht in allen gelehrten Gesellschaften erwerben — man wird überall von mir reden und schreiben — Illustris Agtsteinius (S. L. B. ab Agtstein) Academiarum Londinensis, Parisiensis, Berolinensis, Petropolitanæ, Naturæ curiosorum, Moguntinæ, Bauaricæ etc. sodalis dignissimus — Das klingt vortreflich — Vielleicht findet sich ein erhabener Mäcen, der wohl gar eine Gedächtnismünze auf meine Erfindung prägen läßt —

Jedoch wo gerathe ich hin? Ich überlasse mich dem entzückenden Gedanken von der Grösse meines künftigen Ruhms allzusehr. Es ist nun Zeit, daß ich meine Erfindung selbst beschreibe.

Die Gelehrten sind gemeiniglich ein wenig neidisch und ich trage kein Bedenken, ihnen

rem löblichen Beiſpiele zu folgen; Ich werde alſo meine Erfindung ſo ſchildern, daß gewis niemand daraus klug werden ſoll, den ich nicht beſonders noch unterrichte. Vor Geld und gute Worte aber ſtehet alles zu Dienſten.

Ich brauche dem geneigten Leſer den Nutzen meines Experiments nicht weitläuftig anzupreiſen. Man weis, was vor erſtaunende Würkungen die Elektricität in den Körpern hervorbringet, daß ſogar die elektriſchen Küſſe weit beſſer ſchmecken als die gewöhnlichen. Ich ſchließe hieraus, daß durch das Elektriſiren die Empfindungskraft der Körper erhöhet wird — denn ich behaupte mit verſchiedenen großen Leuten, daß alle Körper empfinden (*). Ein Marmor ſchreiet ja, wenn er geſäget wird. Und was iſt ein Kanonenſchuß anders, als ein klägliches Geſchrei des Metalls, welches durch die Erſchütterung des Pulvers empfindlich gerühret worden? Die Kanone läuft auch aus keiner andern Urſache zurück, als um ſich an demjenigen zu rächen, der ſie beleidiget — was dieſe Empfindungskraft bei den Körpern iſt, das iſt die Denkungskraft bei den Geiſtern.

(*) Voiès l'hiſtoire critique de l'ame des bêtes par Mr. Gver. So viel Gelehrſamkeit hat wohl der geneigte Leſer in dieſer Ausſchweifung nicht geſuchet.

Nun ist diese leztere zwar bei allen Geistern anzutreffen (*); da wir Philosophen aber zu sagen pflegen: a posse ad esse non valet consequentia (**); so folgt, daß nicht eben alle Geister würklich denken müssen, welches wir an so vielen Menschen augenscheinlich sehen. Was könte demnoch vortheilhafter sein, als meine Erfindung, durch die ich es dahin zu bringen glaube, daß alle Geister (ich rede hier nur von den Menschen) würklich denken müssen. Vielleicht könte man mit der Zeit auch noch eine Machine erfinden, die Gespenster zu elektrisiren, dadurch denn vielen frommen Christen würde geholfen werden, die damit so sehr geplaget sind. Sind das nicht Vortheile genug?

Ich komme nunmehr zur Sache selbst. Meine Machine ist ordentlich wie eine andere Elektrisir-Machine; nur an statt, daß sonst der zu Elektrisirende auf eine Tonne Pech treten muß; so wird er hier auf eine Kiste gestellet, die mit Lauter witzigen Makulatur angefüllet ist. Das ist alles leicht zu begreifen; allein wie man eine Person zu der Elektrisirung ihres Geistes vorzubereiten hat, das ist eben das Geheimniß. Dieses umständlich zu beschreiben, kan niemand von mir verlangen; so viel kan ich wohl sagen, daß vor

(*) quia posita re ponitur eius essentia.
(**) Cf. eine Metaphysik, die erste die beste.

vor allen Dingen der Paß ins Gehirn durch das Trepaniren muß geöffnet werden — cætera textus habet — vor ein alt Schock konventionsmäßiger Münze stehet meine Erfindung jedermann zu Diensten. Doch lasse ich auch mit mir handeln. Die Würkungen meines Experiments sind erstaunend. Leute, die in ihrem ganzen Leben noch nicht gedacht haben, Grund- und Vernunftlehrer, Kunstrichter, Poeten, Philologen fangen hier auf einmal an zu denken, und durch einen geheimen Druck der elektrischen Materie sehen sie sich genöthiget, auch alles gerade heraus zu sagen, was sie denken. Mit verschiedenen Leuten habe ich schon die Probe gemacht. Ein großer Logiker bekandte, daß er ein Narr wäre, ein eifriger Seelenhirte, daß er das selber nicht glaubte, was er in seinen hand- und taktfesten Predigten der christlichen Gemeinde einschärfte; Der große Christoph nennte sich einen Duns und Pedanten, und meine liebe verlobte Braut erzählte mir alle ihre Schwachheitssünden und andere Kleinigkeiten, die sie wider die erste und andere Tafel der heiligen zehn Gebote begangen hatte.

Dieß voraus geschickt, will ich meine Erfindung allen christlichen Obrigkeiten, als das wahre Mittel zur Abkürzung der bürgerlichen und peinlichen Processe, den Weltweisen, als den einzigen Weg zur Wahrheit, al-

len neuangehenden Eheleuten zur gegenseitigen Erforschung ihrer Gemüther, und allen Dunsen unserer Zeiten, wie auch der Nachwelt bestens empfehlen.

Wegen der vermuthlichen künftigen Correspondenz will ich meine Addresse hersetzen. Sie ist diese:

A Monsieur
Monsieur Agtstein
cuius solum nomen omnibus titulis
maius est
à
Hall en Saxe

abzugeben in der Vorstadt, neben dem Tusculano, bei dem Gärtner Hoke, unter dem Dache, im Hinterhause.

Exegi monumentum ære perennius!

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung des Mährgens.

Allmählig wurde man der bisherigen Hutmode überdrüßig. Es stunden hier und da sinnreiche Köpfe auf, welche die stolarisischen Hüte, die ohnedem sehr verunstaltet waren, nicht mehr leiden wolten. Ich werde einige von ihnen nennen und ihre Bemühungen kürzlich erzählen.

Mustr.

Musta wolte nicht leiden, daß man drei oder mehrere Ecken an die Hüte machte; er behauptete, es wäre wider den Wohlstand, und verfertigte eine ganz besondere Art von Hüten, die alle nur zwo Ecken hatten. Er konte keinen vor seinen Augen sehen, der einen stotarischen Hut trug, und war dieser Mode so feind, daß er sogar nicht einmal stotarischen Filz zu seiner Arbeit nehmen wolte. Er hatte verschiedene Bildsäulen, welche die alten römischen und griechischen Gelehrten verstellen solten, und diesen probirte er seine Hüte allemal erst auf, ehe er sie verkaufte. Daher kam es, daß sie auf wenig Köpfe seiner Zeit paßten.

Obac hat selbst keine Hüte gemacht, aber doch den Hutmachern viele nützliche Lehren gegeben. Er verlangte, man solte zuerst die Natur des Filzes genau untersuchen, ehe man Hüte daraus machte, und ein jeder Hutmacher solte sich besonders mit einer gewissen Art von Filz beschäftigen. Alsdenn solten sie ihre Erfindungen einander mittheilen, und dadurch würde man in den Stand gesetzet werden, mit leichterer Mühe bessere Hüte, als bisher, zu machen.

Laval und Zinolius waren galante Leute, die die grobe Beschaffenheit der damaligen Hüte nicht vertragen konten. Sie behaupteten, die äußerliche Form derselben müste nach

dem Muster des Jcocer eingerichtet werden, innerlich mögten sie aber beschaffen sein, wie sie wolten.

Vlul brachte seine ganze Lebenszeit damit zu, daß er einen großen Schrank mit vielen leeren Fächern machte, in welchen man eine große Menge Hüte aufbehalten konte. Er selbst aber hat keinen verfertiget.

Dancairus und Lalpaneçam erfanden auch neue Arten von Hüten, die aber allzukünstlich und unnatürlich waren, als daß sie bei der damaligen einfältigen Welt hätten sollen Beifall finden.

Andere Hutmacher, die der stotarisischen Zunft zuwider waren, suchten die alten Moden des Thagoraspy, Topal und Ozen wieder hervor, fanden aber wenig Nachfolger — — Meine Erzählung fänget an, trocken zu werden: ich thue wohl am besten, wenn ich wieder ein wenig ausschweife.

Dreizehndtes Kapitel.

Eine Ausschweifung *de asini umbra, ponte asinorum et cruce criticorum.*

Ich wolte gern auch in dieser Schrift meine Belesenheit zeigen, und dem geehrtesten Leser einige Merkwürdigkeiten aus meinen Kollektaneen-Büchern vorlegen, die ich unter keinen

keinen andern Titel zu bringen' gewußt habe, als unter dieſen. Es gehet mir wie jenem Gelehrten, dem zu allem Glücke ein' reitender Dorfpfarrer begegnen muſte, da er ſchon einige Wochen an dem Titel einer zum Drucke fertigen Schrift gearbeitet hatte; hier ſahe er auf einmal ein, daß ſein Buch de clerico equitante handelte — Ich will aus meinen Papieren abſchreiben, was mir vor die Finger kommt, es mag ſich hieher ſchicken, oder nicht.

* * *

Der berühmte Herr Profeſſor Baroco hat eine gelehrte Streitſchrift vertheidiget, unter dem Titel: de longitudine, latitudine et profunditate monadum cum figuris æneis. Er beweiſet darinnen auf das bündigſte, daß eine Monade eine Kraft ſei, die nichts und nirgends iſt. und widerleget den Profeſſor Paradox ſehr gründlich, der ſich nicht geſchämet, ihm zu widerſprechen und zu glauben, was alle Bauern glauben. Herr Baroco ſagt unter andern gar nachdrücklich: Peruerſa de monadibus ſentiendi libertas noſtris etiam temporibus varios diſciplinæ ſolidioris locos, ſanæ rationis principiis euerſis, turpitudine fœdat - - - Hierauf ſchimpfet der Herr B. noch ein wenig auf das Sinciput ſeines Gegners und macht mit einem troſtreichen S. D. G. ein erbauliches Ende.

Eben

Eben dieser Mann hat ein ganzes Bündel metaphysischer Abhandlungen fertig liegen, die alle historisch, dogmatisch, polemisch, praktisch und pragmatisch ausgearbeitet sind, und seufzend auf einen billigen Verleger warten.

Der Herr Doktor Punktum hat eine gelehrte Schrift unter der Feder, darinnen er die Eigenschaften, Kräfte, Würkungen, den Gebrauch und Nutzen, wie auch den Mißbrauch der Einschiebsel deutlich erklären, und mit vielen Beispielen aus den Büchern des Cicero, Plinius, Livius, Sallustius, Tacitus, Lucretius, Virgilius, Ovidius, Horatius und anderer mehr erläutern wird.

Von eben diesem gründlichen Manne haben wir nächstens eine vortrefliche Abhandlung von den drei lezten Buchstaben des Alphabets, X, Y, und Z, zu erwarten, darinnen er berechnen wird, wie vielmal dieselben in allen klaßischen Schriftstellern vorkommen, und zugleich eine künstliche Lobrede auf den berühmten Kunstrichter, Peter Burmann den zweeten beifügen wird, in welcher keiner von diesen drei Buchstaben anzutreffen ist.

Der Professor Aedepol in Gröningen arbeitet an einer Streitschrift de excrementis veterum, darinnen er alles zusammen träget, was die Alten in diesen Materien geliefert haben. Er hat eine ziemliche Sammlung von Antiquitäten.

Der

Der Herr Konsistorial-Rath Orthodox hat versprochen, künftiges Jahr q. G. abermal 366 neue Ketzer zu machen. Da er diese Zahl noch nicht voll hat, so ersuchet er alle diejenigen, die etwa Lust haben mögten, durch ihn berühmt zu werden, sich bei Zeiten zu melden, und sich nachgehends alles Einspruchs zu enthalten. Wir wünschen diesem Hochwürdigen Manne zu seinen Beschäftigungen Zeit, Ruhe und Gesundheit.

Der Herr Doktor Nieswurz will ein Verzeichniß aller derer Patienten drucken lassen, die er in seiner vieljährigen Praxi mit Gottes Hülfe, wie er sagt, glücklich vom Leben zum Tode gebracht hat, wobei er zugleich in Ansehung eines jeden kürzlich erörtert, ob er am Alkali oder am Acido gestorben. Das ganze Werk wird 10 Folianten ausmachen, und auf Vorschuß gedruckt werden.

Kund- und zu wissen sei hiermit jedermäniglich, den Materialisten, Käsekrämern und Materialisten samt und sonders, daß, wegen der jetzigen noch immer obwaltenden großen Theurung, künftige Messe abermal eine große Menge Gedichte und witzige Schriften, die meistens mit lateinischen Lettern gedruckt, nebst vielen Uebersetzungen und andern Raritäten bei allen Buchführern um billigen Preiß wird zu haben sein.

Ein

Ein groſſer Patriot, der ſich aber nicht genennt hat, will wahrgenommen haben, daß die Zahl der Gelehrten von Tagen zu Tagen abnimmt (welches aber wohl nicht wahr iſt) und deswegen hat er verſchiedene nützliche Vorſchläge zur Rekrutirung derſelben gethan. Er will nämlich

1) mit Beihülfe einiger Kandidaten des heiligen Predigtamts ein groſſes, unerhörtes, allgemeines Real-Lexikon aller Künſte und Wiſſenſchaften zuſammen tragen, welches ohngefehr 100 Folianten ausmachen wird, und dadurch ein jeder Narr in den Stand geſetzet werden ſoll, von allen vorkommenden Materien ohne groſſe Mühe zu reden und zu ſchreiben, ſo viel und ſo lange er will. Das Werk wird etwas theuer; aber die Gelehrſamkeit iſt ja unſchätzbar, und kan nicht theuer genug bezahlet werden.

2) Will er ein allgemeines Journal aller Wiſſenſchaften ſtückweiſe heraus geben, darinnen er alle andere Journale von Wort zu Wort abſchreiben und dadurch dem geneigten Leſer viele Mühe erſparen wird.

3) Will er ein allgemeines Regiſter aller Bücher, die von Adam an bis auf ihn heraus gekommen, verfertigen und

in

in der Vorrede Mittel angeben, aus dem Format, Druck und den Vignetten eines Buches den Werth deſſelben zu beurtheilen.

4) Ermahnet er alle, die etwas Gründliches in den Wiſſenſchaften leiſten wollen, ja bei Zeiten auf gute Kollektaneen zu denken und dieſelben alsdenn, wenn ſie alt und ſchreibensſatt ſind, der gelehrten Welt mitzutheilen.

Durch dieſe Vorſchläge hoffet er in kurzem eine ſolche göldne Zeit in der gelehrten Welt zuwege zu bringen, daß auch die Bauern beim Kruge philoſophiren und Schneider und Schuſter die gröſten Stützen der Kritik werden ſollen — annue coeptis.

Zum Beſchluß dieſer Ausſchweifung theile ich unſern Herrn Kunſtrichtern eine zerſtümmelte Stelle aus einer alten Handſchrift mit, und erſuche ſie, zum Beſten der Welt, in ihren gelehrten Nächten die Lücken zu ergänzen, den wahren Sinn des Verfaſſers zu erforſchen, und ihre kritiſchen Muthmaßungen alsdenn mir und dem Publico mitzutheilen.

- - - ſunt barbari homines membris moleque valentes - - impexa pendet barba - - - - - - rugis arata frons — — lumine læſi — rem magnam præſtant - - - quærendi nominis - - - -

- - - - - solos se cor habere - -
- - sufflatis buccis - - - - - Augiæ - - - - - - - lana caprina - -
- - - procella tumultu - - - - -
maiora conarier - - - - - - - tonitrua linguæ - - - - theonino rodunt
- - - - - - - blattis tineisque - -
- quos Crassus - - nasuti - - -
lac leænæ - - nil frontis - - jurgia gliscunt - - oestro - - - per humum repete - - - - - - - - - -
purgant - - lima mordacius - - - isti Aristarchi - - - - - - - - - - -
explicit.

Vierzehendes Kapitel

Fortsetzung des Mährgens

Ich habe die Bemühungen verschiedener klugen Köpfe kürzlich erzählet, dadurch sie die stotarisische Hutform abzuschaffen und eine neue einzuführen, getrachtet haben. Allein jene erhielt sich länger, als man dachte und solange, bis ihr ein gewisser Restak den grössten Stoß beibrachte, von dem sie sich niemals wieder hat erholen können.

Restak trug anfänglich auch einen stotarisischen Hut — allein da er ein weniß zärtlich war, so schien ihm derselbe viel zu unbequem und schwer, um ihn länger auf den Kopfe zu leiden. Er warf ihn also gar weg

und

und gieng eine gute Zeit im bloßen Haupte, bis er endlich durch vieles Nachdenken eine neue Art von Hüten erfand, die mit groſſem Beifall aufgenommen wurde. Da er dieſe Erfindung gemacht hatte, nachdem er eine Zeitlang im bloßen Kopfe gegangen war; ſo behauptete er, man müſte allemal ſo verfahren und ſich eine Zeitlang keines Hutes bedienen, wenn man haben wolte, daß er hernach recht feſt anliegen ſolte. Sein Hut war aus dreierlei Filz in verſchiedenen Wirbeln ſehr mechaniſch zuſammengeſetzet, wie er denn ſelbſt ein überaus groſſer Liebhaber der Mechanik war. Dabei aber wolte er ſehr demüthig ſein und nicht einmal das Anſehen haben, als wenn er viel Ehre mit ſeinen Hüten eingeleget. Er ſchob alles auf einen gewiſſen groſſen, aber unſichtbaren Manne, der nicht nur ſeinen Hut verfertiget, ſondern ihm auch denſelben auffezte und wieder abnähme, wenn er wolte, doch ſo, daß es dem gemeinen Manne immer ſo vorkäme, als verrichtete er, Reſtak, ſelbſt dieſe Würkungen. Er hat viele Anhänger, aber auch viele Feinde gefunden. Die lezten nennten ihn einen Zauberer und wenn es bei ihnen geſtanden hätte, ſo wäre er gewiß verbrandt worden. Unterdeſſen fror er in einem kalten Lande, deſſen Königin ihn zu ſich gerufen hatte, damit er ihr einen Hut nach ſeiner Art machen

solte, weil sie gerne für eine Amazonin wolte gehalten sein. Die kalte Luft dieser Gegenden zog ihm eine Krankheit zu und er starb.

Einer seiner vornehmsten Gegner war der Sendsag, ein sehr verständiger Hutmacher, der sich den Irepuk zum Muster erwählte und dessen Erfindungen in vielen Stücken verbesserte. Jedoch weil die irepukische Mode alt und die restakische Hutform neu war, so hat Sendsag eben nicht viel Anhänger gehabt.

Unter den Nachfolgern des Restak war auch Bendir Janospi, ein beschnittener und kluger Narr. Er dehnte seinen Hut so weit aus, daß man alles darunter bringen konte, und behauptete, daß man außer demselben gar keine Kleidung weiter brauchte. Er bewies, die ganze Welt und der große Mann, der nach der Meinung des Restak alles verrichten solte, wären einerlei und weiter nichts, als ein großes Stück Filz, davon die Dinge und Hüte, die wir sehen, nur Eigenschaften und Veränderungen wären. Auch ihm gab man Zauberei schuld und wenn er nicht in einem Lande gewohnet hätte, wo man ungestraft ein Narr sein kan, so wäre er gewis dem Scheiterhaufen nicht entgangen.

Zu dieser Zeit theilten sich alle Hutmacher in drei Hauptzünfte. Einige sagten, es wären nur Hüte in der Welt und keine Köpfe;

die

die Köpfe, die wir zu fühlen glaubten, wären bloße Erſcheinungen. Andere behaupteten, es wären nur Köpfe in der Welt und keine Hüte und wenn ſie Hüte zu machen ſchienen, ſo wäre das ein bloßer Betrug der Sinne — ja einige unter dieſen giengen ſo weit, daß ſie ſteif und veſt glaubten, es wäre weiter kein Kopf in der Welt, als der ihrige. Die vernünftigſten aber glaubten, was die Kirche glaubet, daß es ſo wohl Hüte als Köpfe in der Welt gäbe. Dieſes glaube ich auch, und deswegen (*) will ich wieder eine kleine Ausſchweifung machen.

Funfzehendes Kapitel
Eine aphtonianiſche Chrie zum Lobe der gelehrten Schmierer.

Laus auctoris et dictum. Füretiere war zu ſeiner Zeit einer der berühmteſten Männer in Frankreich und wie gros ſeine Verdienſte müſſen geweſen ſein, das kan ein jeder verſtändiger Menſch ſchon daraus begreifen, erkennen und einſehen, daß er ſogar das Glück gehabt, die Franzöſiſche Akademie ſo eiferſüchtig zu machen, daß ſie ihn aus ihrer Verſamm-

(*) Ob dieſer mein Glaube einige Verwandſchaft mit meiner Ausſchweifung hat, darum bekümmere ich mich nicht. Es iſt doch ein tranſitus.

lung auf das feierlichſte auszuſtoßen, vor gut befunden hat. Dieſer nun ſchreibt an irgend einem Orte, wo, weis ich nicht; weil ich ihn nicht ſelbſt geleſen, ſondern mir die anzuführende Stelle von einem guten Freunde mitgetheilet worden — genug er ſchreibt ſehr nachdrüklich ſo:

„Puisque j'ai vu louer tant de faquins il „m'a pris envie de vous louer auſſi.

Paraphraſis. Dieſe Worte ſind, wie man mir geſagt hat, der Anfang einer Lobrede auf den Schinder und der Autor will dadurch ſoviel ſagen: Da man heutzutage ohnedem gewohnt wäre, alle Narren zu loben, ſo dürfte ſich niemand wundern, daß er den Entſchluß gefaſſet, die Verdienſte des Schinders zu erheben. So wenig man ſich alſo wundern darf, daß ein ſo großer Mann, wie Furetiere, den Schinder gelobet: eben ſo wenig muß es den geneigten Leſer, oder Hörer befremden, daß ich mir vornehme, die gelehrten Schmierer zu loben.

Cauſſa. Denn die Zeiten des Furetiere haben ſich ſo ſehr noch nicht geändert und ſein Ausſpruch iſt noch immer wahr: j'ai vu louer tant de faquins, d. i. ich habe mein lebtage gehöret, daß ſo viele Hoch-

und

und Wohlgebohrne, Hoch- und Wohledle, Magnifici, Hoch- und Wohlehrwürdige, Geſtrenge, Veſt, Mann- und Ehrenveſte, Hoch- und Wohlgelahrte, Fürnehme, Fürſichtige, Hochbenahmte, Ehrengeachtete Kunſterfahrne und Kunſtreiche, Ehr- und Tugendſame, Erbare, Hoch- und Wolläbliche Leute und reſpective Herrn ſind gelobet worden — Warum ſolte es nicht erlaubet ſein, den Schinder wie Fürectiere und die Schmierer, wie ich, zu loben.

Contrarium. Zwar giebt es viele ruchloſe Gemüther, Freigeiſter und Atheiſten, die ihren verdammten Geifer bei aller Gelegenheit auf dieſe armen Märtyrer des Helikons ausſpeien; allein das iſt ein Schickſal, das ſie mit allen großen Geiſtern gemein haben und ſie ermangeln auch nicht, ſoviel an ihnen iſt, gleiches mit gleichen zu vergelten. Ich meines Orts bin ſo ekel nicht, daß ich dieſen guten Gemüthern und redlichen Herzen ſo verächtlich begegnen ſolte.

Comparatio. Ich lobe ſie vielmehr und kan ich ihnen wohl einen gröſſern Lobſpruch beilegen, als wenn ich ſie Schinder der geſunden Vernunft nenne? denn gleich-

wie der Schinder sein Handwerk nur an Todten ausübet: so können auch diese großen kleinen Geister ihrer Vernunft nicht eher das Fell über die Ohren ziehen, als bis sie tod ist, welches wie vortreflich es sei, jeder einsiehet, wer weis, daß die Vernunft eine Schlange ist, vor deren giftigen Bissen man, so lange sie lebet, nicht sicher sein kan.

Exempla. Daher haben sich meine Helden die Schmierer von je her bemühet, in ihren Schriften alle Vernunft gänzlich aus zutilgen, wie man solches in den Fabeln eines E * * in den Psalmen und geistlichen, lieblichen Liedern eines St * * in den Reden eines E * * von Z * * und in den satyrischen Schilderungen eines W * * deutlich wahrnehmen kan. (*)

Testimonium. Virgil beweiset die Vortreflichkeit der Schmierer sehr schön; er spricht: procumbit humi bos — d. i. Ein Ochse, der gewiß mehr Vernunft hat, als alle Schmierer, fällt mit aller seiner Vernunft auf die Erde. Wer erkennet hier nicht die Schädlichkeit der Vernunft und die Größe derer, die sie beizeiten tödten und schinden?

Con-

(*) Mehrere Exempel siehe in den Leipziger gelehrten Zeitungen, vom Jahr 1736. Num. 78. p. 696.

Concluſio. Wer ſiehet alſo nicht, daß den Schmierern, dieſen Stützen der gelehrten Narrheit alle die Lobſprüche zukommen, die ehemals Füretiere dem Schinder und der Magiſter Schw * * dem großen Lahormidas ertheilte. Dixi.

Sechzehendtes Kapitel.

Fortſetzung des Mährgens.

Nach dem Reſtack einmal einen glücklichen Anfang gemachet, die ſtotariſiſche Mode zu verbannen; ſo wurden durch ſein Beiſpiel viele aufgemuntert, ein gleiches zu verſuchen und ihre eigenen Erfindungen an die Stelle der alten zu ſetzen.

Zinkbel iſt einer von den berühmteſten Verbeſſerern der Hutmacherkunſt. Er war zwar ſonſt der ſtotariſiſchen Hutform nicht gar zu abgeneigt; allein da dieſelbe ſchon ziemlich aus der Mode gekommen war; ſo ſahe er ſich genöthiget, auch auf etwas Neues zu denken. Eigentlich hat er niemals einen ganzen Hut gemacht, als den, deſſen er ſich ſelbſt bediente welchen aber niemand zu ſehen bekam; ſondern er theilte unter die Leute nur einzelne Stückgen Filz aus, die ſie hernach ſelbſt mit zureichenden Grunde ſolten zuſammen ſetzen. Sein eigener Hut beſtunde aus lauter kleinen Dingen, deren jedes, welches zu bewundern iſt,

vor sich nichts war und nur erst alsdenn, wenn es mit mehrern zusammenflos, etwas wurde. In den alten Zeiten waren die Leute so einfältig, daß sie ihre Hüte selbst aufsezten und abnahmen. Restack sahe das pöbelhafte von dieser Gewohnheit ein, und brachte es dahin, daß ein großer unsichtbarer Mann, diese Arbeit verrichten mußte. Dem Zinibel aber stund weder das eine noch das andere an. Er verfertigte daher ein Uhrwerk in seinen Hut, vermöge desselben er sich zu eben der Zeit selbst abnahm und aufsezte, wenn es eine gewisse Monade, die Zinibel im Kopfe hatte, vor gut bestand, daß es geschehen solte. Damit aber die Leute nicht etwa argwöhnisch werden und ihn für einen Zauberer halten mögten, wenn sie sähen, daß sein Hut sich von selbst bewegte; so hatte er seine Hand so gewöhnet, daß sie allemal solche Bewegungen machte, die mit dem Uhrwerke des Hutes übereinstimmten, ob solches gleich an sich nicht nöthig gewesen wäre. Da sein Hut nun so vieles vor andern voraus hatte; so glaubte er, derselbe wäre der beste unter allen möglichen Hüten und wenn man ihm verwarf, es wären doch Löcher, Läuse und anderes Ungeziefer darinnen; so antwortete er, dies alles gehörte mit zum besten Hute und sein Hut würde nicht einmal der beste sein, wenn nicht Löcher und Läuse darinnen wären. Er zeigte dies alles sehr

deutlich

deutlich an einer großen Pyramide von lauter möglichen Hüten, die oben ein Ende hatte; unten aber ins Unendliche fortgieng. Man wendete ihm ein, es könte doch wohl noch ein Hut in der Welt sein, der eben so gut wäre, als der seinige; allein das war, wie er glaubte, so lang eine Unmöglichkeit, bis man ihm zwei Hüte zeigen würde, die einander vollkommen ähnlich und gleich wären. Ubrigens hat Zinibel noch viele neue Erfindungen gemacht, deren sich seine Nachfolger, die wir hernach berühren werden, treflich zu bedienen gewust haben. In den lezten Jahren des Zinibel, stund ein anderer Hutmacher auf, mit Namen Geridur. Dieser verfertigte zu seiner Zeit die allerdauerhafteste Arbeit in ganz Deutschland; weil sie aber nicht so leicht nachzumachen war, wie die Hüte des Zinibel, so hat Geridur auch nicht viel Nachfolger gefunden. Seine Hüte wurden alle von gewissen Geistern gleichsam belebet und der Filz bestund aus lauter Kügelgen und Nädelgen, die wunderlich mit einander vermischt waren.

Siebenzehendtes Kapitel.

Eine Ausschweifung von der Gabe der Weitläuftigkeit.

Die Menge der Wissenschaften ist durch die Bemühungen der Gelehrten unsers erleuch-

teten Jahrhunderts merklich vermehret worden und es ist bei nahe keine Kunst mehr, sie mag so närrisch sein, als sie will, die man nicht auf eine scientifische Art zu einer Ologie gemachet — ich bedaure niemanden mehr, als die arme Nachwelt, der wir beinahe gar nichts mehr zu erfinden übrig lassen. Bei dieser Fruchtbarkeit unserer Zeiten, wo man sich sogar Mühe gegeben hat, die Kunst, verwirrt zu denken, in Regeln zu bringen, wundere ich mich gar sehr, daß noch niemand den Einfall gehabt, die Gabe der Weitläuftigkeit im Denken und Schreiben besonders abzuhandeln, seinem Buche einen griechischen Namen zu geben und dadurch diese vortrefliche Kunst zu einer Wissenschaft zu erhöhen. Aus den Schriften unserer Weltweisen und Kunstrichter würde man die brauchbarsten Regeln haben ziehen können, die innere Stärke in der Kraft des Geistes und der Finger, weitläufig zu sein, unter den Menschenkindern zu befördern. Daß dieses eine sehr nüzliche und allen Schriftstellern, besonders den pragmatischen, sehr einträgliche Wissenschaft sei, wird wohl niemand leugnen. Wenn man die Gabe der Weitläuftigkeit besitzet, so darf man nur einen, ja nur einen halben Gedanken haben, um große Folianten zu schreiben. Und wenn man alsdenn noch so wenig honorarium, oder wohl gar nur die Korrektur bezahlt bekäme,

so

so läuft es doch immer ins Geld und man kan sich damit trösten, daß man das wenige nicht einmal verdienet hat. Aus allen diesen Ursachen und auf das inständige Zudringen meines Verlegers, meiner kritischen Freunde und auswärtiger Gelehrten, habe ich beschlossen den Weg zur Weitläuftigkeit in einem besondern System auszuführen. Ich begnüge mich, hier den Titel und Inhalt dieses Werkes den Gelehrten bekandt zu machen und zweifele gar nicht an dem Beifall aller derer, die das beste der Welt und ihrer Mägen patriotisch beherzigen.

Erste Gründe
Der gesammten Syrmatologie und Tautologie

worinnen das Wesen der Weitläuftigkeit und die Regeln derselben praktisch vorgetragen werden
nach der Lehrart der Mathematiker
auf Verlangen und zum Gebrauch der Philosophen und Kunstrichter
entworfen

Inhalt.

Vorrede, darinen ich mich erstaunend lobe und auf das heiligste versichere, daß dies Buch das erste und beste in seiner Art ist.

Ein-

Einleitung zu dem ganzen Werke, worinnen die logischen, metaphysischen, physischen, moralischen, politischen, ökonomischen und theologischen Gründe des ganzen Systems festgesetzet werden.

Erstes Kapitel von dem Nutzen der Weitläuftigkeit in allen vier Fakultäten und in dem gemeinen Leben.

Zweites Kapitel von dem angebohrnen Grundtriebe zur Weitläuftigkeit, worinnen zugleich im Vorbeigehen der wahre Sinn des Ausspruchs gezeiget wird: Poetæ non fiunt; sed nascuntur.

Drittes Kapitel von der analytischen Weitläuftigkeit.

Viertes Kapitel von der synthetischen Weitläuftigkeit.

Fünftes Kapitel von der ästhetischen Weitläuftigkeit.

Sechstes Kapitel von den Hülfsmitteln zur Weitläuftigkeit überhaupt.

Siebendtes Kapitel von den Schriften, die man lesen mus, um sich die Gabe der Weitläuftigkeit zu erwerben.

Achtes Kapitel von den Ausschweifungen.

Neundtes Kapitel von dem Nutzen des Gedächtnisses und der Einbildungskraft.

Zehendes Kapitel von den Realien.

Eilftes Kapitel von den locis communibus.

Zwölftes Kapitel von den grammatiſchen und rhetoriſchen Variationen.
Dreizehendtes Kapitel von der weitläuftigen Kürze überhaupt und von der mathematiſchen Lehrart insbeſondere.
Vierzehendtes Kapitel von der Schädlichkeit der Vernunft bei der Gabe der Weitläuftigkeit.
Funfzehendtes Kapitel ſylloge exemplorum aus Salmaſens, Kirchners und Gronovs Schriften, aus Lünigs Reichsarchiv, aus Wolfs Natur- und Völkerrechte und verſchiedenen akademiſchen Streitſchriften.

Achtzehendtes Kapitel.

Fortſetzung des Mährgens.

Der berühmteſte Nachfolger des Zinibel iſt Sufilow, welcher den Hut, den er von jenem geerbet, erſt in eine rechte kunſtmäßige Form gebracht und ſich dadurch einen großen Ruhm unter den Hutmachern erworben, dadurch er ſo aufgeblaſen wurde, daß er ſich ſogar den allgemeinen Hutmacher des menſchlichen Geſchlechts nennte und alle diejenigen für Narren erklärte, die ſich weigerten, ſeine Hute aufzuſetzen. Er iſt weiter von dem Zinibel nicht unterſchieden, als dadurch, daß er den Hut deſſelben in lauter kleine Ecken eingetheilet, deren jede mit der andern, wie er

vergab,

vorgab, auf das genaueste verbunden war, so daß, wenn man eine herab schneiden wolte, die andere alle nachfallen würden.

Sufilow war so verwegen, daß er seinen Hut auch in der Kirche aufsetzen wolte und die Heerschaaren seiner Freunde und Schüler folgten ihm darinnen getreulich nach, und haben deswegen lange mit der Klerisei procesiren müssen, ehe sie das Recht erhalten, sich ihrer Hüte auch in der Kirche zu bedienen. Ihre Advokaten haben deswegen große Bücher von dem Nutzen der sufilowischen Hüte in der Kirche geschrieben. Viele haben sogar die alten Propheten und Apostel mit solchen Hüten abmahlen lassen und ein gewisser thörichter Hutmacher hat in einem dicken Quartanten bewiesen, daß Moses und Aaron sich derselben bedienet.

Dagegen fanden sich viele, die behaupteten, man könte unter einem sufilowischen Hute kein guter Christ sein; andere besorgten, wegen der vielen Löcher würde er nicht warm genug halten und im Winter wäre man in Gefahr, das Gehirn darinnen zu erfrieren. Uberdies verklagte man den Sufilow, er wäre ein Zauberer und sein Hut hätte die Würkung daß, sobald man ihn auf den Kopf brächte, die Seele sowohl eine Maschine würde als der Leib, da denn dieser jener gar nicht mehr gehorchen wolte. Der König des Landes besorgte

sorgte großes Unheil und jagte den Sufilow fort. Als aber hierauf ein neuer Regent auf den Thron kam, der gerne sein Land besser bevölkern wolte und einsahe, daß Sufilow viele Leute nach sich ziehen würde; so wurde derselbe wieder zurückberufen und zu dem vornehmsten Hutmacher des ganzen Königreichs ernennet.

Es fanden auch die Sufilowianer Mittel, einige ihrer guten Freunde unter die Klerisei zu stecken und dadurch brachten sie es soweit, daß zulezt sogar viele Prediger auf der Kanzel sich mit ihren Hüten schmückten und fast niemand mehr vor orthodox gehalten wurde, wer nicht in ihrer Zunft war.

Von dieser Zeit an haben die Sufilowianischen Hutmacher die ganze Welt mit ihrer Arbeit überschwemmet. Sobald einer Meister wurde, so machte er sich schon einen neuen Hut, der vor jedem andern etwas voraus haben sollte; aber in der That waren sie alle nach einem Muster zugeschnitten.

Eben damals lebte auch Mannsoh, ein Schüler des Geridurs und ein sehr vernünftiger Hutmacher. Seine Arbeit war vortreflich, und vielleicht hätte er den Namen eines Wiederherstellers der Hutmacherkunst mit besserm Rechte verdienet, als Sufilow. Allein er hatte wenige Kunden, starb frühzeitig; man vergas seine Verdienste, und

bewieß

bewieß dadurch den schlechten Geschmack unsers Jahrhunderts.

Neunzehendtes Kapitel,

Eine Ausschweifung an die Herrn Momus und Zoilus (*).

Die Schreiberei allen Leuten recht zu machen, ist den Gelehrtesten bishero unmöglich gewesen, sintemal viel unerforderte Richter und Uetheiler mit unbefugtem Klügeln, spötischem Durchhecheln und überwitzigem Hofmeistern hin und wieder unverschämt aufgetreten, welche alles dasjenige, was zu offenen Druck befördert worden und ihnen zu Gesicht gekommen, spitzfündig getadelt, daß viele

(*) Cf. der neu ausgeputzte, kurzweilige Zeitvertreiber, welcher ausgezieret mit allerhand lustigen Hofreden, lächerlichen Schwänken, artigen Schnaken, nachdenklichen, wohlgerissenen Possen, kurzweiligen Begebnüssen, merkwürdigen Geschichten, nützlichen Erzählungen, klugen Sprüchen und wohlgegebenen poetischen Ergötzlichkeiten, die bei lustliebenden Gesellschaften, vertraulichen Kollationen, schlaflosen Nächten, auf Reisen und in friedlichen Zusammenkünften, zu Vertreibung melancholischer Grillen und Verkürzung langweiliger Zeit, können gelesen und fürgebracht werden, aus unterschiedenen Schriften, Büchern, Mittheilungen guter Freunde, täglichen Anmerkungen auf Reisen und in Gesellschaften zusammengetragen, zum fünftenmal vermehrt und verbessert herausgegeben.

viele daher die Feder auf den Tisch gestoßen, und ferner etwas zu schreiben, gänzlich verredet haben. Solches hätte mich billig, als den geringsten unter allen, von gegenwärtiger Schreiberei abhalten sollen; weil aber etliche unter meinen guten Freunden gewesen, die schon vor vielen Jahren meine geringschätzigen Collektaneen gerne gehabt hätten, und deßwegen zum öftern gebeten, daß ich solche zum Druck befördern möchte; als habe mich endlich dahin bereden lassen, solche aus den Händen zu geben, und mich um einen guten Verleger zu bewerben, welches auch nunmehr durch einen meiner sonderbaren Mäcene dahin gediehen, daß männiglich diese Sammlungen um schlechten Preiß käuflich erhalten kan. Solten sich nun auch etliche ungünstige Momisten finden, die mich dieser Schreiberei halber durchhecheln würden; so getröste ich mich dessen, daß ich nicht der erste, dem solches Tadeln begegnet; sondern daß ich aller Orten meines Unglücks Gesellen antreffen werde. Denn diejenigen, welche Häuser an den Weg bauen und Bücher schreiben, sind allerlei Urtheil unterworfen. Dannenhero schreibt auch der weltberühmte und in Gott ruhende Herr Harsdörfer an einem Orte in seinen weltlichen Lehrgedichten:

„Wer will bauen an die Gassen,

„muß die Leute	lachen reden spotten dräuen lügen richten schänden schmähen tadeln	lassen.„

Der müste früh aufstehen, sagt der Deutsche, der jedermann gefallen welte, und derjenige soll noch gebohren werden, der jedem Menschen es recht machen will. Iupiter ipse nequit cuique placere bonus. Jupiter selbst kan es nicht einem jeden eben und recht machen, vielweniger ich und du. Und schreibet Apollodorus demnach recht und wohl: μομηδεῖαι ἢ μιμήσεαι: carpèt citius aliquando, quam imitabitur; man kan eher etwas tadeln, als nachmachen.

Es soll aber der günstige Leser wissen, daß ich diese meine Schrift meistentheils ætate luxuriante, in meinen jungen Jahren bei müssigen Stunden zu meiner eigenen Ergötzung und Belustigung zusammen getragen, welches ich dergestalt verrichtet, daß, wenn ich etwas Ergötzliches gehöret, oder gelesen, ich solches

sofort

ſofort aufgezeichnet, und manche Grille damit vertrieben habe.

Es möchte aber ein Zoilus auftreten, und mir unter die Naſe reiben, ich hätte meine Zeit wohl zu etwas Beſſern anwenden können. Hierauf gebe ich dasjenige zur Antwort, was Johann Poſthius ſchreibet;

Non iuuat aſſidue libros tractare ſeueros,
Bartole ſiue tuos, ſiue Galene tuos;
Sed licet ad dulces etiam deſcendere luſus
Atque animum doctis exhilarare nugis.

welches Herr Johann Georg Schoch von Leipzig alſo verdeutſchet:

Man kan nicht immer fort und iſt auch nicht geſund,
Was Hohes nehmen für; Es iſt uns ja vergunt,
Noch andre Luſtbarkeit und oft ein kluger Scherz,
So wiederum in uns erquicket Sinn und Herz.

So ſchreibt auch Bernhardus Mithobius Med. Doct.

Non ſemper triſti ducit ſua tempora vultu
Prudens, ſed curas temperat ipſe iocis.

Das iſt:

Man kan nicht immerfort betrübt und traurig ſein,
Es kommt ein guter Scherz zuweilen auch mit ein.

wozu auch der weiſe Kato ſeinen Beifall giebt, wenn er ſich alſo hören läſſet:

Interpone tuis interdum gaudia curis.

Oder nach meiner geringfügigen Vermutterſprachung:

Den Sorgen miſche du bisweilen Freude an,
Daß dein Gemüthe Müh und Arbeit tragen kan.
Wo Ruhe des Gemüths und Luſt-vermiſchte Zeit,
Da weicht der Lebensfeind, die Traurigkeit bei Seit.

Nächſthin iſt alles, was ich geſchrieben, zu keines Menſchen Schimpf und Verkleinerung ſeines Leumunds gerichtet, ſondern einzig und allein zur Kurzweil aufgeſetzet, welche einem jeden gar wohl vergönnet iſt, nach dem bekandten Vers:

Innocuis ſobriiſque iocis licet omnibus vti.

Scherzen mit Maßen
Iſt wohl zugelaſſen.

Da aber eines und das andere geſchrieben ſein ſolte, das dir gunſtgeneigter Leſer, ſchon bekandt wäre; ſo wolleſt du gedenken, daß es hingegen zehen andern unbekandt ſein mag, und daß ein Buch nicht für einen Mann allein ausgefertiget werde; oder da dich etwas nicht ſo gar ausbündig bedünken ſolte, mögeſt du das Sprüchwort erwägen, daß auch die-

dieſenigen, die mit dem Kaiſer reiten, einander nicht alle gleich ſind, viel minder alle gleich reden und ſchreiben können.

Solte auch zuweilen einiges mit untergelaufen ſein, das grob und unhöflich ſcheinen möchte; ſo wird es doch verhoffentlich dermaßen beſchnitten ſein, daß man es ſonder Aergerniß und Anſtoß in der lieben Chriſtenheit gar wohl wird leſen und verſtehen können. Es kan nicht alles ſo verblümt gegeben werden, und es ſagen ja die bekandten Verſe:

Si bonus interpres, numquam mala verba nocebunt.
Sin malus interpres, numquam bona verba iuuabunt.

Den Reinen iſt alles rein; böſartige Leute, die gewohnt ſind, alles zu Bolzen zu drehen, können auch das Allerbeſte zum Uebelſten deuten.

Indeſſen aber lebe ich der guten zuverſichtlichen Hoffnung, der günſtige Leſer werde hierüber ein glimpfliches Urtheil fällen, und meiner dabei jedesmal im Beſten gedenken.

Solte mir aber dieſe Hoffnung fehl ſchlagen, ſo werde ich alle die Stunden bereuen, die ich auf die Verfertigung dieſer Schrift gewendet habe, und als ein busfertiger Autor ausrufen:

O mihi conſumtam referat ſi Iupiter chartam!

Zwanzigstes Kapitel
Fortsetzung des Mährgens.

Ich komme nunmehr auf den allerneuesten Zustand der Hutmacherkunst. Die sufilowische Mode fänget schon an, alt zu werden und es haben sich verschiedene große Hutmacher gefunden, die kühn genug gewesen sind, dieselbe für unzulänglich und unbequem zu erklären und zugleich versprochen haben, etwas Besseres zu leisten.

Szredi ist einer der vornehmsten unter ihnen. Da er noch jung war, trug er auch einen sufilowischen Hut und vertheidigte diese Mode mit großem Eifer, als die beste unter allen möglichen. Nach der Zeit aber sahe er ein, daß der Hut, den er aus der sufilowischen Manufaktur erhalten, weder fest auf dem Haupte sas, noch dasselbe recht warm hielt; sondern voll von kleinen Löchern und überhaupt sehr unvollkommen war. Daher flickte und besserte er immer daran, wie aber alles nichts helfen wolte, so schnitt er ihn gar entzwei, warf ihn weg und verfertigte sich einen neuen, welchen er theils aus stotarisischen, theils aus sufilowischen, theils aus Filz von seiner eigenen Erfindung auf eine ganz neue Art zusammensezte. Erstmachte er ihn so künstlich, daß ihn jedermann vor einen sufilowischen Hut ansahe, der nur etwas dauerhafter wäre, als die gewöhnlichen;

ob er gleich in der That gerade das Gegentheil davon war. Dieſes that er deswegen, weil eben zu der Zeit die Sufilowianer in dem gröſten Anſehen ſtunden, und ſich zu ordentlichen Tyrannen aller möglichen Hüte, wiefern ſie möglich ſind, aufgeworfen hatten. Sie waren ſehr eigenſinnig und grob, und wolten nicht leiden, daß jemand einen Hut tragen ſolte, den ſie nicht verfertiget. Saredi betrog ſie glücklich, und jedermann hielt ihn anfänglich wenigſtens für einen halben Sufilowianer. Da er ſich nun einmal dadurch einen großen Namen gemachet; ſo ſchnitt er alle noch übrige ſufilowianiſche Zierrathen, die das Weſentliche ſeines Hutes bedeckten, von demſelben ab, und lies ihn ſehen, wie er war. Die Sufilowianer merkten nun, daß ſie hintergangen waren; ſie ärgerten ſich entſetzlich; da ſie aber ſchon viel von ihrem Anſehen verlohren hatten, ſo wuſten ſie weiter nichts zu thun, als zu ſchimpfen, worinne ſie eine groſſe Stärke bewieſen. Sie wolten überdies behaupten, man könte den Hut des Saredi nicht mit guten Gewiſſen in der Kirche aufſetzen. Allein man hat ſie ausgelachet und ihnen gewieſen, daß man ſich deſſelben nicht nur in der Kirche, ſondern auch in dem Rathhauſe, ja ſo gar im gemeinen Leben, bedienen kan. Uebrigens ſind die ſaredianiſchen Hüte ſehr

dauerhaft, und die Bestandtheile derselben auf das vesteste und ordentlichste zusammengesetzet; und nach dem Muster des Stotaris mit sehr subtilen Schnüren verbunden. Daher werden sie sehr weit und sogar in diejenigen Länder verführet, wo man bisher noch immer von keinen andern, als stotarischen Hüten, hat wissen wollen.

Escru, ein anderer berühmter Hutmacher dieser Zeiten, erbte den Hut des Mannsoh, brachte ihn in eine neumodische Form, sezte ihn auf, that einen schwarzen Mantel dazu um, und sahe in dieser Tracht sehr gut aus. Sein Filz kommt mit dem sarediamschen sehr überein, ob gleich die Farbe desselben und die Form des ganzen Hutes verschieden ist. Die Zünfte des Saredi und Escru haben wider die sufilowianische gemeinschaftliche Sache gemacht, und die Mitglieder der leztern dadurch so in die Enge getrieben, daß, da sie weiter nichts haben anfangen können, sie auf den verzweifelten Einfall gerathen sind, ihre Hüte zu elektrisiren — ob ihnen dieses viel geholfen habe, davon ist mir nichts zu Ohren gekommen.

Heut zu Tage sind auch die Chapeaubas-Hüte sehr Mode geworden, die man in alle Gesellschaften, so gar auch bei Frauenzimmer, mitnehmen kan. Sie sind zwar weder dauerhaft, noch bequem, und haben weiter keinen Nutzen, als daß man zuweilen damit spielen

kan,

kan, wenn man nichts anders vorzunehmen weiß — aber sie gehören zur Galanterie.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Kurze Anzeige der Merkwürdigkeiten, die man zu berühren nicht willens ist.

Wie die Hutmacher mit den Trödlern in beständiger Feindschaft gewesen sind, was für landverderbliche Kriege daher entstanden, wie viel Dinte vergessen werden, was sie für Handwerksgebräuche haben, was sie im Schilde führen, wie viele unter ihnen die fallende Sucht bekommen haben, daß viele Narren unter ihnen sind, daß keine Thorheit so gros ist, die nicht unter ihnen zünftig wird, daß es viele Pfuscher unter ihnen giebt, daß man öfters ihre Hüte zu Pfefferſäcken macht, — et lexcenta alia hätte ich noch können anführen, die ich aber, um nicht meine ganze Weisheit auf einmal auszuschütten, mit Stillschweigen übergehe.

Zwei und zwanzigstes und leztes Kapitel.

Beschluß, nebst einer Ausschweifung vom gelehrten Winde.

Ich könte nun ziemlich autermäßig von dem geneigten Leſer Abschied nehmen, nachdem ich denſelben, vielleicht zu ſeinem gröſten Leidweſen, nur allzulange unterhalten. Ich finde mich aber genöthiget, demſelben zuvor noch zweierlei ans Herz zu legen. Erſtlich muß ich mich rechtfertigen, daß ich in meiner ganzen Geſchichte, wie es ſcheinet, kein Wort von meinem

Anherrn gesagt habe, dem zu Ehren ich doch diese ganze Arbeit unternommen. Allein hierauf dienet zur Antwort, daß ich ihn in der That berühret und sehr viel Gutes von ihm gesaget, ohne anzuzeigen, daß er es ist, den ich lobe. Ich habe dies deswegen gethan, damit man mich nicht, wenn ich ihn lobte, einer Parteilichkeit, und wenn ich ihn tadelte, einer Undankbarkeit beschuldigen möchte.

Zweitens will ich, ehe ich die Feder niederlege, meinen Lesern mit einer vernünftigen Ausschweifung vom gelehrten Winde aufwarten. Ich will die Natur und das Wesen desselben entwickeln, seine verschiedenen Arten, und die bekandte Eintheilung desselben in gelehrten Ost- West- Süd- und Nordwind aus einander setzen, seine Vortreflichkeit rühmen, und praktische Kautelen zu vernünftiger Anwendung desselben geben. Alles werde ich mit hinreichenden Beispielen aus der alten und neuen Geschichte und mit verschiedenen Anekdoten erläutern, dabei auch ein patriotisches Projekt von Verfertigung einer gelehrten Luftpumpe entwerfen, so, daß der Leser durch meine Anweisung soll in den Stand gesetzet werden, aus dem Stegreiffe einen solchen gelehrten Wind zu machen, daß jedermann darüber erstaunen muß.

Zu dem Ende . . . vrceus exit.

ENDE

des Mährgens von dem Hute.

IV.

IV.

Neues Lehrgebäude von der

Seelenwanderung.

Partus sunt - - -

Neues Lehrgebäude
von
der Seelenwanderung.

Nichts iſt ſo vortreflich, als das Waſſer und nichts ſo glänzend, als das Gold, welches unter allen andern Schätzen, wie ein Feuer in der Nacht hervorleuchtet. Aber du, mein Geiſt, weil du dich den Wiſſenſchaften gewidmet haſt, ſo wiſſe, daß am Himmel nichts Herrlichers, als die Sonne, und auf der Erde nichts Aedleres iſt, als die Philoſophie (*). Wie ſchön iſt es nicht, ein Philoſoph zu ſein, Weſen zu ſchmieden, und über das Gebiete der Möglichkeiten und Undinge zu herrſchen! Ich ſpüre einen innerlichen Beruf, in einem ſchönen oratoriſchen Meiſterſtücke, nach dem Muſter Erdmann Uhſens, das Lob der Weltweisheit zu preiſen —

Soll

(*) Eine männliche Nachahmung aus einem gewiſſen Poeten, der Pindarus geheiſſen, und vor einiger Zeit mit Tode abgegangen ſein ſoll.

Soll ich von deinem Lobe singen,
O Weisheit, Weisheit, welch ein Lied!

Ich will es wagen — laus auctoris.

Ist einer unter den alten klaßischen Schriftstellern, der das Glück hat, Mir, einem so erleuchteten Polyhistor dieses Jahrhunderts zu gefallen; so ist es gewiß der witzige, der weise, der sinnreiche, der vortrefliche, der göttliche — und wer denn? — o meine Herren, werden sie nicht ungeduldig! Ein Redner muß sich Zeit darzu nehmen, das zu sagen, was er sagen will — Horaz ist der glückliche Mann, der mir so ungemein gefällt. Was ist zärtlicher, als seine Oden? Was ist lehrreicher als seine Dichtkunst? Was ist beissender, als seine Satyren? Ich gestehe es aufrichtig, daß ich ihn nie gelesen habe; allein was kan ich davor, daß es einmal so Mode ist, auch von Dingen zu urtheilen, die man nur dem Namen nach kennet? — — Das war ein Einschiebsel, (*) meine Herren — Diese Erinnerung wäre eben nicht nöthig gewesen — Aber warum nicht? Ist es dem Philosophen erlaubt, seine Sätze allemal bei ihren Geschlechtsnamen zu rufen, so oft er sie brauchet, warum solte es der Redner nicht auch thun? Ich hoffe, es noch dahin zu bringen, daß diese Gewohnheit auch bei andern Dingen landüblich werden soll.

Wenig-

(*) lateinisch Parenthesis.

Wenigſtens würde es nicht übel laſſen, wenn ſich unſere ſüßen Herren und Damen künftighin bequemen wolten, ein jedes Pas, das ihre vernünftigen Füße nach den zureichenden Gründen der Tanzkunſt machen, durch ſeinen techniſchen Namen vorher zu verkündigen — Rückpas — — Schottiſchpas — — Seitenpas — — ad formam Grundſatz — Lehrſatz — Heiſcheſatz —

Doch wo gerathe ich hin? wolte ich nicht die Philoſophie loben? ad Rhombum — Dieſer vortrefliche Horaz, mein Lieblingsautor, ſagt, wie ich aus Scibolds Sprüchwörtern gelernet habe, an irgend einem Orte:

Felix, qui potuit rerum cognoſcere cauſſas!

Er will durch dieſen ſchönen Ausſpruch nicht nur anzeigen, daß alles ſeinen zureichenden Grund habe, ſondern auch, daß derjenige ſehr glücklich ſei, der dieſe vortrefliche Wahrheit in ihrem ganzen Umfange erkenne. Und dies iſt das Unterſcheidungsſtück eines Philoſophen — Iſt denn meine Chrie ſchon alle? Nein, beileibe nicht! Ein Zeugniß, ein Gleichniß und ein Beiſpiel muß ich noch bringen, ehe ich auf eine kunſtmäßige Art beſchließen kan. Sagt nicht der Fürſt der Poeten:

O Corydon, Corydon, quæ te dementia cepit!

Ich weis zwar nicht, wie ſich dieſe Worte eigentlich hierher ſchicken. Unterdeſſen aber muſte ich doch ein Zeugniß haben und es iſt

ja ohnedem eine gelehrte Gewohnheit, überall Stellen der alten Skribenten anzuführen, sie mögen sich schicken, oder nicht. Nun das Gleichniß. Ich martere mich lange, ehe ich eines finde — Jezt habe ich es. Gleichwie der Löwe ein grimmiges Thier und der König der Thiere ist: also ist der Philosoph ein grimmiges — beileibe nicht; der König unter den Gelehrten ist er. Es fehlet nun nichts mehr, als ein Beispiel. Ich könte mich selbst anführen; allein aus Bescheidenheit will ich es nicht thun, da ich ohnedem noch genug von mir werde zu reden haben. Ich will daher nur den Pythagoras nennen und nun kan ich es meinen Lesern auf eine gelehrte Manier beibringen, daß ich heute von der Seelenwanderung reden werde. Ob ich das nicht gleich hätte sagen können, ohne so viele Umstände zu machen? Nein! das wäre sehr pöbelhaft gewesen. Ich muste nothwendig vorher vom Wasser, vom Golde, von der Sonne, von Erdmann Uhsen, vom Einschiebsel, vom Seitespas, von Heischesätzen, von zureichenden Gründen, vom Virgil und Korydon, vom Löwen, vom Pythagoras und von mir selbst reden, ehe ich auf eine schriftstellerische Art sagen konte, daß ich ein neues Lehrgebäude von der Seelenwanderung entwerfen will. Pythagoras soll eine solche Meinung erfunden haben, die aber noch mit vielen

len Irrthümern vermiſchet und ſehr mangelhaft iſt. Ich habe dieſer Sache nachgedacht und endlich eine Hypotheſe erfunden, die ganz nagelneu iſt und mit der Pythagoräiſchen nichts als den Namen gemein hat.

Damit ich recht philoſophiſch denke, ſo will ich gleich anfangs einen Saz erörtern, welcher der Grund meines ganzen Syſtems iſt. Ich behaupte nämlich: Alle Körper, auch die ſogenannten lebloſen Dinge, haben vernünftige Seelen. Es iſt nöthig, daß ich ſogleich und ehe ich noch meinen Saz beweiſe, einen Einwurf hinweg räume, der mir darwider könnte gemachet werden. Man möchte mir nämlich die Erfahrung entgegenſetzen und ſagen, man nähme an den angeblichen lebloſen Dingen nichts wahr, was von einer vernünftigen Seele zeugte. Allein dieſer Zweifel iſt zu ſchwach, meine Meinung zu entkräften und auf eben dieſe Art wolte ich auch beweiſen, daß viele Menſchen keine Seele, wenigſtens keine vernünftige, hätten. Was nehmen wir Z. E. an Junker Hanſen wahr, das von einer Seele zeugen ſolte? Er iſſet und trinket, das iſt gewiß. Aber muß man eben eine Seele haben, um eſſen und trinken zu können? Er ſchläft auch, oder wenn er wachet, ſo fluchet er zuweilen und prügelt ſeinen Kutſcher. Was ſind aber das für Zeugniſſe von einer vernünftigen Seele? Hat

man können gewisse Machinen machen, die ausgesehen, wie Enten, geschnattert, wie Enten und gefressen, wie Enten; so könte man ja auch wohl eine Machine machen, die aussähe, wie Junker Hans, äße und tränke, wie Junker Hans, schliefe, wie Junker Hans, fluchte, wie Junker Hans, und den Kutscher prügelte, wie Junker Hans. Ich glaube, durch dieses einzige Beispiel den Zweifelsknoten völlig aufgelöset zu haben. Die Vernunftlehrer pflegen diese Widerlegungsart die refutationem per instantiam zu nennen, welches der Einfältigen wegen hat müssen angemerket werden.

Nun ist es Zeit, meinen Saz durch einen gründlichen und kräftigen Beweis zu unterstützen.

Mein Argument ist eben das, wodurch man darthuet, daß die Weiber Menschen sind. Alle diejenigen Dinge, die eine Geschicklichkeit besitzen, vernünftige Geschöpfe in sich verliebt zu machen, müssen auch selbst vernünftige Seelen haben. Sonst würde man annehmen müssen, daß in der Würkung mehr, als in der Ursache sein könnte, welchen einem der ersten methaphysischen Grundsätze widerspricht. Nun behaupte ich, ein jeder Körper, er mag so schlecht sein als er will, hat diese Geschicklichkeit, vernünftige Geschöpfe in sich verliebt zu machen. Was bringet

get nicht oft eine Dose für erstaunende Würkungen in dem Seelchen eines Stutzers hervor! Ein Fächer ist einer Frau oft lieber, als ihr Mann und was hat ein Sak mit Dukaten nicht für eine Fertigkeit, die Gemüther der Menschen an sich zu ziehen? Sogar die schlechtesten Dinge in der Welt, eine Hand voll Erde, ein Fuder Mist und dergleichen haben dieses Talent, sich die Herzen eigen zu machen. Wäre dieses wohl möglich, wenn sie keine vernünftige Seele hätten?

Ich glaube nicht nur, daß es unmöglich ist, sondern sogar, daß diejenigen das menschliche Geschlecht auf das äußerste beschimpfen, die das Gegentheil verfechten. Was wäre das für eine Schande für vernünftige Thiere, wenn sie sich in solche Dinge verliebten, die weit unädler, als sie selbst, sind?

Mein Beweis ist allgemein und schließt sowohl die sogenannten leblosen Dinge, als auch die vor unvernünftig ausgeschrienen Thiere mit ein. Von diesen ist es viel leichter zu beweisen, daß sie vernünftige Seelen haben. Wie würde sich sonst Amourette so sehr bei ihrer Herrschaft haben einschmeicheln können, daß sogar die gnädige Frau ihren Mann lieber missen würde, als die allerliebste Amourette. Ein Reuter wäre oft übel daran und mancher würde den Hals stürzen, oder ersaufen, wenn sein Pferd nicht vernünftiger wä-

re, als er. Ich wüste nichts, was man wider diese augenscheinliche Argumente mit Grund einwerfen könnte.

Beiläufig kan ich nicht umhin, anzumerken daß eben diese Lehre auch die Wahrheit der Meinung von einer allgemeinen Weltseele bekräftiget. Die Welt ist eben sowohl ein Körper, als eine Dose, und hat eben die Geschicklichkeit, Menschen in sich verliebt zu machen. Wer siehet also nicht ein, daß sie auch eine Seele haben muß? Ich glaube aber, daß sich diese Weltseele von Zeit zu Zeit verändert, und daß diese Veränderung der wahre Grund von den Epochen der Mode und von der Verschiedenheit der Weltalter ist, davon ich an einem andern Orte geredet habe. Nachdem die Weltseele barbarisch oder gesittet, tändelnd, oder kritisch, fabelhaft, oder elektrisch ist: nachdem haben wir barbarische, gesittete, tändelnde, kritische, fabelhafte, oder elektrische Zeiten.

Ich habe also hinreichend bewiesen, daß alle Körper vernünftige Seelen haben. Woher bekommen sie aber dieselben? Die Antwort auf diese Frage liegt in der Hypothese, die ich erklären will. Meine Meinung ist nämlich diese: Die Seele eines jezt Verstorbenen wandert in ein anderes Ding, und zwar in dasjenige, welches der Verstorbene nächst sich am meisten geliebet,

es sei ein Mensch, oder ein Vieh, oder ein sogenanntes lebloses Geschöpf, in welchem besagte Seele so lange verbleiben muß, bis entweder das Ding untergehet, oder ein anderer stirbt, der es eben so sehr oder noch heftiger geliebet, als jener.

Daß dieser Vermuthungs-Satz höchst wahrscheinlich, ja beinahe gewiß ist, zeige ich so: Die scharfsinnigsten Weltweisen haben von jeher behauptet, daß der lezte Zweck und die gröste Glückseeligkeit des Menschen die Vereinigung desselben mit seinem höchsten Gute sei: Da aber die Menschen so verschiedene Gesinnungen haben, so ist es unmöglich, daß nur ein höchstes Gut für alle vorhanden; sondern ein jeder hat sein eigenes und das höchste Gut eines Menschen ist dasjenige, was er außer sich am meisten liebet. Da nun der Tod die Erlösung von allem Uebel und der Weg zur höchsten Glückseeligkeit ist; so folgt, daß ein jeder Mensch, wenn er stirbt, dadurch mit seinem höchsten Gute, d. i. mit dem ihm im Leben am meisten liebgewesenen Dinge vereiniget werde. Diese Vereinigung betrift entweder den Körper, oder die Seele. Das erste ist falsch. Denn der Körper an sich ist keiner Glückseeligkeit fähig, und wird überdies nach dem Tode mit dem Sarge und Grabe vereiniget, welche Dinge wohl nicht

leicht ein Mensch bei seinem Leben am meisten geliebet. Folglich muß diese Vereinigung die Seele angehen, und die Seele eines Verstorbenen muß also in dasjenige Ding fahren, welches er bei Lebzeiten für sein höchstes Gut gehalten. Q. E. D.

Man könte mir einwerfen, auf diese Art würde ein Ding mehr als eine Seele bekommen, indem es doch vorher schon eine müste gehabt haben, zu welcher hernach noch eine neue käme, und

Seele + Seele = 2 Seelen

Ich antworte auf eine doppelte Art. Erstlich habe ich in meiner Hypothese angenommen, daß allemal die vorige Seele ausfähret, wenn die folgende ihren Einzug hält. Es bleibet also jedesmal in einem Dinge nur eine Seele. Zweitens aber würde es auch vielleicht so gar ungereimt nicht sein, in einem Dinge mehrere Seelen zu setzen. Viele Weltweise haben dem Menschen mehr als eine Seele zugeschrieben, und ich bin selbst ihrer Meinung, nur auf eine andere Art. Ich glaube nämlich, daß jeder Mensch zwo Seelen hat, eine närrische und eine kluge, deren jene dieser gemeiniglich sehr überlegen ist. Beide aber sind unzertrennlich mit einander verbunden; wo die eine ist, da ist die andere auch.

Man

Man könte mir ferner einwenden; daß, wenn es wahr wäre, daß unsere Seelen durch mehrere Körper gewandert, sie sich dessen doch erinnern müßten, und man könne aus dem Mangel dieses Andenkens sicher auf die Falschheit meiner Meinung schließen. Allein ich nehme an, daß, so bald die Seele aus einem Körper ausfähret, sie in eine tiefe Indolenz verfället, und ihr Bewußtsein gänzlich verliehret, welches sie nur erst bei ihrem Eintritte in den neuen Körper wieder bekömmt. Es kan nicht anders sein, als daß in diesem Seelenschlafe alles Andenken des vorigen Seins verlöschen muß. Es wäre auch nicht einmal gut, wenn wir alle die Körper wüßten, die wir ehemals beseelet — wie würde mancher, der jezt ein großer Mann ist, sich schämen, wenn er wüßte, daß seine hochgebohrne Seele vorher einen Misthaufen bewohnet!

Damit ich meine Hypothese brauchbar und pragmatisch mache; so will ich dieselbe auf einige meiner guten Freunde anwenden, und aus derselben nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit herleiten, welchen Körper ein jeder mit der Zeit etwa beleben mögte.

Ananias Sausewind ist, wenn man ihm glauben will, welches nicht mehr als billig ist,

da er sich doch selbst am besten kennen muß, der gröste Polyhistor aller Jahrhunderte. Man mag reden, wovon man will, so ist er zu Hause und weiß alle Skribenten an den Fingern her zu erzählen, die von dieser Materie geschrieben haben. Vor ein paar Jahren war er noch bei weitem der Mann nicht, der er jezt ist. Aber von der Stunde an, da er von einem alten Vetter eine ziemliche Bibliothek, in welcher auch Moreri Lexikon war, geerbt hat, ist er so gelehrt gewesen, wie wir ihn sehen. Eben dieses Lexikon ist, nächst seiner eigenen polyhistorischen Majestät, das Liebste, was er in diesem Jammerthale hat, und allem Ansehen nach wird seine Seele dereinst dieses schöne Buch beleben.

Valten Felapton, ein groser Vernunftkünstler, wird weder in Scheiblers Logik, wie einige vermuthen, noch, wie andere glauben, in den Esel des Buridans fahren; sondern nach seinem Tode auf der Prädikamenten-Leiter gerades Weges in die Hölle steigen, und daselbst von der Zankgöttin in ein Sophisma verwandelt werden.

Anastasius Ungewitter, P. P. O. hält so viel von der künstlichen Pyramide der möglichen Reihen der zugleich seienden und auf

einander

einander folgenden Dinge, die unter einander verknüpft sind, daß ich nicht zweifele, seine abstrakte Seele werde dereinst diese Pyramide zur Wohnung erwählen und derselben viel Ehre machen.

Gabriel Senf, ein Hobbesianer. Seine Seele fährt in den Leviathan.

Siegfried Kannegießer hat schon so lange auf seiner Studierstube an dem Gleichgewichte von Europa gekünstelt, daß ich gewiß glaube, wofern er dasselbe noch zu Stande bringet, wird er vor Freude sterben, und seine Seele in ein Projekt verwandelt werden.

Sebastian Blasebalg träget sehr viel zur Aufnahme des schönen gelehrten Windes bei, und machet so viel elektrische Versuche, daß seine Seele gewiß einmal entweder in eine Luftpumpe, oder in ein Stück Siegellak fahren wird.

Dem Herrn Doktor Rubus könte man keinen größern Possen thun, als wenn man das Ding, das in ihm denkt, nach seinem Tode in den leeren Raum verwiese, dessen gröster Feind er jederzeit gewesen ist. Da sich aber seine eigensinnige vorstellende Kraft der Welt schwerlich dazu wird bewegen lassen;

so soll sie zur Strafe den großen Zirkel beleben, der entstehet, wenn eine bewegende Kraft die andere anstößet, und diese die eingedrückte Bewegung durch alle anliegende Monaden fortpflanzet.

Der Herr Magister Hyppolitus a Cathetis ist ein Mann, aus dem man nicht klug werden kan. Ich habe seinen Charakter noch nicht so weit ergründet, daß ich gewiß sagen könte, ob seine Seele dermaleinst in eine Hyperbel, oder in den Schwanz eines Kometen, oder in die bacillos nepperianos fahren wird. Eins von den dreien geschiehet gewis und damit mag der geneigte Leser einstweilen vorlieb nehmen.

Icilius Lindwurm bezeiget so viele Hochachtung für alles was alt ist, besonders aber für alte Pergamente, daß ich seiner Seele gewis die Fragmente des Livius, wenn man sie nur erst gefunden hätte, zur künftigen Wohnung anweisen würde.

Isaac Todtentopf, ein eifriger Verehrer der alten Steinmetzen, Töpfer und Münzmeister, wird seine Seele dem Leichensteine eines patriotischgesinnten römischen Schuhmachers überliefern, den er als die einzige Frucht seiner welschen Reise mit in unser geliebtes Va-

Vaterland gebracht und von deſſen Materie, Form, Beſchaffenheit, Zierrathen, Aufſchrift und Einkleidung er ein gelehrtes Werk unter der Feder hat.

Was aber anlanget den weltberühmten Schulmann, Thomas Ochſen, ſo ſind die Gelehrten noch nicht einig, ob ſie, wenn GOtt über ihn gebieten ſolte, ſeiner Seele den fruchtbringenden Donat, oder Sanctii Minervam zu ihrer Wohnung anweiſen ſollen.

Michael Enak, ein Hochwürdiger, in GOtt andächtiger und orthodoxer Mann, hat ſich immer ſehr um die Ketzergeſchichte verdient gemacht. Er ſchimpfet zwar auf die rohen Gemüther, welche neue Meinungen, d. i. Ketzereien ausbrüten; in der That aber iſt er dieſen Leuten ſehr gut und weis es einem jeden großen Dank, der ihm Gelegenheit giebt, ſein Ketzerlexicon zu vermehren. Seine Seele wird alſo in einen Ketzer fahren.

Veit Krumbholz, des geiſtlichen Gerichts Beiſitzer und zu Ehe- und Gewiſſensſachen verordneter Kommiſſar, hat ſich die Mahlſchätze der Verlobten, die, ehe ſie noch das geiſtliche Hochzeitprivilegium erhalten, ſich ſchon der Rechte des Eheſtands bedienen, d. i. uneins werden, zu dem einzigen Gegenſtande ſeiner

seiner Hochachtung erwählet. Wo seine Seele unter diesen Umständen hinkommen werde, ist leicht zuerachten.

Sebastian Ablaß wird die Gewogenheit haben und seine Seele in einen Beichtpfennig ausblasen. Wofern er dieses nicht thun wolte, so stehet ihm ein Bierkrug oder eine von seinen Mägden zu Diensten.

Der praktischen Seele des S. T. Herrn Nikol Roder kan ich wohl kein grösserer Vergnügen machen, als wenn ich ihr den werdenden Körper eines künftigen, schwerbeladenen Urtheilsboten zu ihrer Wohnung einräume.

Die Seele des Herrn Esau Haberecht will ich der wächsernen Nase der Justiz, welche sein liebstes Handbuch ist, bestens empfehlen.

Herr Polikarpus Nimms, Amtmann allhier, findet sein gröstes Vergnügen an den krummen Händen der streitenden Partheien. Weil aber dieser krummen Hände so viel sind, so weiß ich nicht, ob ich seine Seele in die krümmsten oder in die lezten verweisen soll, die man ihm vor seinem seeligen Ende machen wird. Sie mag also gehen, wohin sie will.

Das einzige Labsal des Herrn Doktor Theriaks in dieser lezten betrübten Zeit sind seine Patienten. Da ich ihm eben nicht gar

zu

zu günstig bin, so hätte ich fast Lust, seine Seele in eine Purganz, oder in die Würkung derselben einzuquartiren, welches nur nach meinen Grundsätzen nicht wohl angehet. Weil er aber gewohnt ist, täglich wenigstens einen seiner Patienten zur ewigen Ruh zu befördern und ich nicht zweifele, daß er auch noch bis auf den lezten Tag vor seinem eigenen Ende in dieser löblichen Gewohnheit fortfahren wird; so weis ich kein besser Mittel, seiner Seele unter zu helfen, als wenn ich sie in den lezten Patienten setze, den er nach den Regeln seiner Kunst vom Leben zum Tode bringen wird.

Marx Bombe, ein alter erfahrner Kriegsknecht, schicket seine Seele in die Winterquartiere bei einem reichen Bauer.

Levi Schmuel, ein Münzjude, dessen Beutel mein bester Herzensfreund hienieden ist, hat sich bei dem lezten Geldwechsel so viel erworben, daß seine Seele sehr undankbar sein würde, wenn sie sich weigerte, in einen Mittelsachsen zu fahren.

Die Seele des Herrn David Bankomus, sie mag wollen oder nicht, in einen Steuerschein.

Servatius Lilliput, mein Nachbar, findet so viel Vergnügen daran, sich gegen baare Bezahlung von seinen Verdiensten etwas vorlügen zu lassen, daß er gewis seine Seele dereinst entweder in die auf ihn gedruckte Leichenpredigt, oder in ein Trauergedicht abgeben wird. Es kömmt nur darauf, welcher am besten und erbaulichsten lügen kan, der Beichtvater, oder der Poet.

Der Herr von Kraut wird die Gnade haben und in seinem lezten Stündlein seine Fr. Gemahlin dem Willen des Herrn, seine Hure dem Schulmeister, seinen Leib den Maden und seine hochadeliche Seele dem Wallachen zu vermachen, der jezt der gröste Gegenstand seiner Zärtlichkeit ist.

Die Seele des Herrn von Süß, die immer die Bequemlichkeit geliebet, will ich nicht weit bemühen. Sie hat die Wahl, ob sie in eine Pastete, oder in ein Kanapee fahren will. Ich dächte, das lezte wäre das beste.

Der Herr von Rosenroth mag mit seiner Seele machen, was er will. Sagen sie, Herr Baron, soll dieselbe in ihrer Dose, oder auf den Schminkpflästergen der göttlichen Rosamunde wohnen? Mir ist es einerlei.

Hans Bart, ein groſſer, entſetzlich ſtarker Geiſt — weil er ganz Geiſt, oder, wie er ſaget, ganz Materie iſt, ſo kan ſeine Seele nicht von dem Körper getrennet werden; ſondern ich will davor ſorgen, daß er nach ſeinem Tode mit Haut und Haar in ein Bonmot ſoll verwandelt werden.

Die Frau von Iſegrim mag immer in ihren Joli fahren.

Die Poeten, die ich kenne, werden nach ihrem Tode verſchiedene Geſtalten annehmen. Chriſtoph Bengel wird ein Haberrohr und der Mag. Phädrus eine Cyperkatze beſeelen.

Scholion 1.

Es iſt kein Zweifel, daß alle dieſe Narren wieder in ſich ſelbſt zurückfahren würden, wenn man ihnen ohne Einſchränkung erlauben wolte, nach ihrem Tode in dasjenige Ding zu wandern, was ihnen ſonſt am liebſten geweſen. Daher habe ich mit Fleis die Selbſtheit eines jeden von meiner Hypotheſe ausgeſchloſſen, weil die Unſterblichkeit der Narren nicht eben zur beſten Welt gehöret.

Scholion 2.

Es ist merkwürdig, daß man noch kein Beispiel hat, daß die Seele eines Mannes in seine liebe Hälfte, oder die Seele dieser in jenen gefahren wäre.

Scholion 3.

Wo meine eigene Seele dereinst hinfahren wird, befinde ich nicht für rathsam, zu untersuchen; sondern ich will die Entscheidung dieser Frage dem geneigten Leser überlassen.

ENDE

des neuen Lehrgebäudes von der Seelenwanderung.

V.

Umſtändlicher Beweiß,

daß

im heiligen

Römiſchen Reiche

viele Narren

ſind.

Redeunt Saturnia regna.

Vorrede.

Sowohl unſere Schriftſteller, als auch diejenigen Leute, die in Geſellſchaften das Wort führen, theilen ſich in zwo Sekten. Einige wiſſen, daß dieſe Welt die beſte unter allen möglichen Welten und unſer Jahrhundert das beſte unter allen möglichen Jahrhunderten iſt; überall bemühen ſie ſich, dieſe große Wahrheit auszubreiten und unſeren Zeiten den Ruhm zu befeſtigen, daß ſie beſſer, geſitteter und erleuchteter ſind, als alle verfloſſene Weltalter. Andere hingegen, die vielleicht mit ſich ſelbſt nicht zufrieden ſind — Miſanthropen und Sonderlinge ſuchen ſich dadurch ein wichtiges Anſehen zu erwerben, daß ſie ſtörriſch behaupten, die Welt würde von Zeit zu Zeit ſchlimmer und die Epoche, in welche uns das Schickſal aufbehalten hat, wäre gerade die lezte und ſchlimmſte unter allen. Wenn es wahr iſt, was ſie täglich mit vielen Seufzern einſchärfen, ſo iſt keine Religion, keine Tugend, keine Ehrlichkeit mehr unter den Menſchen.

Die Wahrheit hat unsere Fluren verlassen und das, was wir noch Tugend nennen, ist ein Schattenspiel an der Wand, eine Komödie, die das Laster unter einer feinern Gestalt auf Unkosten unserer Glückseligkeit mit uns spielet. Man würde sehr irren, wenn man die Sprache dieser Leute vor ein Zeichen ihrer Demuth halten, oder glauben wolte, sie rechneten sich auch mit unter die Zahl der Blödsinnigen, die zur schlimmen Welt gehören. Das sei ferne! Sie sind die wenigen Aedlen, die die Vorsicht noch für unser Jahrhundert gesparet; die Tugenden haben nur deswegen den übrigen Theil der Erde geräumet, um sich bei diesen großen Geistern zu versammeln und ich glaube, sie wären nicht halb so vergnügt mit sich selbst, wenn alle Welt so moralisch gebildet wäre, wie sie zu sein sich heimlich rühmen.

Da ich auf dem Titel versprochen habe, in einer gründlichen Abhandlung darzuthuen, daß im heiligen Römischen Reiche deutscher Nation viele Narren sind; so könte man leicht auf die Gedanken gerathen, ich gehörte auch unter diejenigen Leute, die nichts reden würden, wenn sie nicht das Recht hätten, sich über den gegenwärtigen schlimmen Zustand der Welt zu beschweren. Diesen Verdacht muß ich von mir ablehnen und ich setze also diese Vorrede als ein Aussenwerk voran, um

mich

mich vor allen Angriffen des Momus und Zoilus in Sicherheit zu ſtellen. Ich urkunde nämlich, bekenne und ſchwöre bei meiner Autorſchaft, daß ich zu denenjenigen will gerechnet ſein, die unſer Jahrhundert für das beſte unter allen andern halten und, da ich nichts ohne Grund annehme und ſolches auch von andern nicht verlangen kan, ſo iſt mein Endzweck, in dieſer Vorrede auf das Deutlichſte zu zeigen, daß unſere Zeiten ſo vortreflich ſind, als ſie nur ſein können und erleuchteter, als alle vorige Jahrhunderte.

Es iſt bekandt, daß man die Zeiten in goldene, ſilberne, eherne, eiſerne und bleierne einzutheilen pfleget und die meiſten Sonderlinge behaupten von den unſrigen, daß ſie höchſtens noch etwa bleiern ſind. Ich will das Gegentheil beweiſen und ſehr ſcientifiſch darthun, daß unſere Epoche wenigſtens eben ſo gölden iſt, als die ſaturniſche und daß die Güte der Zeiten nach dem Maaße ſteiget, wie der innre Werth der Münzen abnimmt.

Da ich dieſes Vorhaben ausführen will; ſo ſehe ich mich genöthiget, zuweilen einen Blick in die deutſchen Alterthümer zu thun, um die alte Welt mit der heutigen zu vergleichen — und hier komme ich in ein Feld, das die gröſten Reize für mich hat.

Mein Herr Rektor, welcher ein grundehrlicher Mann und gar nicht zum Lügen gebo-

ren war, hat mir ehemals in meinen priſcia-niſchen Jahren die Känntnis der Alterthümer als die vornehmſte Vollkommenheit eines Gelehrten angeprieſen. Der liebe Mann hatte recht und die Stunden reuen mich noch immer nicht, die ich auf die Erforſchung der Antiquitäten verwendet habe. Seit vierzig Jahren iſt dieß meine tägliche Beſchäftigung geweſen, ob ich mich gleich durch die Spöttereien hätte können irre machen laſſen, welche die heutigen Freigeiſter und Atheiſten wider dieſe meine Lieblingsarbeit ausſpeien. Die verdammten Poeten! ich rühre keinen wieder an — Neulich liehe mir ein guter Freund eine ſolche gereimte Skarteque; ich hatte ſie kaum aufgeſchlagen, ſo fand ich folgende Injurien, die ich, allen meinen Mitbrüdern zur Warnung, hier anführen muß:

Wenn in der Tracht des Barden der modernde Pedant,
Halb Inſchrift und halb Urne, ganz Rom und Griechenland,
Mit Runzeln ohne Zahl und tiefgebeugtem Rücken
Und Augen voller Grimm, aus knotichten Parücken
Steif drohend vor ſich ſchauet — dann fliehn die Grazien —

Nein — weiter kan ich unmöglich leſen — wer wolte ſich da nicht ärgern — bald wäre

ich

ich in eine Ohnmacht gefallen — die verfluchten Verse. — Ins Karlsbad gehören sie! Jedoch ich kehre mich nicht an diese Kalumnianten und Ehrendiebe; allen kleinen Geistern zum Trotze fahre ich fort, Alterthümer zu suchen.

Bis hierher bin ich mit meinem Herrn Rektor obsoleten Andenkens noch vollkommen einig. Da ich aber ein Autor nach der Mode bin und folglich doch auch meine eigenen Meinungen haben muß; so nehme ich mir die Freiheit, zweierlei an diesem großen Manne auszusetzen. Zuerst kan ich ihm das nicht vergeben, daß er aus allzugroßer Neigung für das Alterthum, sich selbst und die Zeiten, in welchen er lebte, gänzlich vergas. Wenn man von Dingen redete, die nicht wenigstens einige hundert Jahr alt waren, da war er so stumm, wie eine Statue. Soviel konte er sich noch zur Noth erinnern, daß vor einiger Zeit ein gewisser Luther gelebet, der willens gewesen, den Pabst zu stürzen; ob das aber würklich geschehen und was wir heutzutage vor eine Religion haben, das wuste er nicht. Die türkische Geschichte war ihm bis auf die Belagerung von Konstantinopel bekandt; ob aber diese Stadt damals erobert worden, oder ob die Belagerung noch dauerte, darum bekümmerte er sich wenig. Aber davor wuste er auch, wie Jupiter Hammon aus-

gesehen und wie er selbst würde ausgesehen haben, wenn er vor zwei tausend Jahren gelebt hätte. Das weis ich alles auch; aber meine Liebe zu dem, was alt ist, verhindert mich nicht, auch auf die neueren Begebenheiten ein wachsames Auge zu haben und in diesem Punkte unterscheide ich mich also von meinem Vorgänger. Zweitens war das etwas unverantwortliches von meinem Herrn Rektor, daß er sich mehr um die Alterthümer der Griechen und Römer, als um die Deutschen bekümmerte. Billig hätte er mehr Liebe für sein Vaterland haben sollen. Ist denn ein alter Barde nicht eben so ehrwürdig, als ein römischer Zeichendeuter? Ich meines Orts habe in diesem Stücke patriotischere Gesinnungen. Ich weiß nicht, wie die Pantoffeln der Römer aussahen, nichts vom Barfussgehen der Alten, oder von den Mahlzeiten der Griechen. Ich habe vielmehr die Gebräuche des alten Deutschlands untersuchet und ganz Deutschland solte mir für meine Mühe verbunden sein. Wenigstens kan ich mir doch wohl mehr einbilden, als ein Duns, der sich seine ganze Lebenszeit hindurch mit Quidditäten herumschlägt, oder als ein Narr, der alles elektrisiren will, was ihm vorkommt. Solten denn nicht die Alterthümer nützlicher sein, als die vielen — iken — miken und — ologien, die das Land überschwemmen?

Dieses

Dieſer vortrefliche Gedanke bringt mich auf eine meiner Profeßion ſehr gemäße Ausſchweifung von dem Nutzen der Alterthümer . . . . . Doch das habe ich nur im Vorbeigehen erinnern wollen.

Aber wo gerathe ich hin? wo mir recht iſt, ſo wolte ich eben eine Vergleichung zwiſchen den vorigen Zeiten und den unſrigen anſtellen, um den Vorzug der lezten zu zeigen, da ich durch eine kleine Ausſchweifung unterbrochen wurde. Ich komme alſo nun zu meinem Vorhaben zurück.

Das Herz im Leibe möchte mir bluten, wenn ich daran denke, daß alle unſere Vorfahren blinde Heiden und Götzendiener geweſen ſind. Vermöge meiner ſtrengen Orthodoxie, davon ich einen ziemlichen Vorrath beſitze, muß ich ſie nothwendig alle verdammen, ſo ehrliche Leute ſie auch immer mögen geweſen ſein. Dieſes iſt zwar nur von dem eisgrauen Alterthum zu verſtehen; denn es iſt ſchon eine ziemliche Zeit, daß das Chriſtenthum durch den Dienſt des groſen Karls auch in unſern Gegenden ausgebreitet worden. Aber was war das vor ein Chriſtenthum? war es nicht leider das blinde Pabſtthum, in welchem nach allen ſymboliſchen Büchern ſo wenig ein Menſch ſeelig

werden kan, als unter den Heiden? Endlich fieng sich eine glücklichere Periode an. Durch die Bemühungen eines Luthers und anderer großen Leute wurde die reinere Lehre wieder hergestellt — aber diese Religion, so wahr sie ist, so rauh, schwer und wenig galant ist sie. Es ist ein Beweis von der Erleuchtung unserer Zeiten, daß nur noch wenig Leute übrig sind, die Gedult genug haben, ihre Nacken unter ein so schweres Joch zu beugen. Wir haben, zur Ehre unsers Jahrhunderts, jezt ganz andere Religionen — die freie — die galante — die DonQuichottische — das sind die drei herrschenden Religionen im heiligen Römischen Reiche.

Die freie ist die Religion derjenigen grosen Geister, die weiter sehen, als der Pöbel, die sich mit ikarischen Fittichen über die Vorurtheile empor schwingen und allzustark denken, um eben das zu glauben, was auch ein Bauer vor wahr hält, der doch weder Ahnen, noch Gelehrsamkeit hat. Ich würde mich an unsern Weltweisen, Dichtern und andern Gelehrten gröblich versündigen, wenn ich sie nicht zu dieser preißwürdigen Sekte rechnete. Wer wolte es wohl einem Manne, der weiß, was eine Monade ist, zumuthen, das zu glauben, was ein einfältiger, unphilosophischer Prediger erzählet, der es vielleicht selbst nicht einmal glaubet? Oder wer wolte es von einem

nem witzigen Kopfe verlangen, einen schönen Gedanken, der auf Unkosten der Religion des Pöbels schön ist, zu unterdrücken? Das wäre vor hundert Jahren noch zur Noth angegangen — aber heut zu Tage ist die Welt erleuchteter.

Diejenigen, die vornehm, aber nicht kühn und stark genug sind, frei zu denken, wählen sich die galante Religion. Diese bestehet darinnen, daß man sich gar nicht darum bekümmert, ob man etwas glauben müsse, unterdessen aber doch aus politen Absichten der veralteten Religion ein Kompliment machet, und sich in einigen Uebungen derselben dem Pöbel gleich stellet. Man gehet noch zuweilen in die Versammlungen der Betenden — um zu sehen und gesehen zu werden — eine neue Weste zu zeigen, oder eine Schöne zu schauen, die unsere Religionsverwandtin ist. Was man aber, vermöge eines pöbelhaften Vorurtheils, sonst in der Kirche zu thun habe; davon lehren die symbolischen Bücher der Galanterie nichts.

Man wundere sich nicht, daß ich auch von einer DonQuichottischen Religion rede. Zu dieser wenden sich die meisten unter denenjenigen, die in ihren jüngern Jahren frei, oder wenigstens galant gedacht haben. Sie werden geistliche irrende Ritter, und lieben Gott, wie man Dulcinenen von Toboso liebet.

Täglich

Täglich haben sie mit dem Teufel zu kämpfen, wie der Ritter von der traurigen Gestalt mit Windmühlen. Ueberall erblicken sie den Fürsten der Finsterniß und rüsten sich, um ihm zu widerstehen, mit eben so lächerlichen Waffen, wie Don Quichotte. Ihr Gottesdienst ist ein beständiger Roman; aber um sie davon zu überzeugen, müste man beredter sein, als der Domherr von Toledo.

Unter dem Drucke dieser drei Religionen seufzet diejenige, die die Apostel gelehret, und Luther wieder hervorgesuchet — sie seufzet — zum Ruhm unsers Jahrhunderts — und wartet auf minder erleuchtete Zeiten.

Ich könte den herrlichen Vorzug unsers Weltalters in Ansehung der Religion noch auf verschiedene Weise darthun. Die wichtigen Religionskriege, die vielen Ketzer, die von Jahren zu Jahren gemacht werden, die merkwürdige Bestellung der geistlichen Aemter, die ehrwürdigen Eigenschaften der heutigen Seelensorger — alle diese Dinge sind hinlängliche Beweise von der Vortreflichkeit unseres Jahrhunderts. Ich führe aber diese Gründe nicht weitläuftiger aus; ihre bloße Anzeige beweiset schon genug und ich habe noch andere übrig, denen ich hier auch eine Stelle einräumen muß.

Die Aufnahme der Gelehrsamkeit ist ein untrügliches Merkmahl von dem Vorzuge der

Zeiten,

Zeiten, in welchen wir leben. Die Geschichte der Wissenschaften bezeiget, wie schlecht alle Felder derselben von unsern Vorfahren bebauet worden. Der war bei ihnen schon gelehrt, wer nur das wuste, was seine Lebensart nothwendig erforderte. Sie legten sich wenig auf das Bücherschreiben, oder warteten doch so lange, bis sie Bärte und Verstand hatten. Wir müssen unsern Vätern diese Einfalt zu gute halten, ohne ihnen nachzuahmen. Die Zeiten haben sich geändert und der gröste Gelehrte des Alterthums würde heut zu Tage von dem elendesten Schulmeister beschämet werden. Die Polyhistors sind so häufig, daß beinahe kein Marktflecken mehr ist, der nicht wenigstens etliche aufweisen könte und die Schriften, die in jeder Messe zum Vorschein kommen, sind unzählich.

Ein rechter Autor soll nach der weisen Vorschrift seines Magens keinen Tag vorbeigehen lassen, ohne etwas zu schreiben. Das ist ein Saz, den schon die innerliche Empfindung eines jeden bekräftigt, mit dem die Erfahrung übereinstimmet und auf welchen die bekandte Lebensregel zielet.

Nulla dies abeat, quin linea ducta supersit.

Der geneigte Leser beliebe anzumerken, daß hier eine Synecdoche partis pro toto ist. (*) Nicht eine Linie — nein ganze Bogen voller Linien

(*) Cf. Ubsens wohl informirter Redner.

Linien soll ein Autor täglich schreiben. Wo zu würde ihm sonst die innere Stärke in der Kraft seiner Finger dienen, wenn er dieselbe nicht zum Besten der Welt und seines Magens anwenden wolte? Ich kan diese praktische Lehre auch aus den innersten Grundsätzen des natürlichen Rechts herleiten, wobei ich aber dem geneigten Leser zuvor bekandt machen muß, daß ich ein Schmausianer bin und die von der Natur eingepflanzten Triebe für die höchsten Kennzeichen des Guten und Bösen halte. Wir sind nämlich verbunden, alles das zu thun, was die Grundtriebe der Natur erheischen. Nun haben wir alle, und besonders die Autors einen gewissen natürlichen Trieb im Magen, den man den Hunger nennet. Wir sind also verbunden, uns nach unsern Umständen derjenigen Mittel zu bedienen, wodurch unser Hunger kan gestillet werden. Da nun dies bei einem Gelehrten durch das Schreiben geschiehet, so ist er verbunden, zu schreiben, und zwar, so oft er hungert, das ist, täglich. W. Z. E. W. Es bleibt mir nichts übrig, als meinen Saz noch gegen die Erfahrung zu halten, um zu sehen, wie er mit solcher übereinstimmet. Und hier finde ich freilich, daß unsere Vorfahren das natürliche Recht sehr übertreten haben, welches man aber von den heutigen Gelehrten nicht sagen kan. Heut zu Tage ist der kein patent-

mäßiger

mäßiger Autor, der nicht wenigſtens täglich einen Bogen ſchreibet, und ich fordere alle Gelehrte auf, mir ein gegenſeitiges Beiſpiel zu zeigen. Ich habe auch durch eine genaue algebraiſche Rechnung gefunden, wie unumgänglich nöthig es heut zu Tage iſt, daß ein jeder rechtſchaffener Autor täglich wenigſtens einen Bogen ſchreibe. Ich habe nämlich einen Ueberſchlag gemacht, wie viel Makulatur im ganzen heiligen Römiſchen Reiche jährlich verbrauchet wird. Wenn ich alles zuſammen nehme, was in den Würzläden und Käſekrämen, in den Apotheken und Badſtuben nöthig iſt, was die Aerzte, Barbierer, Buchführer, Buchbinder Paruckenmacher und andere verthuen, wie viel man zu Patronen und Feuerwerken anwendet und wie viel alle Patrioten auf den Abtritt tragen, oder zu Fidibus machen; ſo werde ich nicht zu viel ſagen, wenn ich ſetze, daß man jährlich in Deutſchland wenigſtens 6000 Millionen Bogen Makulatur brauchet. Ferner will ich annehmen, daß von jeder Schrift, eine in die andere, 1000 Stück gedruckt werden und folglich bleiben, wo anders keine Makulatur Theurung entſtehen ſoll, ſechs Millionen Bogen übrig, die jährlich müſſen geſchrieben werden. Nun ſind in Deutſchland ohngefehr 15000 Autors im eigentlichen Verſtande, die nämlich den innerlichen Beruf zur Autorſchaft im Ma-

gen

gen spüren und für die Aufnahme der Makulatur arbeiten. Man mache die Rechnung, so wird man einsehen, daß jeder unter diesen Schriftstellern täglich wenigstens einen Bogen schreiben muß und daß auch noch eine gute Anzahl Bogen für diejenigen übrig bleibet, die etwas mehreres leisten wollen. In dieser Absicht sind unsere Vorfahren noch einigermaßen zu entschuldigen, daß sie nicht so viel geschrieben, als wir. Da sie so einfältig waren; so brauchten sie weit weniger Makulatur, als wir und hatten also so viele Autors eben nicht nöthig.

Lasset uns nun die besondere Klassen der Gelehrten durchgehen; überall werden wir den Vorzug unserer Zeiten erblicken und sehen, wie erleuchtet sie sind.

Wie weit übertreffen nicht unsere Philosophen ihre blödsinnigen Vorfahren? So hoch ist ihre Weisheit gestiegen, daß sie nicht mehr nöthig haben, einen Aristoteles, Plato, oder Cicero zu lesen. Die heutigen Köpfe sind so fruchtbar, daß sie in einem Nachmittage mehr Wahrheiten aus ihrer vorstellenden Kraft herauswickeln, als die grösten Geister des Alterthums in ihrem ganzen Leben gedacht haben. Aussichten, die noch nie ein sterbliches Auge geschauet, eröffnen sich unsern Weltweisen. Sie wissen, wie es ausgesehen, ehe die Welt erschaffen worden. Sie

besinnen

beſinnen ſich noch gar deutlich, wie die mögli-chen Verknüpfungen der Dinge ſich in dem Verſtande des Schöpfers abgebildet, wie er die Vollkommenheiten derſelben gemeſſen, und endlich dieſe Welt, die beſte und gröſte unter allen möglichen erwählet. Sie verſtehen auf das gründlichſte, wie die Triebräder dieſes großen Uhrwerks zuſammen ſtimmen; ſie ſehen nicht blos das Zifferblat der Natur — ſie dringen in das Innerſte der Weſen ein. Mit den Augen ihres reinen Verſtandes erblicken ſie Monaden, die nirgends ſind; ſie entdecken Rieſen im Saturn, die gröſſer ſind, als der König Og zu Baſan, Rieſen, die auf der Milchſtraße als auf einem Fußſteige einher wandeln und Lilliputer im Merkur. Mit wie vielen herrlichen philoſophiſchen Lehrgebäuden wird nicht in unſern Zeiten das Publicum jährlich beſchenket! Ein jeder neugeprägter Doktor der Weltweisheit ſchmiedet ſich ein neues — in einer neuen Sprache — wir hören unausſprechliche Worte, Worte, die noch kein ſterbliches Ohr gehöret, und unſere Seelen ſchaffen Gedanken aus ſich ſelbſt, die noch nie eine denkende Monade auf ihrer Weltſeite entdecket hat. Wie hätten wohl unſere Vorfahren den wichtigen Einfall haben können, daß ein leerer Satz die Quelle aller Wahrheiten iſt; Oder haben ſie wohl die Kunſt verſtanden, alles

aus allem zu beweisen? Dergleichen herrliche Erfindungen waren unserm Jahrhunderte vorbehalten.

Wie tief sind nicht unsere Forscher der Natur in ihre Geheimnisse eingedrungen! Haben wohl jemals unsere Vorfahren daran gedacht, Schmetterlinge zu sammeln, Noten auf Steinen und arabische Buchstaben auf den Flügeln der Heuschrecken zu lesen, Saamenthierchen zu schauen, Mondschein zu fangen, und Küsse zu elektrisiren? Es ist wahr, daß schon einige unter unsern Vätern sich auf dergleichen wichtige Beschäftigungen gelegt haben. Sie haben ganz ernsthaft untersuchet, wie viel Millionen Engel auf einer Nadelspitze ein Menuet tanzen könten, was an einem Narren würde übrig bleiben, wenn man die Narrheit weg nähme u. s. w. Aber das waren nur kleine Vorspükungen von unserer heutigen Tiefsinnigkeit.

Eben das Licht, das die Gegenden der Weltweisheit erheitert, scheinet auch in die andern Wissenschaften.

Die Theologie wundert sich nicht wenig, daß sie auf einmal so scientifisch worden. Jezt hat man nicht mehr nöthig, Sprachen, Alterthümer, Geschichte und Vernunft zu besitzen, um ein Gottesgelehrter zu sein. Man darf nur nebst der Grund- und Dinger-Lehre die Kunst verstehen, ein gewaltiges Heer von

Axiomen,

Axiomen, Theoremen und Scholien in eine demonſtrativiſche Schlachtordnung zu ſtellen, und höchſtens die Bibel in der deutſchen Ueberſetzung ein paarmal durchgeblättert haben; ſo iſt man ſchon ein Theolog. Das iſt die beſte Art, die Schrift zu ſtudiren, wenn man nicht mehr lernet, als was man zur höchſten Noth brauchet, um etwa ein paar Bauren zu rühren, oder eine alte Frau zu bewegen, wie ſolches ein großer Geiſt in unſern Tagen in ſeinem Vorſchlage, junge Theologen zu erziehen, deutlich gezeiget hat.

Eben dieſes Glück iſt auch der Rechtsgelehrſamkeit wiederfahren. Wir brauchen nur Philoſophen zu ſein, um das ganze Feld dieſer Wiſſenſchaft auf einmal zu überſehen. Diejenigen Känntniſſe, die einige alte Pedanten, Cuſaz, Duaren, Hotomann und andere, nebſt einigen neuern Sonderlingen zu einem Rechtsverſtändigen erfordern, ſind uns unnöthig. Ein wenig Mutterwitz, etwas Philoſophie, und einige praktiſche Handgriffe; das ſind die weſentlichen Eigenſchaften eines guten Juriſten.

Die alten Arzneigelehrten bemühten ſich, den Körper für Krankheiten zu bewahren, oder die verlohrne Geſundheit wieder herzuſtellen. Dieſe Beſchäftigung iſt viel zu klein für unſere Aeſculape. Wer heut zu Tage in dieſer Innung gros werden will, der muß

wissen, wo die Seele ihre Residenz hat, aus wie vielerlei Kügelgen das Blut bestehet, was die kleinsten Bestandtheile des Alkali und anderer Salze für Figuren haben; er muß können Krankheiten einpfropfen, wo keine sind, und nach den besten physischen und mechanischen Hypothesen tödten — ja was noch mehr ist, er muß das Wesen solcher Krankheiten verstehen, die vor Zeiten gar nicht Mode waren, die aber zur heutigen Galanterie gehören — Ob ich die Vapeurs meine, oder etwas anders, das man nicht gerne nennet, das mag der Leser entscheiden.

Die Herrn Poeten werden mir verzeihen, daß ich sie nicht eher genennet habe — Ihnen gebühret der Ruhm, daß sie die grösten Erleuchter unsers Jahrhunderts sind. Wie einfältig war nicht die Poesie unserer Vorfahren, die noch immer glaubten, man müsse Vernunft haben, um ein Dichter zu sein! In ihren Liedern findet man nichts Kühnes, keine poetische Wuth, keine erhabene Erdichtungen, nichts Getändeltes, nichts von Wein und Liebe — nichts als die trockene, einfältige Natur. Sie schufen wenig Mäcene, oder wenigstens muste man sich um ganz etwas anders, als um den Magen des Poeten verdient gemacht haben, wenn man zu dieser Ehre gelangen wolte. Alles das hat sich in diesen erleuchteten Zeiten geändert. Man

hat

hat eingesehen, daß der Unsinn das eigentliche Wesen der Dichtkunst ist, dadurch sie sich von der Prose unterscheidet. Wie fruchtbar dieser Begrif sei, das bezeuget die erstaunende Menge von Dichtern, die in jeder Messe hervor treten. Wie vielen Dank ist nicht die Nachwelt unserm erleuchteten Jahrhunderte schuldig, welches ihr ein so zahlreiches Heer von klaßischen Schriftstellern liefert: Fabeln und Erzählungen, Psalmen, vermischte Gedichte, komische Epopäen, anakreontischt Oden, mein Vergnügen, Moses in Midian — welche geistreiche Schriften! — Wie viele tausend Mäcene findet man heut zu Tage im heiligen Römischen Reiche! Jedes Dorf hat deren einige, da ehemals in der großen Stadt Rom nur ein einziger war. Die Dichter der vorigen Zeiten waren so klug noch nicht, daß sie sich einer jeden Gelegenheit geschickt hätten bedienen können, ihre Talente würksam zu beweisen. Seitdem aber die vortrefliche Gewohnheit aufgekommen, daß niemand mehr unbesungen gebohren werden, heurathen und sterben kan; seitdem haben auch die Dichter das Recht erhalten, sich einer jeden Gelegenheit zu bedienen, um zu singen. Man dichtet nicht nur für sich, sondern, wenn es bezahlt wird, auch für andere; der Pegasus ist ein Miethpferd und die Muse eine Lais, die vor

Geld jedermann zu Dienſten ſtehet. Das heißt mit ſeinen Talenten wuchern.

Es theilen ſich aber die heutigen Dichter in zwo Nationen, in die wurmſamiſche und obotritiſche; beide tragen das ihrige zu dem Glanze unſers Jahrhunderts redlich bei. Die obotritiſchen Poeten, ſo ſehr ſie auch ſich nach den Muſtern der Griechen und Römer zu bilden vorgeben, behaupten dennoch, die Dichtkunſt wäre weiter nichts, als eine Fertigkeit zu reimen und ſcandiren. Ihr Apoll iſt ein kritiſcher Mann, den die Güte des Himmels für unſere Zeiten geſparet.

„Der vom papiernen Thron der Kritik den Donner der Rache
„Auf die wurmſamiſchen Dichter, mit Blutdurſt-funkelnden Augen,
„Grimmiger Stirn und drohenden Fäuſten, deſpotiſch herabruft „

und der, ſo viel er nach ſeiner Wenigkeit vermag, mit großem Eifer für den guten Geſchmack und für die Erleuchtung unſers Jahrhunderts arbeitet. Wer aus ſeinen Händen den obotritiſchen Lorber empfangen und in Breitkopfs Lettern verewigt ſein will, der iſt verbunden, alle ſeine poetiſchen Tritte und Schritte nach einem gewiſſen Geſetzbuche einzurichten, welches dieſer große Phöbus, mit Zuziehung einer zehenden Muſe, die er ſeine Gehülfin und Freundin nennet, nach den Muſtern

ſtern der Griechen und Römer verfertiget hat, und deſſen Inhalt kürzlich dieſer iſt:

Syntax ſei euer Witz, der Reim das höchſte Gut,
Die Muſter Hank und Pietſch, das Metrum eure Glut!

Die Erbfeinde dieſer poetiſchen Rotte werden die wurmſamiſchen Dichter genennet. Dieſe haben ihren eigenen Geſchmack, ihre eigene Denkungsart und ihre eigene Sprache, trotz den Philoſophen. Von ihren ätheriſchen Lippen ſäuſeln ätheriſche Küſſe auf die ätheriſchen Lippen des himmliſchen Mädgens —

Jezt ſehn wir, was kein Menſch in vorgen Zeiten ſah,
Neonen, Sympathie, Azur, Ambroſia —
Uns rührt des Britten Lied, voll kühner griechſcher Namen;
Wir nehmen dieſe weg, und glauben nachzuahmen.
Und mancher, der vielleicht die Muſe nie geküſt,
Denkt, wenn er Seraph ruft, daß er ein Klopſtock iſt.
Das Lied rauſcht hoch daher im langen Hexameter
Und, voll von Raſerei, verliert es ſich im Aether.
Man plündert Miltons Witz und ſchwingt ſich mit dem Flug,
Der Klopſtocks höhern Geiſt zum dritten Himmel trug,
Ruft kühne Tropen her und ſteigt mit ſpanſchen Schritten
Enthuſiaſtiſch fort und flieget wie die Britten.

Es giebt zwar noch eine dritte Art von Dichtern, die die Mittelſtraße gehen, ſo ſehr ſie auch von der obotritiſchen Sekte geläſtert werden. Aber dieſe tragen zur Zierde unſers

Jahrhunderts nichts bei, indem sie weder auf der einen, noch auf der andern Seite ausschweifen. Gellert, Klopstok, Gleim, Geßner, Zachariä, Dusch, Uz, Lichtwer, Haller, Lange, Kramer, Gerstenberg, Schlegel, Gemmingen, und andere wenige gehören zu dieser Klasse. Ich habe sie mit Fleis öffentlich genennet — Vielleicht bringe ich sie durch diese Beschimpfung dahin, daß sie aufhören, Sonderlinge zu sein, und anfangen, zur Ehre unserer Zeiten entweder wurmsamisch, oder obotritisch zu dichten.

Ich hatte mir vorgenommen, auch noch die Herren Kunstrichter, Sprachkünstler, Mathematiker und andere Gelehrten zu berühren und aus ihren vortreflichen Bemühungen den Vorzug unsers Jahrhunderts zu erweisen. Allein ich müste ein Autor von hundert Alphabeten werden, wenn ich die Verdienste dieser groſsen Leute hinlänglich erheben und zum Beispiel nur einen kleinen Abriß von einer einzigen ihrer Tugenden, von ihrer Höflichkeit geben wolte. Ich empfehle mich also in aller Demuth ihrer kritischen, grammatischen und mathematischen Wohlgewogenheit und überlasse die Ehre sie zu loben, einem würdigeren Bürger der erleuchteten Welt.

Aber ich hätte auch eben nicht nöthig, blos durch die Aufnahme der Gelehrsamkeit den Vorzug unserer Zeiten zu beweisen. Die

gerei-

gereinigten Sitten, die Höflichkeit, die polite Lebensart, die Galanterie, der Luxus und andere Tugenden, die unser Jahrhundert zieren, sind eben soviel Beweise von der Vortreflichkeit desselben. Ja wie gölden es im eigentlichen Verstande sei, kan man auch schon daraus begreifen, daß gewiß noch niemals so viel, Gold in der Welt gewesen ist, als jezt. Es ist unstreitig, daß das Gold alsdenn wohlfeil ist, wenn die Waaren theuer sind und daraus, daß eine Sache wohlfeil ist, kan man ganz sicher schliessen, daß sie in großer Menge muß anzutreffen sein. Hieraus erhellet der Saz ganz deutlich, den ich gleich anfangs zu beweisen versprochen habe, daß die Güte der Zeiten nach dem Maaße wächset, wie der Werth der Münzen abnimmt.

Nunmehr glaube ich, mich ziemlich von dem Vorwurfe gerettet zu haben, als wenn ich ein Verächter unsers erleuchteten Jahrhunderts wäre. So sehr ich aber auch für den Ruhm desselben eingenommen bin, so getraue ich mir doch, zu behaupten, daß im heiligen Römischen Reiche, auch in diesen göldenen Zeiten noch viele Narren sind. Die Gründe meiner Meinung wird der geneigte Leser in der Abhandlung selbst antreffen, dem ich mich hiermit bestens empfehle.

Umſtändlicher Beweis, daß im heiligen Römiſchen Reiche viele Narren ſind.

Ich elender Autor! Nun ſitze ich ſchon ſechs Stunden und zernage alle meine Federn, um etwas auszubrüten, das einer Abhandlung ähnlich ſiehet und noch bin ich ſo leer an Einfällen, wie ein Dorfſchulmeiſter, der ſeinen erſten Gevatterbrief ſchreibet. Es gehet mir, wie jenem Kandidaten, der in dem Eingange ſeiner Predigt alle Schätze der Beredſamkeit verſchwendete und alsdenn, da er zur Abhandlung kommen ſolte, ſich genöthiget ſahe, weil er keine Schwierigkeiten in ſeinen Texteswerten fand, ſie mit Stillſchweigen zu übergehen. Ich habe mich in der Vorrede ſchon ſo erſchöpfet, daß ich keine Beweiſe mehr finden kan, meinen Hauptſaz zu unterſtützen, die ich nicht ſchon, wiewohl zu einem andern Endzwecke, angeführet hätte. Ich muß alſo zu meinem gröſten Leidweſen dieſe Abhandlung ſchlieſſen, ehe ich ſie noch recht angefangen habe — . . . . . Solte jemand hierbei noch einige Zweifel hegen, der darf nur meine Vorrede leſen, um . . . . . .

Hieraus erhellet, daß im heiligen Römiſchen Reiche viele Narren ſind.

E N D E

VI.

VI.

COMMENTATIO HISTORICO - CRITICA DE AVTOSATYRICIS

oder

von Leuten, die ſich ihre Satyren ſelbſt machen.

Suo ſe iugulare gladio

Scibolds Sprüchwörter.

COMMENTATIO HISTORICO-CRITICA DE AVTOSATYRICIS.

Jezt erkenne ich, aber zu spät, daß eine Satyre, sie mag so vortreflich sein, als sie will, doch vergebens ist. Einige Narren sind über der Satyre, man darf sich nicht unterstehen, ihrer Thorheit eine Ehre zu erzeigen und sie auf eine zweideutige Art zu verewigen, wenn man nicht Gefahr laufen will, aus dem Buche des Lebens ausgetilget, oder nach Siberien geschicket zu werden. Andere aber sind unter der Satyre; sie kriechen im Staube und ihre Handlungen sind nicht eklatant genug, um der Satyre würdig zu sein. Mit diesen beiden Arten von Narren hat also die Ironie nichts zu thun; sie sind entweder zu gros, oder zu klein, als daß man ihre Fehler sehen und schildern könte, nach den bekandten metaphysischen Grundsätzen: sensibile supra sen-

sum

sum positum lædit sensum und sensibile nimis paruum non sentitur. Die Satyre, wenn eine nöthig wäre, müste sich daher nur mit einer mitlern Gattung von Narren beschäftigen, mit solchen, die ihr weder zu hoch, noch zu niedrig sind. Allein auch hier ist sie vergeblich und eben so vergeblich, als eine Buspredigt bei Leuten sein würde, die beständig in der Pilgrims Positur um die Seitenhölgen herum winseln. Denn diejenigen, die würklich für die Satyre gehören, machen sich alle ihre Satyren selbst. Dieser Gedanke hat mir Gelegenheit zu gegenwärtiger Abhandlung gegeben, die ich mit einen lateinischen Titel versehen habe, weil sie gelehrt sein soll.

Ich will also von Leuten reden, die sich ihre Satyre selbst machen. Dieß thun diejenigen, welche auf eine eklatante Art an den Tag legen, daß sie große Narren sind. Ich bestimme es mit Fleis so, daß die Art, seine Thorheit jedermänniglich kund und zu wissen zu thun, eklatant sein muß; sonst wäre wohl kein Mensch in der Welt, der sich nicht alle Augenblick seine Satyre selbst machte.

Die Satyre ist nichts anders als ein verblümtes Zeugnis davon, daß einer ein Narr ist. Wenn nun einer einen thörichten Streich begehet, so sagt er zwar seine Thorheit nicht ausdrücklich, aber er leget sie doch auf eine verblümte Art an den Tag; denn

Qualis

Qualis cauſſa, talis effectus.
Daniel Stahl.

Folglich machet ſich ein ſolcher ſeine Satyre ſelbſt.

Seitdem ich dieſen Gedanken ausgebrütet, habe ich meine ganze Neigung zur Satyre unterdrücket und nur auf diejenigen Achtung gegeben, die ſich die ihrige ſelbſt machen. Ich habe ein beſtändiges Tageregiſter über ſie gehalten und ich glaube, nicht unrecht zu thun, wenn ich dem geneigten Leſer eine kleine Probe aus demſelben vorlege.

* * *

Allgemeine Beobachtungen.

Es giebt Leute, die ſich auf eine ungeheure Art ſelbſt loben. Wenn man ihnen glauben will, ſo ſind ſie die einzigen in ihrer Art, die vollkommenſten Geſchöpfe unter der Sonnen und alle andere Menſchen ſind in Vergleichung mit ihnen kaum noch vernünftig zu nennen. Dieſe Herren geben dadurch zu verſtehen, daß ſie verzweifeln, von anderen Leuten gelobet zu werden, und daher in die traurige Nothwendigkeit verſetzet worden, ſich ſelbſt zu loben. Satyre genug!

* * *

Andere tadeln ſich immer, doch nur in ſolchen Stücken, wo ſie überzeugt zu ſein glauben, daß ſie nicht tadelnswürdig ſind. Sie

fordern

fordern hierdurch alle Welt auf, ihnen zu widerſprechen, und machen ſich wider ihr Wiſſen und Willen ihre Satyre ſelbſt.

* * *

Es giebt Leute, die ohne Unterlaß auf die jetzigen böſen und verderbten Zeiten ſchimpfen. Vor vierzig Jahren, heißt es, war noch gute Zeit; aber jezt iſt alles aus; die Menſchen werden von Tagen zu Tagen ſchlimmer u. ſ. w. Wenn man ſo wider die Bosheit und Dummheit der Menſchen eifert; ſo iſt es gewiß, daß man ſich nicht mit darunter begreifet. Man ſtellet ſich vielmehr als das Original vor, nach welchem ſich jedermann bilden ſolte, und machet ſich alſo ſeine Satyre ſelbſt.

* * *

Alle Menſchen ſind Narren; das iſt ein Grundſatz der innerlichen Empfindung. Wer dieſen leugnet, oder ſich ausſchließen will, der giebt zu erkennen, daß er unter diejenigen gehöre, die ihre Narrheit nicht einmal wiſſen, und machet ſich alſo eine ſchöne Satyre.

* * *

Ein Frauenzimmer iſt niemals in den Augen ihres Geſchlechts ſo vollkommen, als es die Mannsperſonen auf ihrer Seite davor halten. Figulus figulo inuidet und eine Schöne wird ſich ſelten überwinden können,

eine

eine andere zu loben, ohne ein Aber hinzu zu setzen. Diese andere ist eben nicht höflicher und beide gehören in mein Tageregister.

Eine alte Person, die eine junge heurathet, leget dadurch an den Tag, daß sie noch Reitze genug zu besitzen glaubet, um diese bis zur seeligen Auflösung zu fesseln. Abermal eine Satyre.

* * *

Ein Ehegatte, der von dem andern übel redet, wütet wieder sein eigen Fleisch und kündiget der ganzen Welt an, daß er entweder ein Narr gewesen und sich in seiner Wahl betrogen, oder daß er jezt einer sei und sein Glück nicht erkennen wolle. Er gehört unter die Autosatyriker.

* * *

Einige Aeltern verzärteln ihre Kinder, vermuthlich weil sie glauben, daß von so vortreflichen Geblüte, wie das ihrige ist, nichts als vortrefliches herkommen könnte. Andere halten sie zu scharf und setzen also ein Mistrauen in sich selbst. Sie zweifeln, ob sie Klugheit genug besitzen, ihre Kinder durch gute Worte zu lenken. Beide satyrisiren.

* * *

Einige Leute sparen biß an ihr seeliges Ende, damit sie sich, wie sie sagen, im Alter etwas zu gute thun können. Sie müßen eine schlechte Meinung von ihren Verdiensten haben, daß

sie glauben, die Welt werde sie verhungern lassen. Es ist eine Satyre.

* * *

Alle, die auf die Satyre überhaupt lästern, wißen sich nicht sicher und befürchten immer, von den Bissen derselben verlezt zu werden. Damit dieses nicht geschehen möge, so ergreifen sie das Mittel, die Satyre zu verfluchen und machen sich also die ihrige selbst.

* * *

Alle, die sich meinen Satyren glauben getroffen zu finden, legen dadurch an den Tag, daß ihr Charakter denenjenigen ähnlich ist, die ich aufs Gerathewohl schildere. Ich habe sie nicht gemeinet; aber sie machen sich ihre Satyre selbst.

* * *

Kurzer Nachtrag einiger Autosatyriker.

Alle Autors, die hoffen, dereinst klaßische Schriftsteller zu werden.

Alle Weltweisen, die schimpfen.

Alle Poeten, die die Musen um GOttes willen bitten, ihnen beizustehen.

Alle Redner, qui non sentiunt, quam sit exiguum —

Alle Journalisten, die ihren Weihrauch an den meistbietenden verkaufen.

Alle Prediger; die weiter nichts von dem thun, was sie predigen, als dieß, daß sie dem Ochsen

Ochsen, der da driſchet, das Maul nicht wollen verbinden laſſen.

Alle Aerzte, die die Geneſung der Kranken ſich und den Tod derſelben Gotte zuſchreiben.

Alle Richter, die ſich weigern Geſchenke zu nehmen und dabei erinnern, die Frau Liebſte wäre in der Küche.

Alle Advocaten, die von nichts reden, als von caſibus in terminis.

Alle Freygeiſter, die ſpotten, wenn es gut Wetter iſt und zittern, wenn es donnert.

Alle fromme Chriſten, die dem Teufel fluchen und die ihm die Hand küſſen würden, wenn er Geld brächte.

Alle Stutzer, die den Verſtand nach der Breite der Treſſen beurtheilen.

Alle Jungfern, die bei Tage von nichts als Tugend reden und ewig Jungfern bleiben wollen, aber alle Abend und Morgen den heiligen Andreas um Segen zu dem Geſchäfte ihrer Eroberung anrufen.

Ich ſelbſt, da ich allen Leuten die Wahrheit ſage und meine eigenen Wahrheiten für mich behalte.

* * *

Das iſt nur eine kleine Probe aus meinen autoſatyriſchen Journale, welches nach meinem Tode der gelehrten Welt von meinen Erben zu Beſtreitung der Begräbniskoſten ſoll übergeben werden.

Hierbei bin ich auf einen Gedanken gefallen, der tauſend Thaler werth iſt. Ich will nämlich eine Geſellſchaft der Autoſatyriker aufrichten, die ſich, wie der Freimäurer Orden, durch die ganze Welt erſtrecken ſoll. Da ich in dieſelbe alle aufnehmen werde, die ſich ihre Satyre ſelbſt machen; ſo werden wohl wenige Menſchen davon ausgenommen ſein. Die Beſchäftigung der Mitglieder ſoll darinnen beſtehen, daß ein jeder auf ſeine Brüder Achtung giebet und aufſchreibet, wenn ſie ſich ihre Satyre ſelbſt machen. Ich hätte gerne dieſe Einrichtung getroffen, daß ein jeder ſich ſelbſt unterſuchen und ſeine eigene Satyre aufzeichnen ſolte. Allein da zu dem Weſen eines Autoſatyrikers dieß nothwendig gehöret, daß er ein Narr iſt und es nicht weiß; ſo würde dieſe Einrichtung in concreto wohl unmöglich ſein. Ich habe alſo die erſtere vorgezogen und dadurch hoffe ich in denen jährlich herauszugebenden Actis Academiæ Autoſatyricorum binnen einiger Zeit eine vollſtändige ſatyriſche Fundgrube zuwege bringen. Ich erſuche alle, denen daran gelegen iſt, berühmt zu werden, um ihre Beihülfe zu dieſem großen Werke und hiermit empfehle ich mich als ein geſchäftiger Autor meinen Leſern bis auf die nächſte Meſſe

ENDE

VII.

VII.

Skribleriana.

— {Conuiuæ / Lectores} prope diſſentire videntur,
Poſcentes vario multum diuerſa palato,
Quid dem? quid non dem? —

Horatius.

Skribleriana.

1.

Wir haben Scaligeriana, Menagiana, Patiniana, Valesiana, Parrhasiana, H**liana, Arlequiniana und noch viele andere Ana, die ich nicht alle zu nennen weiß. Wir, ich Skribler der dritte, und mein Mitbruder in der Kritik, Peter Burmann der zweete, oder damit ich bescheidener rede, Peter Burmann der zweete, und ich Skribler der dritte, haben gemeinschaftlich beschlossen, die Geschichte der Weisheit und Thorheit durch neue Ana zu bereichern. Das Loos hat mich getroffen, daß ich mich zuerst in das freie Feld wagen soll, um die Urtheile der Gelehrten über unsere Bemühungen zu erforschen. Hier sind also die Skribleriana; denen, wofern sie Beifall finden, die Burmanniana bald nachfolgen sollen.

2.

Ich habe die Vergleichungen des Plutarchus geleſen; aber ich bitte alle groſſe und kleine Geiſter unſers Jahrhunderts um Vergebung, daß mir dieſer alte Polyhiſtor nicht ſo ſcharfſinnig und gelehrt vorkommen will, wie dem Herrn von Montaigne und ſeinen Papageien. Was gehöret denn vor groſſe Kunſt darzu, Leute zu vergleichen, deren Aehnlichkeit jedermann ſiehet, da ſie nicht einmal durch die Verſchiedenheit des Standes verdecket wird. Eben dieſer Vorwurf trift auch den Herrn von Holberg. Die tertia comparationis ſind immer ſo ſichtbar, daß es verdrüßlich iſt, ihre ausführliche Entwickelung zu leſen. Wer in dieſem Felde etwas beſonderes leiſten wolte, der müſte Leute mit einander vergleichen, die dem Anſehen nach gar nicht zu vergleichen ſind, und doch in der That in einigen Stücken überein kommen. Wie würde der Leſer erſtaunen, wenn er ſähe, daß Attila und Burmann, Zinzendorf und Voltaire, Stentor und der alte Chriſtoph ſo gut mit einander verglichen würden, als Cäſar und Pompejus!

3.

Graf Adolph von Cleve errichtete im Jahr 1381. eine aus 36. Perſonen beſtehende Narrengeſellſchaft, deren Patron der heilige

Kam-

Rambert war. Die Glieder derſelben trugen unter einem großen, ehrwürdigen Mantel ihr Ordenszeichen, einen kleinen ſilbernen Narren, in einem kurzen Wamms, rothen Schuhen und einer bunten Mönchskappe mit vielen Schellen. Engelbert aus Cleve, Oberverweſer in Burgund ſtiftete das Feſt der Narrenmutter, und an einigen Orten in Frankreich feierte man jährlich ein Eſelsfeſt, wobei man die Hymne anſtimmte;

De aſino noſtro bono,
Meliori et optimo
Debemus faire fête etc. (*)

Ich ſoll die gelehrte Welt benachrichtigen, daß ſich dieſer Narrenorden bis auf den heutigen Tag, obwohl unſichtbar, wie die liſcowiſche Geſellſchaft der kleinen Geiſter, erhalten, und daß mit eheſtem folgendes Werk davon an das Licht treten wird: Neues Konſtitutionenbuch der alten ehrwürdigen Brüderſchaft der Freinarren, worinnen die Geſchichte, Pflichten und Regeln derſelben, auf Befehl der großen Loge, aus ihren alten Urkunden, glaubwürdigen Traditionen und Logebüchern, zum Gebrauch der Logen, verfaſſet worden von dem Bruder Sekretair.

(*) Memoires pour ſervir à l'hiſtoire de la Fête des Fous par Mr. Tilliot.

4.

Die ganze Kunſt, Gedichte, beſonders Gelegenheits Gedichte zu machen, ſchränket ſich auf drei Regeln ein. Vielleicht lieſet man ſie in gereimter Proſe lieber, als in ungereimter — hier ſind ſie:

* *

Die ihr den Pegaſus meiſtbietenden verleiht,
Ihr, deren Muſe nur für haare Zahlung ſchreit,
Kompt, lernt von mir die Kunſt, ein feiles Lied zu machen,
Zu weinen ohne Leid und ohne Luſt zu lachen.

Zuerſt wißt, daß euch nie ein geiſtreich Lied gelingt,
Wenn ihr es ohne Durſt und ohne Hunger ſingt.
Laſt Bodmern immerhin viel von Begeiſtrung ſagen;
Euch hilft ſie nichts — der Trieb zum Dichten liegt im Magen.
Ein Vogel, dem es nie an Trank und Hanf gebricht,
Vergißt der Töne Kunſt, ſtimmt nur und ſinget nicht.
Lernt Dichter, daß ihr nichts zum Wohlklang eurer Töne
Und eurer Reime braucht, als Hunger und Mäcene.
Merkt euch den Grundſaz wohl!

Vors zweite lernt und wißt,
Daß eurer Muſe Gott der Gott der Mode iſt.
Der Gott der Stoffe zeugt, der das Toppee gebohren
Und die Jurucken ſchuf, lenkt auch Geſchmack und Ohren.

Eilt,

Eilt, will ers, im Galop des Daktilus einher
Und häuft, wenn ers befiehlt, der Jamben sittsam Heer.
Bald steige euer Lied, homerisch eingetheilet,
Hoch, wie ein Adler fliegt, der in die Sonne eilet.
Seid stark wie Pope war und kühn wie Klopstock ist,
Denkt tief, wie Haller denkt und küßt, wie Wieland küßt.
So wird man euren Wiz in Zürch und Hamburg preisen
Und euch der Deutschen Zier, der Zeiten Wunder heisen.
Doch wo der Eigensinn der Mode anders denkt,
Vernunft, Geschmack und Geist in Gottscheds Dichtkunst schränkt;
Da, wollt ihr anders nicht euch Brod und Wiz benehmen,
Müßt ihr zu Pros' und Reim das feile Lied gewöhnen.
Der Reim sei eur Gesez und unter seinem Joch
Kriech eure Muse fort, wie Schönaichs Muse kroch.
So wird euch der Apoll des Rosenthals umkränzen
Und euer Name wird in Breitkopfs Lettern glänzen.
Hat euren Pegasus des Schicksals strenge Hand
In eine rauhe Flur, fern vom Parnaß, verbannt,
Wo Leute ohne Geist Geschmack und Reime richten,
Müßt ihr, wie Aretin und wie Pikander, dichten,
Fein grob, daß mans versteht und Hans sich schäckig lacht
Wenn doppelsinnger Wiz die Bäurin schamroth macht.
So werdet ihr Gewinst und Ruhm und Beifall haben;
Die Dunsen loben euch, wie G** seinen Sch**

Fügt

Fügt diesem Unterricht noch eine Regel bei:
Die Wahrheit saget nie und lüget ohne Scheu.
Der Todte, den eur Kiel in Famens Tempel mahlet,
Sei seelig und noch mehr, nachdem man es bezahlet!
Ruft alle Armen her, an seiner Gruft zu stehn
Und ihres Gönners Ruhm mit Thränen zu erhöhn.
Schimpft den verwegnen Tod, der Tugendhafte raubet
Und Böswichtern nur zu leben noch erlaubet.
Wenn euer Musenpferd ein Lied zur Hochzeit bringt,
Dann sei die holde Braut mit Gratien umringt;
Auf ihren Wangen blüh der Reiz der schönsten Jugend;
Es adle ihren Geist der Ruhm olympscher Tugend;
Und wär das Brautpaar auch wohl alt und schlimm genung;
Im Karmen ist es doch wie tugendhaft, so jung.
Der Laster Innbegrif wird durch den Reim getrennet;
Ein Narr ist nur ein Narr, wenn ihn die Prose nennet.
Kurz sagt von allem dem, sind euch Gesänge feil,
Was man in Prosa sagt, nur frei das Gegentheil.

Von diesen Lehren voll, trinkt von der Hypokrene,
Von der ein Tr** trank und schmiedet theure Töne.
Die Thoren hören sie und zahlen euch davor,
Nachdem die Lügen gros, Dukaten, Louisdor.

6.

Was ist ein Satyricus? D. Luther antwortet: (*) „Solche Leute sind rechte Säue und

(*) Tom. IV. Altenb. f. 627. a.

„und Dreckfresser; denn des Nächsten Sünde „und Fehl ist nichts anders als Koth und Dreck. Ob dieser Begriff zu enge, oder zu weit sei, das mag der geneigte Leser entscheiden.

6.

Der biblischen Epopäen, die heut zu Tage unter uns so sehr Mode werden, sind vielen Mißbräuchen unterworfen. Ich glaube nicht, daß man wohl thut, wenn man die heiligen Geschichte durch fabelhafte Zusätze verschönern will. Die Wahrheit kommt dadurch in Gefahr, mit der Fabel vermischet und selbst für eine Lügen gehalten zu werden. Wer weiß, ob nicht nach tausend Jahren ein lappländischer Kunstrichter aufstehen, die Begebenheiten in der Meßiade mit den Liebesgeschichten des Jupiters vergleichen und alle zusammen für Erdichtungen halten wird? Ueberdies giebt auch die christliche Mythologie, die Milton eingeführet und Klopstock in sein Gedicht eingewebet, den heutigen Spöttern nur Gelegenheit zum Lachen. Diese Gedanken sind ernsthafter, als sie scheinen, und gelten von allen biblischen Epopäen, sie mögen gut oder schlecht sein, von dem Meßias an, bis auf den Moses in Midian. Bei einigen kommen noch besondere Umstände hinzu, weßwegen ich sie gar nicht billigen kan. Ich habe eine solche Schrift in poetischer

Prose

Prose gelesen, die aber zu allem Glück nicht sonderlich berühmt ist, darinnen Moses so abgebildet wird, daß man ihn eher für einen süßen Herrn, als für einen Boten Gottes halten solte. Er tändelt, er scherzet, er singet, er liebäugelt, er küsset, und es fehlet ihm, um ein völliger Stutzer zu sein, nichts mehr, als eine Dose und ein Gläsgen Lavendelwasser. Um die Zipora ist es Schade, daß sie keinen Fächer hat; außerdem verstehet sie die Manieren eines galanten Frauenzimmers vollkommen. Kurz dieses ganze Heldengedicht ist mehr komisch als ernsthaft. Ich sage nichts von dem Schaden, den eine solche unzeitige Geburt des poetischen Witzes anrichten kan; meine Gedanken würden ziemlich theologisch werden, und ich würde mich dadurch der Verachtung und den Spöttereien aller meiner galanten Leser aussetzen.

7.

Viele Gelehrte wandern eben so durch die Bücher, wie ein reisender Schneidergesell durch Städte und Länder. Dieser bekümmert sich wenig um das wahre Merkwürdige eines Ortes; seine ganze Wißbegierde schränkt sich auf die Känntniß der sogenannten Wahrzeichen ein. Ich kenne viele Gelehrte, die die Wahrzeichen aller möglichen Bücher wissen, d. i. wenn, wo und wie vielmal sie aufgelegt

get worden, wer ihr Verfasser sei, wie stark sie sind, und — weiter nichts.

8.

Die Projektmacher werden insgemein lächerlich. Einigen thut man unrecht. Der gute Abt von St. Pierre war eben so närrisch nicht. Aber die meisten verdienen es, daß man sie auszischet. Tenzel, ein Dokter der Rechte in Erfurt lies ein Projekt drucken, welches er allen gekrönten Häuptern auf das beste empfahl und dadurch er der Republik eine große Ausgabe ersparen wolte. Die grossen Uhren kosten viel Geld; gleichwohl muß das Publicum doch wissen, welche Zeit es ist; man wundere sich also nicht, daß die Menschenliebe des Dokter Tenzels auf ein Mittel gedacht hat, die Stunden ohne Uhr anzuzeigen. Seine wichtige Eroberung — ich nenne sein Projekt eben so, wie Baile die vorher bestimmte Harmonie — seine Eroberung ist diese: Man soll zwölf große Kugeln von verschiedener Farbe verfertigen und jeder Farbe die Bedeutung einer gewissen Stunde geben. Ein Wächter, den das Publicum ernähret, muß nun nach einer Sanduhr alle Stunden diejenige Kugel, die die Reihe trift, aus einem Fenster des Thurms, heraushängen, da denn nöthig sein wird, zur Nachtzeit den Thurm zu erleuchten, damit man

die

die Kugeln ſehen kan. Das war ein Proſekt vom erſten April — riſum teneatis;

9.

In einer alten Handſchrift finde ich folgende merkwürdige Worte: Monopolium eruditum adfectat, qui ſolum ſe ſapere et cor habere, reliquos omnes dignos, qui Anticyras nauigent, reputat, qui in eodem, quo ipſe, verſantur campo, his inuidet, qui alio, hos contemnit. So ſchädlich die Monopolien in den bürgerlichen Staaten ſind, eben ſo vieles Unheil verurſachen ſie auch in der gelehrten Republik, welches ich in einem großen Werke de monopolio erudito et pedantico künftig erweiſen will. Ich nehme aber das Wort Monopolium hier weitläuftig und begreife vieles darunter, was man auch zu der Pedanterie, zur Charlatanerie, oder zur eruditione arlequinizante rechnen könte.

Hierher gehören alſo diejenigen, die ihre Lieblingswiſſenſchaft überall anbringen wollen und dieſelbe für den Grund aller Gelehrſamkeit halten. Ein Mathematiker will alles berechnen und ausmeſſen; die Weltweiſen glauben nichts, was ſie nicht aus den Begriffen der Dinge, wie fern ſie Dinge ſind, herauswickeln können, ein Theolog ſuchet alle Gelehrſamkeit in der Bibel und einige andere wiſſen von keiner Weisheit, die Cicero

nicht

nicht gelehret, Da Lipſius eine Schrift vom Kreutze unter der Feder hatte, ſahe er überall Kreutze. Acoluth, der große Morgenländer fand arabiſche Buchſtaben auf den Flügeln der Heuſchreken. Herrmann von der Hardt erblikte ſeinen Moſes in allen heidniſchen Poeten und Sievers, eines Kantors Sohn las Noten auf Steinen.

Der gelehrte Brodneid findet hier auch ſeinen Plaz. Entweder dieſer, oder der Ehrgeiz iſt die Hauptleidenſchaft gewiſſer Leute, die in derjenigen Wiſſenſchaft, die ſie beſonders bebauen, keinen andern neben, oder über ſich leiden wollen. Ein ſolches Monopolium maßte ſich Ludewig im Lehnrechte an, Wolf in der Philoſophie, G * * in der Dichtkunſt und mein guter Freund Peter Burmann, der zweete in der Kritik.

Unter die gelehrten Monopoliſten rechne ich auch diejenigen, die ihre ganze Weisheit für ſich allein behalten wollen und glauben:

Si ſciat hoc alter, ſcire tuum nihil eſt.

Seine Macedoniſche Majeſtät, Alexander der Große und die gnädige Frau, Louiſe von Padille werden es mir verzeihen, daß ich ihnen hier eine Stelle anweiſe. Jener tadelte den Stagiriten und dieſe den Gracian, daß ſie ihre Gelehrſamkeit nicht ihnen allein aufbehalten, ſondern in Bücher verfaſſet und der ganzen Welt gelehret hätten.

Von der Polyhiſtorie, von den gelehrten Kriegen, von der Feindſchaft zwiſchen den Philoſophen und Kunſtrichtern, von den wurmſamiſchen Torrys und obotritiſchen Whigs, von den Streitigkeiten zwiſchen den ſcholaſtiſchen, mathematiſchen und galanten Weltweiſen, von der angemaßten Orthodoxie, von den Ketzerfabricken — von allen dieſen Dingen werde ich in meiner Schrift de monopolio erudito ausführlicher handeln.

10.

Die Natur der unvernünftigen Thiere hat ſich vielleicht ſeit ihrer Schöpfung noch nicht merklich geändert; die Geſchichte giebt uns keinen Grund zu glauben, daß die Eſel des Bileams und des Sancho Panſa ein anderes Temperament gehabt, als die laſtbaren Thiere unſers Jahrhunderts. Ein Vieharzt kuriret noch immer nach eben den Regeln, die ſein Ur Urgroßvater bewährt gefunden und er kuriret glücklich. Bei den Menſchen verhält ſich die Sache ganz anders. Die Arznei-Mittel, mit denen ein Paracelſus, Baſilius Valentinus, ja ſo gar neuere Aerzte, Wedel, Kunkel und andere Wunder gethan, helfen heutzutage wenig, oder nichts mehr und unſere Natur ändert ſich, wie unſere Lebensart. Eine Kuh des achtzehenden Jahrhunderts friſſet noch immer dergleichen Gras, wie ihre Vorfahren — wir aber, die wir klüger

ſind,

ſind, erfinden täglich neue Speiſen, oder neue Arten, ſie zuzurichten. Dadurch ändern wir die ganze Miſchung unſerer Säfte; dieſes hat einen Einflus bis auf den Urſtoff der Kinder, die wir zeugen und wenn es wahr iſt, daß Seele und Leib in einer genauen und thätigen Verbindung ſtehen; ſo kan man den allgemeinen Saz behaupten, daß ſich die ganze menſchliche Natur von Zeit zu Zeit verändert und daß wir eine ganz andere Quiddität haben, als unſere Vorfahren.

II.

Die Philoſophen zanken ſich zum Beſten der Welt, ob in derſelben etwas Leeres vorhanden ſei. Einige leugnen es deswegen, weil die Welt, wie ſie glauben, voller Narren iſt. Perſius lehret uns eine ganz andere Wahrheit: 'O quàntum eſt in rebus inane! wo man hinſchauet, erblicket man das groſſe Leere — überall ein Tohu Vabohu. Wie leer ſind nicht unſere Unterhaltungen, ſo ſehr man ſie auch auszufüllen ſuchet. Man redet vom Wetter, von den ſchlimmen Zeiten, von der Theurung, von den Moden, man läſtert Freunde und Feinde und wenn das alles nicht zureichen will, ſo ſpielet man Lombre, oder trinket aufs Wohl des Vaterlandes tapfer herum. Ich glaube nicht, daß dieſe Dinge zulänglich ſind, das Leere zu füllen. Wie leer ſind nicht die heutigen Köpfe, ſelbſt die phi-

losophischen nicht ausgenommen — Beweis: die Höle des Kopfes soll mit Gehirn erfüllet sein; das Gehirn bestehet aus Monaden; Monaden sind nirgends; was nirgends ist, ist nichts: die Köpfe sind also mit nichts erfüllet, d. i. sie sind leer. Q. E. D. Wie leer sind nicht die Bücher, die heut zu Tage zum Vorschein kommen! Wie leer die Mägen soviele: Schriftsteller! Von dem Leeren in der Liebe, in der Ehre, in den Reichthümern, in den Luxus und in der Mode will ich gar nicht reden.

12.

O imitatores seruum pecus! So nöthig allen Dichtern die Nachahmung ist, so lächerlich machen sie sich öfters, wenn sie es in der Wahl des Urbildes, oder in der Art der Nachahmung versehen, sie mögen sich nun die Natur selbst, oder einen andern Poeten zum Original vorstellen. Bald betrachten sie die Natur von der unrechten Seite, oder sind bei Kleinigkeiten allzusorgfältig.

„Wer immer mahlt und mahlt und jeden Mücken-
Fus
„In ein Gemählde bringt, mahlt uns zum Ueber-
druck.

Ut.

Bald suchen sie sich Originale aus, die sie nie erreichen können, weil ihr Genie entweder die Stärke, oder die Biegsamkeit nicht hat, die

darzu

darzu erfordert wird. Der ſchlechteſte Meiſterſänger will ein Klopſtock und der elendeſte Aeſop ein Gellert ſein. Bald aber fehlen ſie in der Art der Nachahmung; ſie hängen an den Worten und bekümmern ſich weiter um nichts. Ich kenne einen gewiſſen Poeten, der den Milton, Pope, Klopſtock, Duſch, Zachariä, Wieland und andere hohe Dichter geleſen und aus ihren Werken alle Griechiſche, oder neudeutſche Wörter geſammlet und aufgeſchrieben hat, die er hernach, wenn er ſelbſt etwas ſchreibet, nach der Reihe anzubringen ſuchet. Eine männliche Nachahmung!

13.

Die Ana ſind der eigentliche Ort wo man freimüthig reden und der ganzen Welt ſeinen Charakter entdecken kan. Ich darf es alſo meinen Leſern ohne Komplimente ſagen, daß ich ein Poet bin. Daraus folget durch einen ſchönen Schlus in Barbara, daß ich eine Muſe haben muß und von dieſer will ich hier einige beſondere Umſtände erzählen, um dadurch ihr Andenken in der gelehrten Welt zu verewigen. Schon in meinen jungen Jahren ſpürte ich einen innerlichen Beruf, ein Dichter zu werden. Ich las ſoviel poetiſche Werke, als ich nur bekommen konte, um mir daraus einen Begrif von den nothwendigen Eigenſchaften eines Dichters zu machen. Nach vielen Leſen und Nachdenken ſahe ich ein, daß

man schlechterdings müsse eine Muse haben, um ein Poet zu sein. Was aber eine Muse eigentlich für ein Geschöpf sei und wie man zu der Ehre ihrer Bekanntschaft gelangen könne, das war mir noch verborgen. So viel muthmaßte ich endlich wohl, daß sie ein Frauenzimmer sein müßte; aber in ihren eigentlichen Charakter konte ich noch immer nicht klug werden. Wenn ich eine geistliche Ode, eine biblische Epopäe, oder Muffels Busgedanken las, so stellte ich mir die Muse des Dichters entweder wie eine alte Hexe mit rothen Augen, oder wie eine verjährte Betschwester vor, die in ihrer Jugend galant gewesen und im Alter Erscheinungen bekommen. Hatte ich einen anakreontischen, oder tändelnden Dichter vor mir, so kam mir seine Muse ohngefehr so vor, wie eine Dame von Fortun in den Kohlgärten zu Leipzig, oder wie eine junge Coquette von Stande. Die Muse des großen Christophs hielt ich für eine Frau im Zuchthause, die Fernambuk raspelt; und kurz so oft ich einen andern Dichter las, so oft bekam ich einen andern Begrif von der Muse. Endlich entdeckte mir ein alter Reimschmidt das ganze Geheimnis und ich erfuhr, daß die Muse nichts anders als ein Hirngespinst ist, das in dem Poetenkasten eines Meistersängers seine Würklichkeit erhält, so oft und so lange er singet. Nun war ich zufrieden;

ich

ich ſchuf mir Muſen, ſo oft und ſo viel ich wolte; ich war alſo ein Dichter und dies iſt die erſte Periode von der Geſchichte meiner Muſe.

14.

Die zwote Periode begreift alle meine poetiſchen Bemühungen in ſich, die ich zum Beſten meines Magens unternommen. Nachdem ich nämlich die Bekanntſchaft der Muſen erlanget, ſo war es mir leicht, ſo oft ich nur wolte, eine, oder mehrere derſelben aufzubieten. Ich wurde alſo gar bald ein berühmter Gelegenheitsdichter. Jeder Todesfall, jede Hochzeit und Kindtaufe, alle Geburts- und Namenstäge, Promotionen und andere Feierlichkeiten waren mir fruchtbringend. Da ich die Verdienſte der wuchernden Muſe nicht gerne vergeſſen wolte; ſo führte ich ein beſtändiges Regiſter von allen Gedichten, die ich verfertigte und von allen dankbaren Mäcenen. Damit man ſich einen Begrif von dieſer poetiſchen Chronik machen könne; ſo will ich zur Probe einige Artickel aus derſelben abſchreiben;

Im Jahr 1740. den 3ten Jänner ſtarb der Hochwohlgebohrne Herr Anton von Stuzbart, ein Junker großer Hofnung. Weil ſein Bruder der einzige Erbe ſeiner Güter war, ſo beorderte er mich,

in seinem Namen zu weinen. Ich hüllte also meine Muse in einen fürchterlichen Flor, daß sie aussahe, wie eine Leichenfrau und schickte sie an die Gruft des Seeligen. Nachdem sie eine Zeitlang sehr kläglich gethan, dem Tode einige Injurien gesaget, die hochwohlgebohrnen Gebeine etlichemal, aber vergebens, zurückgerufen, auch verstohlner weise einen Blick in die elysäischen Felder gewaget; so trocknete sie ihre Thränen ab und streuete Rosen auf das Grab. Wenn ich nur für jeden erhabenen Gedanken einen Kreuzer, für jedes miltonische Wort einen Albus und für jede Metapher ein halbes Kopfstück rechne; so wäre das Karmen unter Brüdern einen Louisdor werth. Dem ohngeachtet bekam ich nur einen harten Thaler — — die Undankbarkeit ist doch das größte Laster.

— — — d. 7ten Jäner führte ich meine Muse zur Hochzeit zu Herrn N. N. Vorher berauschte sie sich in Nektar, d. i. in einem guten alten Landweine, und aß Ambrosia, d. i. Hochzeitkuchen dazu. Da nun trunkene Leute immer mehr sehen, als nüchterne; so wars kein Wunder, daß meine versoffene Muse ganze Myriaden von Grazien um den

Schei-

Scheitel der Jungfer Braut herumtändeln und alle Tugenden ſich auf dem Toppee des Bräutigams verſammeln ſahe. Sie erzählte ihre Erſcheinungen in anmuthigen Reimen und es war ihre Schuld nicht, daß ihr niemand glauben wolte. Davor bekam ich 2 Rthlr. 12 gl. und ſo viel Proviant mit nach Hauſe, daß ich mich und meine ganze Familie acht Tage erhalten konte.

— — — d. 12ten Jänner verfertigte ich ein Karmen auf den Geburstag meines Vetters. Da ich noch von dem vorigen Gedichte zu eſſen hatte, und alſo gar nicht hungrig war; ſo iſt dieſe Arbeit eben ſo ſonderlich nicht gerathen. Ich bekam aber auch nur einen Thaler für meine Mühe. Leicht Geld, leichte Waare.

— — — d. 16ten Jänner ſang meine Muſe ein Lied auf die N. und N. Eheverbindung. Das iſt ein Meiſterſtück. Der Olymp iſt ſechsmahl angebracht; die Seraphe, Grazien, Amors, Nymphen, Dryaden, Hamadryaden, den Aether und dergleichen will ich gar nicht rechnen. Meine Mühe iſt mir ſchlecht belohnet worden. Zwei Thaler, die ich bekam, ſind vor die ſechs Olympe noch zu wenig.

Das mag zur Probe genug sein und soweit gehet die zwote Periode meiner Musen Geschichte. Die dritte ist zu traurig für mich, als daß ich sie weitläuftig erzählen könte. Meine Muse wurde endlich alt und singens satt, mein Pegasus steif und — explicit.

15.

Die Orthodoxie ist, wie das Glück, bald auf dieser, bald auf jener Seite. Vor vierzig Jahren war sie wider die beste Welt und jezt ist sie an vielen Orten im höchsten Grade Wolfianisch. Diejenigen, deren Lehren vor einiger Zeit noch ketzerisch waren, sind jezt so orthodox, als man nur sein kan, und, um gleiches mit gleichem zu vergelten, verketzern sie andere, die nach zwanzig Jahren orthodoxer sein werden, als sie.

16.

Man könte eine schöne medicinische Abhandlung von den Modekrankheiten des achzehendten Jahrhunderts schreiben. Die Schreib- und Autorsucht, die Titelseuche, die poetische Wuth, die Demonstrirsucht, das Elektrisirfieber, die galanten Krankheiten, die Vapeurs, die Hypochondrie und andere Pestilenzen würden darinnen ihre Stellen finden. Ich will nur von den beiden lezten etwas sagen. Die Hypochondrie ist ein

Zustand

Zuſtand, wo man nicht krank iſt, aber um gelehrt zu ſcheinen, andere bereden will, man wäre krank und es endlich auch wohl ſelbſt glaubet, wie es mit allen Lügen gehet, die man zu oft wiederholet. Die Vapeurs entſtehen aus einer Gährung der gallichten Säfte, die durch eine neue Mode verurſachet wird, welche man nicht mitmachen kan. Doch hat man zuweilen auch Vapeurs, blos um welche zu haben.

17.

Ich habe einmahl angefangen, ein komiſches Trauerſpiel zu verfertigen, unter dem Titel: der Tod Adelgundens. Die Materie iſt reich und intereſſant. Adelgunde ſtarb, wie bekandt iſt, an einer heftigen Colique, die ſie anwandelte, da ſie eben ein wurmſamiſches Gedichte las. Der alte Chriſtoph, Adelgunde, ein Magiſter, Breitkopf, ein Kaufmannsdiener, ein Laquei und eine Zofe würden die Perſonen des Schauſpiels ſein. Ich habe das Projekt aufgegeben, vielleicht führet es jemand anders aus, der mehrere Gaben hat, als ich.

18.

Da ich eben weiter ſchreiben will, erhalte ich die Göttingiſche gelehrte Zeitung. Ein ängſtliches Zittern überfällt mich, da ich das harte Urtheil leſe, das die Verfaſſer derſelben von ihrem kritiſchen Richterſtuhle über

meinen

meinen armen Mitbruder in der Satyre, den Autor der ſatyriſchen und ſittlichen Schilderungen, den erbärmenswürdigen Wolfram gefället haben. Eine geheime Ahndung prophezeiet mir, daß es mir nicht beſſer ergehen wird und — welch ein Unglück für mich! Meine Schriften würden Makulatur werden; ich würde keinen Verleger mehr finden, und wie wolte ich alsdenn Frau und Kinder ernähren? Graben mag ich nicht, ſo ſchäme ich mich zu betteln. Doch vielleicht finde ich noch Gnade — Ich bitte Sie, meine Herren, ich beſchwöre Sie, bei der Aſche eines groſſen Philippi, wenn Sie auch mit mir kein Mitleiden haben wollen, erbarmen Sie ſich doch wenigſtens über meine unſchuldigen Kinder! Die armen Würmer — was können die darzu, daß ich ein elender Autor bin? Erbarmen Sie ſich! Hören Sie? Allmählig verſchwindet meine Furcht und hofnungsvoll fahre ich fort zu ſchreiben.

19.

Schon ſeit vielen Jahren arbeite ich an einem wichtigen Werke von der Taktik der Liebe. Ich begnüge mich, hier nur den Innhalt deſſelben kürzlich zu erzählen.

Erſtes Kapitel von der Kriegsankündigung.

Zweites Kapitel von der Eröfnung des Feldzuges.
Drittes Kapitel vom Arsenal der Liebe.
Viertes Kapitel von dem Kriege im freien Felde.
Fünftes Kapitel von den Kriegeliſten.
Sechſtes Kapitel von Spionen.
Siebendtes Kapitel wie man den Feind beſtechen ſoll.
Achtes Kapitel von wichtigen Siegen, die durch einen Schlag mit dem Fächer erhalten worden.
Neundtes Kapitel von kleinen Scharmützeln.
Zehendtes Kapitel wie man dem Feinde in die Flanquen fallen ſoll.
Eilftes Kapitel von den leichten Truppen und verliebten Freibeutern.
Zwölftes Kapitel von kleinen Streifereien.
Dreizehendtes Kapitel, wiefern ein Frauenzimmer eine Feſtung iſt.
Vierzehendtes Kapitel von den Auſſenwerken und dem bedeckten Wege.
Funfzehendtes Kapitel von der Eroberung mit Sturm.
Sechzehendtes Kapitel von der Eroberung mit Accord und vom Chamade Schlagen.

Siebzehendtes Kapitel von Kantonirungs- und Winterquartieren.
Achzehendtes Kapitel von ewigen Friedensschlüssen.
Neunzehendtes und lezres Kapiel, worinnen alles mit historischen Beispielen erläutert wird.

20.

Das Gericht der Verstockung bei elenden Skribenten ist die höchste Stufe der Thorheit, deren ein Mensch fähig ist. Ein schlechter Autor kan deswegen noch immer ein ehrlicher, auch gewisser massen ein verständiger Mann sein, wenn er sich nur seine Fehler sagen lässet, sie erkennet, bereuet und sich bessert. Aber wenn ein elender Schriftsteller noch vortheilhafte Begriffe von seiner Größe hat, wenn er sich über allen Tadel erheben will und sich wohl gar mit den vortreflichsten Geistern aller Jahrhunderte vergleichet, wenn er glaubet, ein würdiger Gegenstand des Neides zu sein und nirgends will geirret haben; so ist er entweder ein Narr im groben Verstande, oder der boshafteste Mensch von der Welt. Diesen Zustand nenne ich das Gericht der Verstockung. Philippi wäre gewiß nicht so lächerlich worden, wenn er nicht im höchsten Grade verstockt gewesen wäre. Man wies ihm seine Kleinigkeit und Wenigkeit auf eine beissende

Art

Art — umſonſt; er wolte noch immer Recht übrig haben, Cicero war in ſeinen Augen ein Duns und die Welt närriſch, daß ſie es nicht einſehen wolte. Aber ſiehe da! der arme Briontes wurde mit aller ſeiner männlichen und heroiſchen Beredſamkeit ausgeziſchet. So erleuchtet unſere Zeiten ſind, ſo haben ſie doch noch immer ihre Philippi.

21.

H * * will eine lateiniſche Stadt an der böhmiſchen Gränze bauen und gedenket durch dieſe Stiftung großen Nutzen zu ſchaffen. Ich werde bei dem grosbrittanniſchen Parlamente um einen Strich Landes in Penſilvanien und um die nöthigen Privilegien anhalten, eine Narrenplantage aufzurichten. Wir wollen ſehen, wer den meiſten Zulauf haben wird, H * *, oder ich.

22.

Ein Pfarr im Baierlande erzählte in einer Predigt vom jüngſten Tage ſeinen Zuhörern eine newe erſchröckliche Hiſtoriam, die ſich in dieſer lezten betrübten Zeit zugetragen, ſo wie er ſie auf einem Markte von einem herumirrenden Meiſterſänger hatte ausſchreien hören. Da er fertig war, ſezte er hinzu: Meine Lieben! werdet ihr mich fragen, ob dieſe Geſchichte wahr ſei; ſo antworte ich: ſie

ſie muß doch wohl wahr ſein; denn ſie iſt ja gedruckt. Aber ſie mag wahr ſein, oder nicht; ſo iſt ſie doch ein Zeichen vor dem lieben jüngſten Tage.

23.

In einem alten Buche finde ich einige artige Vorſchläge zur Vermehrung der königlichen Einkünfte in Frankreich, die ich allen Liebhabern des Kameralweſens vorlegen will: (*)

1) Es ſoll eine gewiſſe Acciſe auf alle neue Lieder und Arien geleget werden, die jeder bezahlen muß, wer ſie ſingen will.

2) Jeder Ehemann ſoll die Hörner, die ihm auf dem Kopfe von ſich ſelbſt, wie die Nägel an den Fingern, hervor wachſen, mit zwei Schillingen veracciſen, damit er ſolche mit Ehren tragen kan. Weil aber mancher ſeine Hörner verbergen würde, ſo mus man dieſen Accis der Kleriſei, beſonders den Jeſuiten verpachten, welche durch das Geſtändnis der Weiber im Beichtſtuhle leicht hinter ſolche Geheimniſſe kommen können.

3) Jedermann ſoll einen leiblichen Eid ſchwören, daß die Kinder, ſo ihm die Frau

(*) Cf. die klugen Staats Phantaſien.

Frau gebohren, sein eigen sind; oder er muß einen Sohn mit zween Thalern und eine Tochter mit einem Thaler versteuern. Da nun keiner so leichtfertig sein und das Gewissen ohne Noth mit einem falschen Eide beladen wird; so ist kein Zweifel, daß alle diesen Kinderzoll willig entrichten werden.

4) Ein jeder Bischof, Abt, Domherr, oder anderer Pfasse soll die Schürze seiner Köchin von einem darzu verordneten geschwornen Manne stempeln lassen, damit man siehet, daß sie eine ehrliche Haushälterin ist, deren Keuschheit durch ein königliches Zeugnis bestätiget worden.

5) Es soll über den Kopfpuz der Frauenzimmer ein besonderer Maasstab aufgerichtet werden, so, daß wenn eine Dame auf ihrer Stirn ein paar Stockwerke höher bauen will, als das Maas mit sich

bringet, sie vor jeden Zoll einen Louisdor erlegen mus.

6) Ein jeder Schneider soll alle gestohlne Knöpfe, Seide, Tressen, Lappen und andere ehrliche Accidentien durch ein enges Loch in eine verschlossene Bank stecken, dieselbe monatlich durch einen königlichen Kommißär eröfnen lassen und den vierdten Theil von seiner Beute in die königliche Kammer liefern.

7) Die Advokaten der königlichen Parlamenter sollen bei Abwartung eines jeden Termins sich von einem privilegirten Pachtarzte eine besondere Panacee wider die Gewissensbisse erkaufen, damit ihnen ihr Gewissen bei ihren praktischen Bemühungen nicht hinderlich seyn möge, wie denn die zeitliche Nahrung durch nichts

so

ſo groſſen Schaden leidet, als wenn man ſich zu viele Skrupel machet.

8) Ein jeder Kaufmann, der zuweilen zu beſſerer Vertreibung ſeines verdorbenen Verlags einen kleinen Schwur, der doch nicht von Herzen, ſondern nur in des Käufers Geldbeutel gehet, mit untermiſchen und die untüchtigen Waaren mit dergleichen chriſtlichen Komplimenten feil bieten will, der ſoll bei dem Erzbiſchoffe zu Paris für einige Dukaten einen vollkommenen Ablas auf alle vergangene und künftige Meineide erhalten, welches in Anſehung des hieraus entſtehenden Vortheils etwas geringes iſt.

9) Weil beinahe eben ſoviel rothe und weiſe Schminke an die Geſichter der Damen, als Wagentheer an die Karoſſen,

verſchmieret wird; ſo ſoll man auf jedes Loth Talköl, oder andere dergleichen herrliche Sachen eine hohe Acciſe legen, da denn diejenigen, welche ſich bisher durch ſolche ſchmutzige Mittel bei ihrer Schönheit erhalten, lieber den Beutel eröfnen, als mit einer nicht gar zu ſaubern Edition des Angeſichts in der galanten Welt erſcheinen werden — bis hierher der Autor.

24.

Perituræ parcite chartæ!
Juuenalis.

ENDE
der Skriblerianen.

Dreifacher Anhang.

Ohe! iam ſatis' eſt.

Erſter Anhang.

Demüthiges
Bittſchreiben
an
die Herrn Journaliſten.

Parce!
Parce! precor.

Allmächtige Herren!

Wundern Sie ſich nicht, daß ich Ihnen einen Titel beilege, der ein wenig übertrieben ſcheinet! Im Guten kan man nie zu viel thun, und ich, als ein armer neugebackner Autor, habe ohnedem das Recht, mich aller derjenigen Mittel zu bedienen, wodurch ich Perſonen, von denen mein ganzes Glück abhänget, auf meine Seite bringen kan. Ich beurtheile die Leidenſchaften anderer nach den meinigen. Vorgeſtern bat mich ein abgedankter Soldat um eine Reuterzehrung; ich war ſchon veſt entſchloſſen, ihn abzuweiſen; aber der Kerl war liſtig genug, mich auf meiner ſchwachen Seite anzugreifen, — Gnädiger, geſtrenger Herr! ſagte er,

erbarmen sie sich! Wer wollte da nicht gütig sein? Geschwind fühlte ich in die Tasche und gab ihm alles, was ich hatte — Vielleicht, meine Herren! ist das auch Ihre schwache Seite. Vielleicht habe ich Sie dadurch schon zu meinem Vortheil eingenommen, daß ich Ihnen einen Titel gegeben, den Sie nach Ihrer weltbekannten Demuth etwa verbitten möchten. Ich hoffe, Sie werden mir diese kleine Kriegslist verzeihen. Ueberdieß habe ich auch das gröste Recht, Sie allmächtig zu nennen, worinnen mir alle meine Mitbrüder, die schon die Schwere Ihres Zorns, oder die herrlichen Früchte Ihrer Wohlgewogenheit empfunden haben, beistimmen werden. Haben die Völker der vorigen Welt ihre Obrigkeiten für Götter angesehen, warum sollen wir Sie, meine Herren! nicht allmächtig nennen? Sie sind die Könige und Oberhäupter der gelehrten Republik; Sie haben das Glück aller Schriftsteller in ihren Händen; Sie erheben und stürzen wieder, nachdem es Ihnen beliebt. Allmacht genug! wenigstens

können

können ſie doch machen, daß ein Buch abgehet, oder Makulatur wird, wie Sie es vor gut befinden. Und das iſt ſchon viel. Ich bekümmere mich wenig darum, ob ich gelobet, oder getadelt werde — wenn nur mein Buch gekaufet und mein Verleger dadurch angefriſchet wird, mich ferner in ſeinem Solde zu behalten — Das iſt das Hauptwerk. In dieſer Abſicht nehme ich meine Zuflucht zu Ihnen, allmächtige Herren! und flehe Sie demüthigſt an, mir Ihre Gunſt nicht zu verſagen. Aber wie ſoll ich mich derſelben würdig machen? Ein guter Freund, der das gelehrte Kammerweſen aus dem Grunde verſtehet, hat mir gerathen, Sie zu beſtechen. Da ich ihm mein Unvermögen vorſtellte, ſagte er, ich müſte nicht eben Geld haben, um Sie auf meine Seite zu bringen, eine tüchtige Lügen wäre eben ſo gut — ich ſolte nur eine Lobſchrift auf die Journale und ihre Verfaſſer machen; ſo wäre mir ſchon geholfen. Ich werde mir dieſen guten Rath nach meiner Wenigkeit zu Nutze machen: weil aber zu einer wohlaus-

ſonne-

gesonnenen Lügen einige Zeit gehöret; so bin ich jezt noch nicht im Stande, Ihnen allmächtige Herren! mit meiner geringen Lobrede aufzuwarten. Ich versichere Ihnen aber auf das heiligste, daß dieselbe auf künftige Messe gewiß zum Vorschein kommen soll, indem ich würklich schon einen guten Anfang darzu gemachet habe. Ich werde darinnen den Nutzen der Journale herausstreichen, und unter andern anführen, wie man durch sie in den Stand gesetzet wird, von allen möglichen Büchern zu urtheilen, ohne sie gelesen zu haben. Ich werde ihre Nothwendigkeit in der besten Welt von voru und von hinten darthun, und hierauf den besondern Tugenden ihrer Verfasser, ihrer Wahrheitsliebe, ihrer Unpartheilichkeit, ihrer Höflichkeit und ihren Einsichten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wobei mir die topischen Fächer, die Prädikamente und das

Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

trefliche Dienste leisten werden.

His præmiſſis, ſenke ich den Bleiwurf meiner unterthänigſten Bitte, damit ich recht erhaben rede, in den Abgrund ihrer Wohlgewogenheit hinein.

So unverſchämt bin nicht, daß ich Sie ohne Bedingung bitten ſolte, mein Buch zu loben. Es kan ſein, daß es das ſchlimmſte unter allen möglichen Büchern dieſer Art iſt, und in dieſem Falle würden Sie ſich ſelbſt beſchimpfen, wenn Sie es der ganzen gelehrten Welt als ein Meiſterſtück anpreiſen wolten. Ich erſuche Sie nur, zu machen, daß mein Buch abgehet, und zu dem Ende thue ich Ihnen folgenden Vorſchlag.

Sie, allmächtige Herren! können auf eine doppelte Art durch Ihren kritiſchen Machtſpruch einer Schrift Käufer verſchaffen. Sie loben dieſelbe entweder auf eine ausſchweifende Art, oder Sie treiben Ihren Tadel aufs Höchſte und bis zur Verketzerung. In beeden Fällen wird man neugierig, die Schrift ſelbſt zu leſen; ſie wird gekauft, und alsdenn kan es dem Verleger, vielleicht

auch dem Autor, wenn er ein Brod-Autor ist, gleich viel gelten, ob sie gut, oder schlecht ist. Hingegen können Sie auch durch eine mittelmäßige Recension alles verderben. Die Welt liebt das Uebertriebene, und ein Autor ist unglücklich, von dessen Buche Sie das Urtheil fällen, „daß es zwar nichts be„sonderes enthalte, aber doch auch nicht un„ter die elenden Schriften gehöre, daß der „Verfasser sich nie vom Mittelmäßigen ent„fernet, und daß man seine Sächelgen noch „zur Noth lesen könne, ohne zu gähnen.„ Ein solches Buch wird noch lange nicht so viel Käufer finden, als ein anderes, welches in allen Journalen auf das erbärmlichste gemißhandelt wird.

Diese Gedanken sind der Grund, warum ich Ihnen, allmächtige Herren! einen Vorschlag thue, der abentheuerlich scheinet. Es geschiehet öfters, daß Sie einem Autor, der mir Ihnen in guten Vernehmen stehet, erlauben, seine Schrift selbst zu recensiren. Ich hoffe, mir durch die Lobrede, die ich

ans Licht ſtellen werde, Verdienſte genug zu erwerben, um eben dieſes Vorrecht zu genieſſen. Wofern ich ein wenig mehr autormäßige Unverſchämtheit beſäße, ſo würde ich dieſes als ein Recht fordern, Ihnen die Formul meines eigenen Urtheils vorlegen, und unter Androhung meines papiernen Donners verbieten, das geringſte darinnen zu ändern, oder wegzulaſſen, welche Nothzüchtigung ſchon viele meiner Vorgänger glücklich ausgeübet haben. Da dieſes aber meine natürliche Blödigkeit nicht zulaſſen will, ſo gehe ich lieber die Mittelſtraße, und entwerfe Ihnen, um Ihre Wahl nicht völlig einzuſchränken, eine dreifache Recenſion meiner Schrift. Die erſten beiden ſind übertrieben, die eine gut und die andere ſchlecht. Die lezte aber iſt mittelmäßig.

Und nun erſcheine ich in der demüthigen Stellung eines Supplikanten, und flehe Sie, allmächtige Herren! auf das erbärmlichſte an, mich glücklich zu machen, und meine Schrift entweder recht zu loben, oder recht

zu schimpfen. Das ist mir alles einerlei; in beeden Fällen wird sie Käufer finden, und so habe ich meinen Endzweck erreichet. Aber es könte sein, daß Ihnen mein Buch weder so vortreflich, noch so elend zu sein schiene, wie ich es in den Beilagen *A* und *B* abgebildet habe; Sie werden es für mittelmäßig halten, und es so beurtheilen, wie in der Beilage *C* geschehen ist — O! meine Herren! ich bitte Sie, machen Sie mich nicht unglücklich! lieber will ich der elendeste Schmierer, als ein mittelmäßiger Autor sein. Verläugnen Sie in Ansehung meiner die Aufrichtigkeit, die Ihnen sonst so eigen ist! Betrachten Sie meine Umstände, die ich Ihnen schon an einem andern Orte geschildert habe — Ich verlasse mich auf Ihre weltbekandte Menschenliebe und bin in aller Demuth

Allmächtige Herren

Ew. Allmachten

unterthäniger Autor.

Beyla-

Beilagen.

A.

Dieſe Schrift gehöret unter diejenigen, die unſerem Jahrhunderte Ehre machen. Wir haben in Deutſchland nur wenige Köpfe, die zur Satyre gebohren ſind; Liſcow, Rabener, Klotz und einige andere haben in dieſem Felde etwas geleiſtet; aber unſer Autor übertrift ſie alle und ſich ſelbſt. Endlich haben auch wir einen ſatyriſchen Schriftſteller bekommen, den wir dem Cervantes der Spanier, dem Boileau der Franzoſen, dem Schwift der Engelländer, ja ſelbſt einem Horaz, Juvenal und Petronius entgegenſetzen können. Wir wollen nichts zur Probe aus dieſen Schriften anführen, damit wir unſere Leſer recht lüſtern machen. Es iſt Schade, daß ſich der Herr Verfaſſer derſelben nicht genennet hat; man hat uns aber verſichert, daß er ein vornehmer und ſchon aus anderen wichtigen Werken hochberühmter Mann ſei.

Auch weis man von guter Hand, daß zur Ehre Deutschlands schon an verschiedenen Uebersetzungen dieses Buches gearbeitet wird. Zu London bereitet man eine Englische, zu Paris eine Französische, zu Amsterdam eine Holländische, in Madrit eine Spanische, in Rom eine Italiänische, in Stockholm eine Schwedische, zu Koppenhagen eine Dänische, in Warschau eine Polnische, in Presburg eine Ungarische, zu Konstantinopel eine Türkische und in Batavia eine Hottentottische. Uebrigens wünschen wir dem vortreflichen Herrn Verfasser, zu Fortsetzung dieser Arbeit, Muse und Gesundheit.

B.

Wir führen dieſe Skarteque blos deswegen an, damit ſich jedermann vor derſelben hüten, und ſie, als ein Ungeheuer,

cane peius et angue

fliehen möge. Sie gehöret unter diejenigen Misgeburten einer verruchten Denkungsart, deren Urheber werth wären, an den Pranger geſtellet und des Landes verwieſen, oder lieber gar verbrandt zu werden. Sie iſt eine Sammlung von den allerſchändlichſten Pasquillen, die jemahls zum Vorſchein gekommen und ihr Verfaſſer muß nothwendig der gröſte Atheiſte und Freigeiſt ſein. Die vortreflichſten Gelehrten unſers Jahrhunderts werden von ihm auf das ärgſte gemißhandelt, die frömmeſten Perſonen verſpottet, und die herrlichſten Lehren der Weltweiſen und Theologen lächerlich gemacht. Er ſpeiet ſeinen Geifer auf eine heilloſe Art wieder die geoffenbahrte Religion aus, welche er eine Don-

Quichottische nennet und hin und wieder streuet er das Gift seiner atheistischen Grundsätze mit ein, da er z. E. behauptet, die Erbsünde wäre das Wesen des Menschen, die Führung Gottes ein Wortspiel u. s. w. Mit dergleichen atheistischen, spinozistischen, freigeisterischen, socinianischen, arrianischen, dippelianischen, beverlandischen, epikurischen, steischen, fatalistischen, blasphemischen und satanischen Meinungen ist das ganze Buch erfüllet. Die Diener des göttlichen Wortes, diese ehrwürdigen Männer, deren Fehler, wofern sie anders welche haben, man billig verdecken solte, sind am meisten der Gegenstand seines verdammten Witzes. Alle, die sich um den Schaden Josephs bekümmern, solten sich billig bemühen, eine so ärgerliche Schrift zu unterdrücken, wie sie denn auch, dem Vernehmen nach, schon an einigen Orten confiscirt worden. Der Verfasser soll, wie einige glauben, sich in Holland aufhalten, oder, wie andere sagen, Burgermeister in F ** sein. Wir wünschen, daß er seine Sünden erkennen und bereuen möge, welches aber von einem

nem so boshaften Menschen schwerlich zu hoffen ist.

* * * * * * * * * * * * * * * *

C.

Von dieser Schrift ist nicht viel zu sagen. Der Verfasser derselben ist vielleicht mehr ein Satyrikus durch die Kunst, als von Natur. Einige seiner Erfindungen, die gut sind, hat er anderen abgeborget; diejenigen, die in seinem eigenen Gehirnlein ihre Würklichkeit erhalten haben, sind mittelmäßig, frostig, oder schlecht, wie man sie nennen will. Die Ausführung ist eben nicht besser. Er ahmet stark nach und zuweilen sehr handgreiflich. Kurz, wir glauben, wenn kein Schwift und kein Rabener wäre, so würde auch dieser Autor ein Unding sein.

Uebrigens lassen sich seine Sachen noch zur Noth lesen — nur nicht zweimahl. Er soll, wie man sagt, ein Kandidat des heiligen Pre-

digtamts ſein, der ſehnlich auf eine Beförderung hoffet und, da ihm die Zeit zu lang werden will, den verzweifelten Entſchluß gefaſſet, ein Autor zu werden. Wir wünſchen ihm bald einen guten Dienſt, damit er aufhöre, zu ſchreiben.

Zweeter Anhang.

Register der Schriftsteller,

deren man sich

bei Verfertigung dieses Buches

bedienet hat.

Ars, sine qua si forte fuisset,
Pessum cum Musis isset Apollo suis.

INDEX AVCTORVM.

A.

Abarbanel
Abælardus
Acta Eruditorum
Aelianus
Aepinus
Agricola
Alberti
Albertus M.
Alcoranus
Alſtedius
Ammonius
Aneponymus
Anonymi quidam
Aphrodiſæus
Apuleius
Ariſtoteles
Arniſæus
Arriaga
Athenæus
Averroes
Auguſtinus
Avicenna
Auſonius

B.

Barlæus
Bartholinus
Becanus
Bechmannus
Bellarminus
Bernoulli
Beuerlandus
Bodinus
Boeclerus
Boethius
Boxhornius
Buchnerus
Budæus
Bulfinger
Burmann

C.

Cæſar
Caietanus
Calouius
Caluinus
Camdenus
Camerarius
Campanella
Capella
Capreolus
Caramuel
Cardanus
Carteſius
Caſelius
Cervantes
Cicero
Claubergius
Clericus
Complutenſes
Conimbricenſes
Conring
Cruſius
Curtius

D.

Damaſcenus
Dannhauerus
Daries
DelRio
Derham
Diogenes Laertius
Donatus
Dorſcheus
Duarenus

E.

Ebelius
Eisfeldius
Ellenbergerus
Ennius
Epictetus
Epicurus
Erythræus
Euclides
Everhardus
Euripides

F.

Fabricius
Fardella
à Felde
Felwingerus
Flacius
Florus
Fonſeca
Franciſci
Freigius

G.

Galenus
Galilæus
Gaſſendus
Gellius
Gerhardus
Geſnerus
Goclenius
Gottſchedius
Groſſerus
Grotius
Grynæus
Gundlingius

H.

Hackſpanius
Hartnaccius
Hartknochius
Hebenſtreitius
Heinſius
Heineccius
Heshuſius
Heſiodus
Hippocrates
Hobbeſius
Homerus
Hommel
Horatius
Horneius
Hoſpinianus
Huartus
Hunæus
Hunnius

I.

Iauellus
Ionſtonus
Iſidorus
Iungius
Iuuenalis

K.

Keckermannus
Keslerus
Kirchnerus
Kromaierus

L.

Lancellotus
Langius
Lanſius
Lehmannus
Leibnitius
Lipſius
Liuius
Lockius
Lombardus
Lucretius
Lutherus

M.

Macrobius
Malebranchius
Manzelius
Mareſius
Martialis
Martini
Maſenius
Meiſnerus
Melanchton
Menantes
Mendoza
Mirandula
Mitternachtius
Monlorius
Muretus
Muſæus

N.

Nazianzenus
Nepos
Niuſius
Nizolius

O.

O.

Occamus
Oldendorpius
Ouidius
Owenus

P.

Pacius
Petronius
Philoponus
Philippi
Phædrus
Piccartus
Plato
Plinius
Plutarchus
Pomponatius
Poiretus
Propertius
Pſellus

Q.

Quenſtedt
Quintilianus

R.

Rachelius
Ramus
Rapinus
Reineſius
Ricciolus
Rodigaſtus
Rohr
Rüdiger.

S.

S.

Salluſtius
Saurius
Scaliger
Scharfius
Schegkius
Scherbius
Scherzerus
Schwabius
Scotus
Scriblerus
Seneca
Sievers
Simplicius
Socrates
Spinoza
Stahl
Stobæus
Struvius
Suarezius
Suidas
Syrbius

T.

Talmud
Tertullianus
Themiſtius
Theophraſtus
D. Thomas
Thomaſius
Thuanus
Thucydides
Tibullus
Titius
Toletus
Trapezuntius
Turſellinus
Tſchirnhuſius

V.

Valla
Varro
Vegetius
Verulamius
Virgilius
Viues
Voſſius
Vulteius

W.

Wagenſeilius
Wedelius
Weigelius
Weiſius
Wolfius
Wolfram
Wowerius

X.

Xenophon

Z.

Zabarella
Zaſius
Zeidlerus
Zeiſoldus
Zeno

Dritter Anhang

Lies Ochſe

oder

Anzeige der vornehmſten

Druckfehler

Nebſt einer

Einleitung zur Sphalmatologie.

Occupet extremum ſcabies —

Horatius.

Lies Ochſe.

Die blöden Tadler brüten in unſern „
ſonſt aufgeklärten Zeiten ihre blin- „
den Misgeburten noch immer faſt „
an allen Orten aus. Ja! ſelbſt die gehei- „
ligten Pflanz-Städte höherer Wiſſenſchaf- „
ten können vor dieſen unreinen Schmeis- „
fliegen nicht allemal ſicher ſein. Denn „
es müſſen ſich Männer von groſſen Ver- „
dienſten und Wiſſenſchaften, ja faſt alle „
Gelehrte, ohne Unterſcheid ihres Standes „
und Alters gefallen laſſen, daß ſie von dem „
Gifte groſſer und kleiner Schmeisfliegen „
kühn angegriffen werden. Allein dieſe ge- „
lehrte Männer haben nicht nöthig, ein kräf- „
tiges Gegenmittel wider den Gift dieſer „
kleinen Schmeisfliegen anzuwenden, in- „
dem derſelben ſchwartzer Saft, als ein „
ſchwacher Gift, nicht würkſam und alſo „
unſchädlich iſt. Zu dem Ende achten es „
die Gelehrten wenig, oder gar nicht, wenn „
dieſe kleinen geflügelten und ohne dies „
ſchwarzen Thiergen, zu ihrem eigenen „

„ Nachtheil ihre Ehre zu beflecken ſuchen;
„ ſondern ſie vertilgen dieſe unreinen Wür-
„ mer ohne Mühe, durch einen einzigen
„ Schlag, wodurch ihr Tod ſchleunig beför-
„ dert wird, daß ihre Perſon von denſelben
„ und deren nachgelaſſenen Brut, aus Furcht
„ vor dem Tode künftig unangetaſtet blei-
„ bet. „

Da ich im Begrif bin, die vornehmſten Druckfehler, die in meinen zu Hannover gedruckten Satyren wegen meiner Abweſenheit eingeſchlichen ſind, anzuzeigen; ſo habe ich vor dienlich erachtet, die Worte eines hochberühmten Schriftſtellers unſerer Zeiten, als ein Auſſenwerk, voran zu ſetzen, um mich dadurch für allen Anfällen der Kritikaſter in Sicherheit zu ſtellen. Ob ich mich gleich nicht gern mit groſſen Leuten vergleiche; ſo ſehe ich doch ſchon im Geiſte voraus, daß es meinen Satyren wohl eben nicht beſſer gehen wird, als den Fabeln dieſes groſſen Mannes, deſſen Cyperkatze zu ſein ich nicht werth bin. „ Ein unreines Inſek-
„ ten-Heer wird einen unerſchrockenen An-
„ griff auf meine Schriften thun und ſie
„ beſchmeiſſen, wenn ich ſorgenlos ſchlaffe. „
Wer will es mir verdenken, daß ich ein wenig vorſichtig bin, und ſchon zum voraus allen meinen künftigen Gegnern, die vielleicht

jetzt

— jezt noch, unberühmt an Lethens Ufer
treten,

mit einer Kriegsliſt drohe, die mein Vorgänger auch, aber zu ſpät, gebrauchet hat. Ich verſichere nämlich auf das heiligſte und ſchwöre, ſo wahr ich ein Autor bin, daß ich mir durchaus keinen Fehler werde vorwerfen laſſen, er mag ſo gering ſein, als er will und daß, wenn es aufs äuſſerſte kommt und ich mir weiter nicht zu helfen weis, ich alle Schnitzer, die man in meinen Schriften finden wird, vor Druckfehler erklären und auf die Rechnung des Setzers ſchreiben werde. Jezt will ich nur in einer kleinen Probe zeigen, wie ich es künftig zu halten geſonnen bin. Damit dieſes aber auf eine ſcientifiſche Art geſchehe, ſo will ich eine kurze, aber doch gründliche Abhandlung von Druckfehlern überhaupt voranſchicken und dadurch die Billigkeit meines Verfahrens auf das deutlichſte darthun. Ich bin dieſe Abhandlung ſowohl mir, als auch, dem Andenken des beſagten groſſen Gelehrten, des witzigſten Dollmetſchers der Cyperkatzen ſchuldig.

Die Schrift eines groſſen Geiſtes mus die Eigenſchaft haben, daß andere kleinere Geiſter aus wenigen Worten derſelben ganze Bände verfertigen können. Ein einziger Gedanke eines ſolchen Trismegiſts

— giebt den reichsten Stoff zu hundert Bücherriesen.

Wie viele ungeheure Werke sind nicht aus den kleinsten Gedanken eines Aristoteles, eines Leibniz und anderer erzeuget worden? Wer will es mir verwehren, daß ich aus einer kleinen Schrift meines Helden eine kleine Stelle entlehne, um sie zu einer ziemlichen Abhandlung auszudehnen? Ich habe aber hierbei noch etwas besonders. Ordentlicher weise nehmen sonst die Skribenten meines Gelichters die Gelegenheit, Bücher zu schreiben, aus den Schriften ihrer Pythagoren und dem Kontext selbst. Mir aber ist die Anzeige der Drukfehler, die mein Vorgänger einer seiner Schriften, die ich nicht zu nennen brauche, weil sie ohnedem in jedermanns Händen ist, angehänget hat, schon hinreichend, ein ganzes Lehrgebäude daraus aufzuführen. Ich will eine einzige Stelle vor mich nehmen, welcher gegenwärtige Abhandlung zu einem Kommentar dienen soll. Mein Held schreibt so:

p. 1. lin. 13.	vor	Stier	lies Ochse
p. 2. lin. 1.	- - -	Stier	- - Ochse
ibid. lin. 7.	- -	Stier	- - Ochse
ibid. lin. 13.	- -	Stier	- - Ochse
ibid. lin. 17.	- -	Stier	- - Ochse
p. 3. lin. 5.	- -	Stier	- - Ochse

Diese vortrefliche Stelle will ich gegenwärtig

tig kürzlich erläutern und wer ſiehet nicht, daß ich durch eine genauere Betrachtung derſelben nothwendig auf die erſten Gründe der Sphalmatologie habe kommen müſſen. Mein Syſtem iſt alſo dieſes:

Erſte Gründe der Sphalmatologie.

§. 1. Grundſaz 1.

Ein jedes Ding iſt mit ſich ſelbſt einerlei.

§. 2. Grundſaz 2.

Alles hat ſeinem zureichenden Grund.

§. 3. Erklärung 1.

Ein Druckfehler iſt ein jeder Schnizer in einem Buche, wiefern er auf die Rechnung des Setzers geſchrieben wird.

§. 4. Anmerkung.

Nach dem Redegebrauch wird zu der Diesheit eines Druckfehlers nicht eben das Verſehen des Setzers erfordert. Es iſt genug, wenn es nur ein Schnizer iſt, der dem Setzer auf irgend eine Art kan ſchuld

gegeben werden. Wird wohl ein Setzer so trübe Augen haben, daß er solte Stier vor Ochse lesen? Und dennoch ist es ein Druckfehler.

§. 5. Zusaz 1.

Ein jeder Druckfehler ist ein Druckfehler. (§. 1.)

§. 6. Zusaz 2.

Ein jeder Druckfehler hat seinen zureichenden Grund. (§. 2.)

§. 7. Erklärung 2. und 3.

Einen Druckfehler, der würcklich in dem Versehen des Setzers seinen zureichenden Grund hat, nenne ich ein **Sphalma**. Lieget aber der Grund des Fehlers in der Selbstheit des Autors, so heisset er ein Druckfehler *per eminentiam*.

§. 8. Anmerckung 1.

Da die leztere Art die ädelste und häufigste ist, so werde ich blos diese zum Gegenstande meiner fernern Betrachtung machen.

§. 9. Anmerckung 2.

Da ein jeder Druckfehler in der Zeit würcklich wird, und die Zeit entweder

eine

eine würckliche oder eingebildete, entweder eine gegenwärtige, oder vergangene, oder zukünftige ist; so kan man die Druckfehler in dieser Absicht in würckliche und eingebildete, in gegenwärtige, vergangene und zukünftige eintheilen. Zu dieser brauchbaren und sehr pragmatischen Unterscheidung hat mir ein berühmter Schriftsteller Anlaß gegeben, welcher aus eben diesem Grunde die Bewegung in eine wahre und eingebildete, in eine gegenwärtige, vergangene und künftige eintheilet. Ich eigne mir also die Ehre der Erfindung nur halb zu

§. 10. Aufgabe.

Einen Schnitzer in einen Druckfehler zu verwandeln.

Auflösung.

Sprich: Die gröbsten Druckfehler, die in meinen zu Quedlinburg herausgegebenen Fabeln wegen meiner Abwesenheit eingeschlichen, sind folgende:

In der Zueignungs-Schrift

lin. 1. vor gnädiger lies genädger.
p. 1. lin. 13. vor Stier lies Ochse.

und so weiter.

So hast du deine Schnitzer in Druckfehler verwandelt.

Beweis.

Autos epa.

§. 11. Lehrsaz 1.

Druckfehler sind nüzlich.

Beweis.

Ob ich mich zwar blos auf die innerliche Empfindung eines jeden Schriftstellers berufen könte; so will ich doch den Einfältigen zum besten einen ausführlichen Beweis geben. Nüzlich nenne ich alles das, „ was „ von allen Gelehrten mit gutem Erfolg zu „ ihrem Schuze kan gebraucht werden, es „ mögen nun dieselben von unvernünftigen, „ oder vernünftigen Geschöpfen, von unverschämten Tadlern, oder grossen Kunstrichtern wegen ihrer Schriften angegriffen „ werden. „ Da nun ein Autor dadurch, daß er seine Schnitzer vor Druckfehler ausgiebt, diese Schmeisfliegen von sich wegjaget und dem Setzer über den Hals schiebet; so erhellet, daß die Druckfehler sehr nüzlich sind. W. Z. E. W.

§. 12. Lehrsaz 2.

Druckfehler sind nöthig.

Beweis.

Beweis.

Es iſt nöthig, daß die Unreinigkeiten, die ſich in der Seele eines Menſchen von Zeit zu Zeit anſetzen, durch einen natürlichen Auswurf hinweg geſchaffet werden. Dieſes geſchiehet durch die Autorſchaft; es iſt alſo nöthig, ein Autor zu ſein. Aus eben den Grunde iſt auch alles das nothwendig, was die Hinderniße, die uns von der Autorſchaft abhalten können, aus dem Wege räumet. Unter dieſe Hinderniße gehöret vornehmlich die Furcht vor den unerbetenen Kunſtrichtern. Was alſo dieſe Furcht vertreiben kan, das iſt nothwendig. Wenn man eine Schanze hat, hinter welche man ſich im Fall eines Angriſs zurückziehen kan, ſo fürchtet man ſich nicht. Eine ſolche Schanze iſt das Recht, das ein Autor hat, ſeine Schnitzer dem Setzer aufzubürden. Dies iſt der Grund der Druckfehler und Druckfehler ſind alſo nöthig. W. Z. E. W.

§. 13. Lehrſaz 3.

Es iſt einem Autor erlaubt, ſeine Schnitzer auf die Rechnung des Setzers zu ſchreiben.

Beweis.

Ius ad finem dat ius ad media. Der

Endzwek eines Autors ist, Brod und Ruhm zu erwerben. Hierzu ist nöthig, daß seine Schrift abgehe und hierzu wird erfordert, daß das Publikum glaube, der Autor sei kein Narre. Er hat also das Recht, alle Stellen seiner Schrift, aus welchen man eine ihm so wiedrige Erfahrung bilden könte, von sich abzulehnen und im Fall der Noth auf die Rechnung des Setzers zuschreiben. W. Z E. W.

§. 14. Anmerkung.

Daher behaupten einige Weltweisen, ein grosser Autor wäre ein solcher, in dessen Büchern alle Schnitzer Druckfehler wären.

§. 15. Lehrsaz 4.

Ein Buch mit Druckfehlern ist vollkommener, als ein anders ohne Druckfehler.

Beweis.

Unter homogenen Dingen ist das vollkommener, welches die meisten varia hat. Bücher sind homogene Dinge und es ist gewis, daß ein Buch mit Druckfehlern mehrere varia hat, als ein anders ohne Druckfehler, wenn sonst die übrigen Umstände gleich sind. Folglich ist ein Buch

mit

mit Druckfehlern vollkommener als ein Buch ohne Druckfehler W. Z. E. W.

§. 16. Zusaz 1.

Die Druckfehler sind also in einem Buche eben das, was das Böse in der besten Welt ist.

§. 17. Zusaz 2.

Ein jeder ist verbunden, seiner Handewerk so vollkommen zu machen, als es immer möglich ist. Ein Autor darf also mit guten Gewissen kein Buch ohne Druckfehler lassen.

§. 18. Anmerkung 1.

Wer also einen Autor Druckfehler zur Last leget, der ist eine Schmeisfliege, „ ein unreiner und schädlicher Wurm, ein „ geflügeltes, schwarzes Thierchen, ein „ Nachrichter, ein Kritikaster, ein wilder „ vom Nordpol, seine Vernunft ist halb „ erfroren und vernagelt, er gehört unter „ das Insekten Heer, will sich zu einem „ Apollo aufwerfen u. s. w. Der geneigte Leser beliebe diese gelehrten Trümpfe in den fontibus selbst nachzulesen.

§. 19.

§. 19. Anmerkung 2.

Alle dieſe Warheiten hat ſchon Horaz erkannt, wenn er ſagt:

— vbi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendor maculis.

Der Kontext zeiget, daß Horaz unter den maculis nichts anders, als die Druckfehler verſtehet.

§. 20. Anmerkung 3.

Bei rohen Kritikaſtern aber, die keinen Druckfehler verdauen können, bleibt die Wiedervergeltung auch nicht auſſen und es triſt hier ein, was ein berühmter Dichter ohne allen Enthuſiasmus ſinget:

Suchſt du mit wilder Grauſamkeit
Den Nächſten liſtig zu berücken;
So glaube nur, zu ſeiner Zeit
Wird dich ein andrer wieder drücken.

Nachdem ich nun meine ſcientifiſche Abhandlung vollendet, auch dieſelbe mit einen ſchönen Denckſprüchelgen recht patentmäſſig beſchloſſen habe; ſo gehe ich zur Hauptſache, und erſuche den geneigten Leſer folgende Druckfehler gütigſt zu verbeſſern:

Pag.

Pag. 8. lin. 5. lies: wenigſtens fehlet ihm nicht viel mehr darzu, als etwas ſtandesmäſige Unverſchämtheit. Er iſt ſehr treuhertzig u. ſ. w.

- 10. - 27. vor uns, euch.
- 57. - 10. vor viellen, reellen.
- 67. - 26. vor Dulcimena, Dulcima.
- 134. - 14. vor berichten, beichten.
- 144. - ult. vor wenn. wem.
- 186. - 4. vor Llul, Lilul
- 195. - 1. vor Kötzſe, Köpfe.
- 105. - 10. vor Kirchners, Kirchers.
- 303. - 21. vor betrüben, betrübten.

* * *

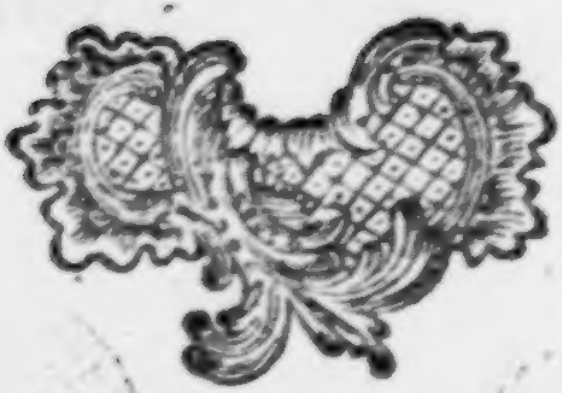
H. P. Riepels

Verdienſte

um die

Klotziſche

gelehrte Welt.



K. K. Bibliothek

Erfurt 1769.

UNIVERS
HALL

Gelehrte Geſchichte.

Comedien ſind eine ganz gute Sache, ſo ſehr ſie der Neid auch immer verachten mag. Aber, woher kommt dieſes? Blos daher, weil man immer mehr von dem deutſchen Geſchmacke unſrer Vorfahren abweicht. Was für eine Luſt war es nicht, wenn noch vor ein halb hundert Jahren Junge und Alte, Herrn und Dienſtboten, Bürger und Bauern, ſich über einen Panthalon, Hanswurſt, Harlequin, Skara-

mutz und Ricpel vor ein paar Groſchen ein Maul bis an beyde Ohren lachen konnten; da ihnen heut zu Tage vor Weichherzigkeit die Augen übergehen, wenn ſie ſich in einem Schauſpiele etwas zu gute thun wollen. Das allerärgſte aber iſt, daß man dieſe traurige Luſt noch viel theurer bezahlen muß, als ehedem.

Dieſen Verfall der alten deutſchen Herrlichkeit ſahe der Herr Klotz aus Halle gar wohl ein; er ſuchte ſie alſo in ihrem ehemaligen Glanze wieder darzuſtellen. Weil nun das Hauptwerk auf die Perſonen ankam; ſo ließ er ſich auch keine Mühe verdrießen, ſondern irrete in ganz Deutſchland eine zeitlang umher, bis er endlich ſo glücklich war, in Leipzig einen Panthalon, in Erlangen einen Harlequin, in Hamburg einen Hanswurſt, in Jena einen Ricpel, in Altona aber nicht nur einen tüchtigen Skaramutz anzutreffen, ſondern auch einen Acteur, welcher diejenigen Rollen ganz vortreflich ſpielen konnte, welche ehedem ein Deutſcher Nicol Liſt und andre dergleichen berühmte Leute.

Mit dieſer ehrwürdigen Geſellſchaft verband ſich Herr Klotz deſto genauer und brüderlicher, je.

mehr

mehr ſie nach ſeinem Sinn war: er arbeitete ihnen entweder alle Rollen ſelbſt aus, oder gab ihnen wenigſtens den Plan und Entwurf dazu.

Nunmehr gewann das ganze Comödiantenweſen in Deutſchland auf einmal eine ganz andre Geſtalt; denn bis dahin waren die Schauſpiele ſo ſehr ausgeartet, daß man auf den Schauplätzen faſt nichts anders mehr dulden wollte, als was mit guten Sitten und demjenigen übereinſtimmete, was wohl erzogene und geſittete Leute die **Wohlanſtändigkeit** nennen.

Dieſes gezwungene Weſen wollte Herr Klotz durchaus nicht mehr leiden, ſondern er befahl allen ſeinen Acteurs, daß ſich niemand unter ihnen an Wohlanſtändigkeit oder gute Sitten ferner binden, ſondern ſeine Rolle alſo ſpielen ſollte, wie es ihm gelüſtete, und ſeiner Gemüthsart gemäß ſey; auch dürfte niemand unter ihnen Bedenken tragen, auch ſogar die Zuſchauer oder Leſer, wie es ihm einfiele, zu mishandeln: weil es in den älteſten Zeiten niemals Sitte geweſen wäre, einem Panthalon, Harlequin, Hanswurſt, Skaramutz

etwas übel zu nehmen, sintemal derjenige jederzeit für einen einfältigen Tropf gehalten und ausgelacht worden sey, welcher sich so ernstlich betragen.

Weil nun diese Art Lustspiele seit einem halben Jahrhunderte nicht mehr Mode gewesen, sondern ganz und gar in Verachtung gerathen, durch die unschätzbaren Veranstaltungen des Herrn Klotzes aber mit einemmale in ihren vorigen Glanze erschienen; so pries jedermann den Herrn Klotz als den würdigsten Reformator des deutschen Comediantenwesens.

Weil nun die Menschen nichts gemeiniglich so sehr lieben, als das, was neu ist, und die meisten Veränderungen mit sich führet, der Herr Klotz aber bald einen Greis, bald ein Kind, bald einen Sauertopf, bald einen Maulaffen, auftreten ließ; so war ein so seltsamer Contrast schon Gründe genug, weswegen die Klotzische Bande in kurzem vielen Beyfall erhielt.

Dieses beweg den Herrn Klotz (*) mit seiner Ban-

(*) Vid. ejusd. Acta litteraria, Genius saeculi, Mores eruditorum etc.

Bande (*) alle Meſſen, Jahrmärkte, Kirchweihen, Stadt- und Dorfſchenken zu beziehen, um ſich allenthalben viel Ehre und einen guten Thaler Geld zu erwerben. Es wurde auch derſelbe in ſeinem privilegirten Handwerk nie geſtöhret, ſondern in deſſen Poſſeßion jederzeit ruhig gelaſſen; bis ſich wider die gute Bande mit einemmale ein harter Unfall erhob, deſſen Urſachen wir ſogleich aus ihren erſten Gründen, und in einem pragmatiſchen Zuſammenhange, ausführlich vortragen wollen.

Der allervornehmſte und einträglichſte Jahrmarkt, welchen Herr Klotz mit ſeiner Bande zeither bezogen hatte, war unſtreitig Leipzig und die Leipziger Meſſen; denn man weiß ja, daß nicht leicht ein Ort in Deutſchland zu finden iſt, wo die Eitelkeit mehr herrſchet, als in Leipzig. Vornemlich aber lieben die Studioſi daſelbſt, wie alle junge Leute die Luſtbarkeiten. Weil aber in unſre nahrloſen Zeiten jedermann gleich oeconomiſch geſinnet iſt, ſo folgten auch die Muſenſöhne dem löblichen Beyſpiele aller Welt, und dachten auf eine andre Art

(*) Vid. ejusd. Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften.

des Zeitvertreibes, welcher merklich wohlfeiler zu haben war, als Kochiſche Comödien. Es thaten ſich daher lauter kleine Geſellſchaften von Studioſis zuſammen, ließen den Herrn Klotz mit ſeiner Bande von einer Studentenſtube zur andern vor ſich kommen, alsdenn ſeine Poſſen machen, wenn ſie durch das ernſtliche in denen Wiſſenſchaften zu ſehr ermüdet waren und nennten die Art der poßierlichen Luſtſpiele ein Journaliſtikum.

Ob nun gleich zwiſchen einer Kochiſchen Geſellſchaft und Klotziſchen Bande, wie leicht zu erachten, ein großer Unterſchied war, ſo behielt doch leztere aus der Urſache den Vorzug, weil dieſe jedweder auf ſeiner Stube in möglichſter Bequemlichkeit, und zwar einen ganzen Monath hindurch vor ſechs Pfennige nutzen konnte, da hingegen jegliche Entree in der erſtern ſchon allein ſechs Groſchen und höher zu ſtehen kommt. Woraus denn erhellet, daß blos unſere gegenwärtig nahrloſen Zeiten und der wohlfeile Preiß die Urſache iſt, weswegen die Klotziſche Bande bisher auf den Studentenſtuben mehr genutzet worden, als man die Kochiſche Geſellſchaft beſuchte.

Die-

Dieſe oekonomiſche und mithin löbliche Geſinnung der lieben ſtudierenden Jugend in Leipzig gieng endlich gar ſo weit, daß ſie zu dem Ende würklich ſupplicirte, damit ſich die Kochiſche Geſellſchaft nur zween Tage in der Woche, oder einen weniger, als gewöhnlich, zeigen durfte, ſowohl, um zu größern Koſten nicht ſo ſehr gereizet zu werden, als auch, damit des Herrn Klotzes Bande, welche ohnedem nur um ein Bagatell zu haben ſey, ein wenig mehr Gelegenheit bekommen möchte, ſich etwas zu verdienen.

Da man ſich nun in unſern Zeiten in keinem Stücke einer gnädigen Erhörung ſo leicht zu tröſten hat, als wenn man oekonomiſch ſeyn will, ſo wurde denen Studioſis ihre Bitte gar leicht zugeſtanden; der Kochiſchen Geſellſchaft hingegen aber zu ihrer Schadloshaltung ferner geſtattet, ſich zu denen übrigen Zeiten wie z. E. in denen Meſſen, und bey hoher Gegenwart des Hofes oder andrer Herrſchaften, in welchen ſich ohnedem keine läppiſche Luſtbarkeiten geziemen, wodurch der Geſchmack verdorben werden kann, zu zeigen.

Weil nun des Herrn Klotzes Bande von Tage zu Tage immer unerträglicher wurde, und niemanden mehr mit etwas andern als Dummheit, abgeſchmackten Poſſen, anzüglichen Reden, ſeynſollenden Satyren unterhalten konnte; ſo wurde ſie nicht nur den Studioſis, ſondern allen und jeden in Leipzig, verächtlich, endlich gar aus der Stadt, und zu den übrigen Marktſchreyern vor das Petersthor gewieſen.

Damit aber ein prätendirter Profeßionsneid nicht etwa einige Mishelligkeit zwiſchen der Kochiſchen Geſellſchaft und Herrn Klotzes Bande erregen möchte; ſo verlegte man die Schauplätze beyder ſo weit aus einander, als es möglich war. Den vor die Kochiſche Geſellſchaft vor das Raunſtädter-Thor, worzu denn ein eben ſo prächtiges als bequemes Gebäude neu aufgeführet wurde; die Klotziſche Bande aber mußte ſich, wie geſagt, vor dem Petersthor in eben der Gegend behelfen, wo andre dergleichen Profeßionsverwandte ihre Künſte ſehen laſſen, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe ihre Wohnungen jederzeit mitbringen, und nächſt dieſen, den billigen Vorzug haben, daß ſie ſich

gleich

gleich nahe am Stadtthore zeigen dürfen; jene aber unter einem mit weiſem Bleche gedeckten gar fürchterlichen Gebäude nahe an der Hauptwache ſedem fixam haben, aber aus dem Publikum ungleich weiter verwieſen ſind.

In dieſem Zuſtande und Verfaſſung blieb Herr Klotzens Bande noch eine geraume Zeit, zwar nicht mehr bey denen Studioſis, ſondern nur blos dem niedrigen Ausſchuſſe des Pöbels das, was die luſtigen Räthe bey großen Herrn ſind: und man vermuthete wenigſtens, daß, weil ſie bereits geſehen, wie verächtlich ſie ſich bey der vernünftigen Welt gemacht hatte, ſie die Achtung der allergeringſten Sorte von Leuten beybehalten, und ſich wenigſtens nicht bey aller Welt verächtlich machen würde. Allein dieſe Betrachtung fiel niemanden der Bandegenoſſen ein, ſondern ſie wurden von Tage zu Tage immer ſchändlicher und mithin verächtlicher.

Als daher in der letztverwichenen Jubilatemeſſe einige aus der Geſellſchaft der in unſern Zeiten ſogenannten **Antikritiker** in der Promenade ſpa-

zieren

zieren giengen und bemerkten, daß ſich die Zuſchauer von dem Schauplatze der Klotzbande mit allerley verdrießlichen Mienen entfernten, Bauern und Karrnſchieber die Köpfe ſchüttelten, und ſich hinter den Ohren kratzten, die jungen Weibsbilder die Schürzen vor das Geſicht hielten, die Alten aber ausſpien, und vor Verdruß zu brummen anfiengen, ſo rief jemand von erwähnter Geſellſchaft die Leute herbey, und frug, was die Urſache ihres Mißvergnügens ſey, ein Bauer antwortete: Die Böſewichter läſtern GOtt und ſein Wort, und ſind nicht werth, daß ſie die Erde trägt; ein andrer: wenn mein gnädiger Junker ſolche Kerle in ſeinem Dorfe anträfe, welche auf alle Welt ſo ſchimpften, ſo ließe er ſie zuſammen in das Hundeloch ſtecken. Ein paar junge Weibsbilder, die den Gaſſenkonketten ziemlich ähnlich ſahen, wollten gar nicht mit der Sprache heraus, ſondern gaben nur ſo viel zu verſtehen, daß man ihre Schamhaftigkeit beleidigt hätte. Eine Alte aber war darüber aufgebracht, weil die Jugend ſo ſchändlich geärgert würde: und was dergleichen Entſchuldigungen ihres allerſeitigen Mißfallens mehr waren.

Nichts-

Nichtsdeſtoweniger konnte ſich die Geſellſchaft unmöglich einbilden, daß es alles wahr ſey, womit man die Bande beſchuldigte, ſie begab ſich alſo hinzu, um ſich genauer zu überzeugen. Als ſie etwa noch hundert Schritte vom Schauplatze entfernt waren, und aus der Urſach nicht näher kommen durften, weil ihnen ſchon in dieſer Entfernung die Ohren ſtark gelleten, ſintemal alle übrigen Marktſchreyer auch dergeſtalt übertäubt worden waren, daß ſie bereits eingepackt und ſich in der Abſicht weggegeben hatten, um ſich über das Geſchrey ihres erwähnten Collegen zu beſchweren; ſo bemerkten die guten Antikritiker, daß der, welcher eben in einem Redingote auf dem Schauplatze ſtund, mit dem Füßen ſtampfte, den Händen fochte, und aus dem Munde wie ein Eber ſchäumte, aus einem blödſinnigen, aber witzigen und aufgeblasnen Spötter, ein Verläumder, Ehrenſchänder, Pasquillant und Religionsläſterer worden war.

Mehr verlangte die Geſellſchaft nicht zu wiſſen, ſondern ſetzte ihren Spaziergang fort, und unterredete ſich dabey über die Mittel, welche man

zum

zum Beſten des Pöbels verkehren könnte, damit derſelbe von der Bosheit dieſer Bande nicht ferner angeſteckt werden, ſondern der immer mehr einreiſſenden epidemiſchen Gehirnkrankheit durch eben ſo vernünftige als witzige Vorſtellungen ſo gut als möglich vorgebauet werden möchte. In dieſer ihrer Treuherzigkeit brachten ſie ihre gelehrte, witzige, wohlmeynende und höflichen Geſinnungen zu Papier, ſchickten ſie dem Imam der Cabale zu, und baten inſtändig um eine Reformation, der bisher gezeigten Aufführung und Sitten vor aller Welt.

Jedermann freuete ſich bisher ſchon im voraus, weil er glaubte, der Imam der Cabale würde nunmehr durch Verſtand, Witz und Höflichkeit beſchämt, in Betracht der von ihm ſo anſtändig gebetnen Reformation in capite & membris nicht die geringſte Schwierigkeit mehr machen. Allein er zog, ſo bald er nur das erſte Stück des Antikritikus geleſen, das Maul gegen die Ohren, wies alle Zähne her, ſchielete zur Seiten, und lachte hämiſch. Wie, ſagte er mit einer ſo boshaften als von Falſchheit ſtarrenden Miene, mich kennen die Antikritiker nicht beſſer? Ich eine Re-

formation in capite & membris! in Erkenntniß und guten Sitten! der ich bereits vor zwanzig Jahren auf alle dieſe Verzicht gethan habe! Jetzt ſoll man den Imam der Cabale beſſer kennen lernen. Sogleich ihr treuen Zunftgenoſſen, mit Spießen, Schwerdten, Stangen zu Pferde, in den Streit. Jeder folge meinem löblichen Beyſpiele, leſe ſein Scheltwörterbuch mit Andacht jeglichen Tag verſchiedenemal durch, ſetze dabey Erbarkeit, Vernunft, gute Sitten bey Seite, und ſchicke ſich auf drollige Einfälle, Satyren und Paßquillen.

Dieſe letzten preiſen wir vornemlich unſern Herzensfreund und würdigem Nachkommen des deutſchen Nicol Liſts in Altona deſto mehr an, je ſichrer dieſer vor allen übrigen unſrer Unterthanen iſt, daß er nicht ausgepeitſcht wird: Ferner, daß er alle diejenigen ſogleich ohne den geringſten Verzug in ſeinen Reichs-Poſtreuter einrücke, ſo oft wir ihm deren eigenhändig zuſchicken.

Denen übrigen aber, wie z. E. in Leipzig, Erfurt, Erlangen, Jena und Hamburg gebieten wir ebenfalls, ſich in unſern Dienſten nicht

nur treu, fleißig und herzhaft zu betragen, sondern niemals einen ohne Schandflecken durchwischen zu lassen, welcher nicht von unsrer Rotte ist. Weil sie aber an diesen Oertern, wo zu unserm größten Leidwesen diejenige Pedanterey der Vernunft und guten Sitten noch nicht völlig ausgerottet werden kann, und der Gefahr ungleich mehr ausgesetzet sind, bey den Ohren genommen zu werden, als wir in unsrer Residenz, und unser Hochverdienter in Altona; so erlauben wir ihnen, sich ein wenig behutsamer betragen zu dürfen, und sich der Paßquille nur in denen Fällen zu bedienen, in welchen sie die Application der peinlichen Halsgerichtsordnung nicht besorgen dürfen.

Nachdem der Imam erwähntermaßen alles weißlich angeordnet; so nahm er nunmehr sein Morgen- und Abendgebetbuch den Don Quixotte, und entlehnete daraus die so nhralten als verrosteten Waffen, wider die gut gesinneten Antikritiker. Diese befunden in einer solchen Imitation, welche gewiß schon von der Art ist, daß niemand in Abrede seyn wird, sie sey das Unterscheidungs-

merk-

merkmal von einem verunglückten und degradirten Tertianer; nur mit dem Unterſcheide, daß von dieſem keine ſolche Religionsſchänderey geargwohnet werden kann.

Man darf hier gar nicht fragen, weswegen der Held mit fremden und zu ſehr abgenutzten Waffen der Schulknaben ſtreite. Denn die doppelte Antwort iſt ſehr leicht: weil der große Imam der Cabale, wie geſagt, bereits auf alle geſunde Vernunft und Witz Verzicht gethan, mithin zu einem Waffenſchmiede verdorben, und daher in der Nothwendigkeit iſt, mit lauter Antiquitäten um ſich zu ſchmeißen.

Da aber eine dergleichen läppiſche Rüſtung, welche der Roſt bereits ſo ſehr durchnaget, mit keinem Nachdrucke gegen einen Feind gebraucht werden können, welcher mit dem Harniſche der Wahrheit und Stärke umgeben iſt; ſo achteten auch die kühnen Antikritiker die Heftigkeit ihres Gegners ohngefehr auf eben die Art, wie ich einsmals einen Zerſtümmelten lachen ſahe, als ihn ein Hund in ſein hölzernes Bein biß, und ſelbiges

zerfleiſchen wollte; mithin betraf der einzige Schmerz, den ſie empfanden, bloß die Religionsſchänderey.

Bey ſo gegründeter Ruhe ließen die guten Antikritiker ihre vernünftigen Betrachtungen oder Antikritiken beſtändig fort, und zwar, wichtiger Urſachen wegen, in Erfurt drucken, in der Hoffnung, daß wenigſtens durch die Länge der Zeit durch viele Mühe und Schläge dem Klotziſchen Schwarme einige Vernunft eingebläuet werden möchte.

Nun lebte damals ein Mann, deſſen Nahme hieß Riepel, ein Greis von vier und zwanzig Jahren, und deſſen Bart bereits eben ſo viel Stunden zählete, eine ſehr klotzhaftig geſinnete Creatur, und einer der allervornehmſten und brauchbarſten Klotzritter. Bisher war er mit ſeinem Klotze umher gezogen, hatte aber nachher ſeine eigne Bude in Jena, und bald darauf in Erfurt, allwo mit nächſtem noch ein ganz Neſt voll klotzmäßig geſinneter Creaturen ausgeheckt werden ſoll, aufgeſchlagen. Man darf uns übrigens hier gar keinen Widerſpruch machen, wenn wir einen

vier

vier und zwanzig jährigen und 24 Stunden bärtigen Mann einen Greis nennen: denn dieſes letzte Unterſcheidungsmerkmal kommt ihm blos, wie uns Herr Riepel ſelbſt erzählet, und aus ſeinem Briefwechſel mit dem Antikritikus erhellet, in Betracht des angenommenen Phlegma und ſeiner jähnſüchtigen Natur wegen zu.

Dieſer ſonſt eben ſo phlegmatiſch als jähnſüchtig geartet ſeyn wollende vier und zwanzig jährige Greis konnte, ſeines philoſophiſchen Phlegma ungeachtet, ein ſolches Herzeleid unmöglich mit Gleichgültigkeit anſehen, daß in den Erfurtiſchen Mauren Antikritiken wider ihn und ſeine mitklotziſchen Creaturen gedruckt werden ſollten. Sobald er alſo die antikritiſche Appellation an das Publikum ertappen konnte; ſo war er ſogleich darüber her, ſtrich alles aus, was ihm ſelbſt, dem Herrn Klotz nebſt ſeinen übrigen Creaturen, Zunft- und Handwerksgenoſſen nicht anſtund, machte in den Handſchriften eine ungemeine Saurey, und leiſtete ſich und den Landesgenoſſen der ganzen Klotziſchen gelehrten Welt durch dieſe Ehrenrettung einen ſolchen Dienſt, welchen ihm die geſamm-

te Klotzbande ſchwerlich jemals gnug verdanken wird.

Weil nun der Antikritikus in dem Wahn ſtehet, als ob er über das Seinige, wie auch ſeine Handſchriften diſponiren könne, wie er will, und im Falle er deren an auswärtige Oerter ſchicket, wo ſie die Cenſur nicht paßiren, er ſie unbeſchmitzt wieder zurück bekommen muß, ohne daß ein Strich daran geändert werden darf, es wäre denn, daß der Verfaſſer die ausdrückliche Erlaubniß darzu gegeben hätte; ſo nahm der Antikritikus dieſe riepelartige Saucrey ſehr übel.

Des
Antikritikus Beherzigung
der Riepelſchen Entſchuldigung wegen der vorerwehnten Saucrey (*).

Mein ſehr phlegmatiſch ſeyn wollender und Correkturſüchtiger Herr Riepel!

Sie können ſich bey meiner phlegmatiſchen Miene darzu verlaſſen, daß gar nichts daran gelegen iſt,

(*) S. Hrn. Riepels Briefwechſel mit dem Antikritikus.

iſt, ob Sie das Cenſur-Recht über den Antikritikus geſucht, es nicht geſucht, erſchlichen, an ſich gewiſſen, wider denſelben jemals oder niemals geſchrieben haben, ſondern alles dies iſt vollkommen einerley. Es kommt alſo nur darauf an, ob Sie mit den Handſchriften eine Sauerey gemacht: und dieſes haben Sie bereits geſtanden, weswegen beweiſen Sie denn, wenn ich fragen darf, ſo viel Ambition, ſo gern des Augias Stallknecht zu werden? Etwan aus der Urſache, weil Sie ein Miniſter darzu gemacht hat, vor welchen ſich eine dergleichen ſchmutzige Arbeit nicht ſchicket? Um des Himmels willen, Herr Riepel, was machen Sie vor Zeug! wollen Sie uns denn weis machen, ein Miniſter ſoll nicht einmal ſo viel wiſſen, daß, wenn eine Handſchrift nicht die Cenſur paßiren kann, man dieſelbe wieder an gehörigen Ort zurück ſchicken muß, wo ſie hergekommen iſt, ohne daß man ſie verhunzt, wie Sie dieſes gethan zu haben geſtehen; oder was meynen Sie denn für einen Miniſter, und wen verſtehen Sie unter dieſem Charakter? Etwa den Herrn Klotz?

Uebrigens sagen Sie, mein theurer Correctur und jähnsüchtiger Herr Riepel, Sie verzagen an Ihrem Verstande und Witze nicht, dieses Ihnen zu glauben, sind wir bereit. Die Ursache Ihrer Sauerey ist also wahrscheinlicher Weise keine andre, als Deroselben **Unwissenheit**, weil Sie als der Greis von vier und zwanzig Jahren, noch nicht wissen, wie Sie Sich in dergleichen Fällen, da Ihnen Censuren aufgetragen werden, verhalten sollen.

Belieben Sie Sich demnach folgendes zur Lehre dienen zu lassen. Sie müssen wissen, mein lieber Herr Riepel, daß der Censor nicht der Ausstreicher oder des Augiä Stallknecht ist, wie Sie Sich solches einbilden, und nach diesem Character so eifrig streben, sondern er muß eigentlich nur sehen, ob die Handschriften Gedanken enthalten, welche der Religion oder Ruhe des Staats zuwider sind, oder nicht: in diesem Falle lässet er sie ungehindert drucken in jenem aber nicht. Dieses ist die gemeinste und an den meisten Orten eingeführte Erklärung des Censirens. In andern Gegenden, wo Religion und Ehrbarkeit in eben dem Ansehen sind, wie die

alten Talender; ſondern der landesherrliche Geldhunger die Vermehrung der Einkünfte ſich ſchon längſt zum höchſten Geſetz gemacht hat, heißt cenſiren ſo viel, als zuſehen, daß nichts gedruckt wird, was mit dem höchſten Geſetze ſtreitet.

Daß Sie S. 10. ſo aufrichtig ſind und ſich wegen Ihrer glänzenden Demuth loben, indem Sie auf den Witz keinen Anſpruch zu machen, vorgeben, würde uns ganz wohl gefallen; allein es muß doch um dieſe Ihre Aufrichtigkeit eine mißliche Sache ſeyn, oder Sie geſtehen dadurch, daß Ihr Urtheil von Büchern ganz erbärmlich ſey. Denn eigentlich wollen Sie ſo viel ſagen. Eines Klotzes Schriften zeigen von andrer und gründlicher Erkenntniß als des Antikritikus. O ſcharfſinniger Riepel! warum ſchreiben Sie doch dem gemeinen Weſen ſeine Urtheile vor, oder tadeln, die es bereits hegt? Denn Sie können gewiß glauben, daß Ihr Urtheil von Antikritiſchen und Klotzbandiſchen Schriften eben ſo viel Glauben verdienet, als mein Zeugniß von der Philoſophie der Hottentotten.

Wollten Sie davor angeſehen ſeyn, als ob Sie im Stande wären, vom antikritiſchen Diagen mit einiger Erträglichkeit raiſonniren zu können; ſo müßten Sie ja das widerlegen, was die Antikritiker geſchrieben haben; aber keinesweges die gelehrte Welt nach der Vorſchrift Ihres Zunftmeiſters mit Spöttereyen, Satyren, Pasquillen, und andern dergleichen Betrügereyen hintergehen wollen, ſondern Gelehrſamkeit in Ihrem Urtheile und aufrichtige Achtung gegen die Wahrheit zeigen. So lange Sie nicht ſo verfahren, wird man Sie nebſt allen ihren Zunft- und Handwerksgenoſſen mit allem Recht vor Betrüger halten.

Uebrigens weiß ja jedermann mehr denn zu wohl, daß Sie, der Leipziger, Jenaiſche, Altonaiſche gelehrte Zeitungsſchreiber, der Hamburgiſche Correſpondent und andre dergleichen gelehrte Zeitungsträdler mehr weiter nichts als Klotzartige Poſaunen ſind, womit der Imam der Cabale, wenn er ſeine und ſeiner Creaturen Lobeserhebungen auf das unverſchämteſte ausposaunen, oder denen

nicht

nicht zu ſeiner Rotte gehörenden und gerechten Widerſachern Schande machen will, der gelehrten Welt beſtändig die Ohren voll geſket. Können Sie Sich daher wohl einkommen, daß dieſe eine ſolche Thorheit begehen, und Ihr, und der erwähnten gelehrten Mißgeburten Zeugniß von Klotzes Widerſachern in die allergeringſte Betrachtung ziehen wird? Haben Sie von den Gelehrten unſrer Zeiten ſolche Vermuthungen, und zu gelehrten Dingen einen ſolchen Glaubensmagen; ſo wünſche ich, daß Ihnen dieſe Portion wohl bekomme. Bey meiner Treue! das heiße ich einen Riepelhaften Gedanken im eigentlichſten Verſtande, ſo wie er ſeyn muß!

Dahingegen würden Ihre Urtheile von dem Antikritikus nicht nur, ſondern andern Schriften überhaupt allemal wenigſtens die Ehre einer anfrichtigen Abſicht gewinnen, wenn Sie mit Vernunft angetreten kämen, und diejenigen ſchändlichen Kunſtgriffe wegließen, welche von je her als die Unterſcheidungsmerkmale der ächten Betrügerey erkannt worden ſind. Können Sie aber mit Ihrem Witze

unmöglich an sich halten, (denn das Vorgeben des Gegentheils kommt hier in keine Betrachtung) so verbinden Sie wenigstens mit selbigem allemal den Gebrauch fünf gesunder Sinnen, wenn Sie ja nicht geschickt sind, mit Vernunft zu Werke zu gehen.

Im Falle aber z. E. die Klotzmäßige Reichs-Postreuter-Creatur vom Antikritikern raisonniren will, so widerlegt er sie also: Es hat sich eine Anzahl nothleidender Studenten zusammen gethan, welche den Antikritikus schreiben, u. s. f. nicht einmal zu gedenken, daß dieses eine unverschämte Unwahrheit ist; so urtheilet dieses abgeschmackte Zeitungsgeschöpf also: Leute, welche in preßhaften Umständen sind, haben keine Vernunft, und können also nichts vernünftiges schreiben u. s. f. Wer wird denn jemals einen Keppler die Ehre eines großen Gelehrten deswegen verweigern, weil er, zur ewigen Unehre Deutschlandes, in sehr dürftigen und nothleidenden Umständen gelebt hat, und in dieser gestorben ist? Ja, man hat sogar physische Gründe, welche auch mit der täglichen

Er-

Erfahrung fürtreflich überein ſtimmen, und aus welchen man genau das Gegentheil darthun kann, welches aber freylich ſolche Beweiſe ſind, die ſich in keine Klotzartige Köpfe ſchicken.

Wenn Sie Sich, theuerſter Riepel, S. 11. damit entſchuldigen wollen, Sie hätten aus der Urſache die Handſchriften des Antikritikus verhunzt, weil in denſelben Schmähungen oder gar Pasquillen auf Mitglieder der Churfürſtlichen Akademie der Wiſſenſchaften, oder auf einen Profeſſor der Univerſität geſtanden hätten, und dadurch die Verfaſſere des Antikritikus verhaßt zu machen ſuchen, ſo iſt ſolches eine viel zu grobe und ehrloſe Verläumdung von Ihnen, mein ſo ſehr aufrichtig ſcheinen wollender Riepel, als daß man Ihre ſchändliche Abſichten nicht mehr als zu deutlich daraus erkennen ſollte.

Wollen Sie alſo kein öffentlicher Verläumder und Betrüger bleiben, ſo geben Sie dieſe Verläumdungen und Pasquille öffentlich und deutlich an, da man Ihnen denn drauf antworten wird.

Al-

Allein es ist dieser Ihr Kunstariff eben derjenige, welcher Ihrem Klotze und allen zu seiner Rotte gehörigen Creaturen mehr denn zu gemein ist, so, daß sie alle vernünftige Schriften ohne Unterschied, so wenig sie auch immer bitter seyn mögen, als Pasquillen schelten, weil keiner unter Ihnen im Stande ist, eine vernünftige Widerlegung zu Markte zu bringen, welches auch deswegen eben von Ihnen nicht erwartet werden kann, weil dieses das Geschäft der Marktschreyer überhaupt nicht ist.

Wollen Sie uns aber übrigens auf eben der 11ten Seite erzehlen, „daß es keine Universität „in Deutschland gäbe, wo keine Censur wäre, „oder wo Schmähungen auf öffentliche Lehrer gedruckt werden dürfen, „ so beantworten Sie uns die Frage: Woher kommen denn die unaufhörlichen Pasquillen, auf alle Gelehrte ohne Unterschied in Klotzartige Bibliotheken? Denn es wäre doch wohl für die Hällischen Glieder der Universität eine Schande, wenn von Ihnen mit Wahrheit gesagt werden könne, daß Sie solch ehrloses Zeug die Cen-

sur

für paßiren lieſſen. Nun mag Klotz hier eine Ausnahme machen, oder nicht; ſo iſt nichts deſtoweniger die Cenſurfreyheit offenbar. Ferner: warum müſſen Sie denn zu Ihrem gröſten Leidweſen gegenwärtig erdulden, daß in Erfurt Antikritiken gedruckt werden? Man ſiehet alſo, mein theurer Riepel, daß Sie von der Beſchaffenheit der Sachen in Deutſchland noch wenig wiſſen.

Das folgende elende Gewäſche, was Sie S. 12 und 13 zu Markte bringen, beſtehet darinne, daß die einigen Eigenſchaften angeben, welche den Antikritikern eigen ſeyn ſollen, die zum theil gut, zum theil erbärmlich und falſch ſind: zu jener Sorte gehören die nöthigen Talente des Geiſtes nebſt der Aufrichtigkeit des Herzens gegen das gemeine Weſen. Zu dieſen, daß der Antikritikus zu keiner Secte gehören, oder ſich über die Journaliſten nicht zu beſchweren haben ſoll.

Würde man aber einen nicht mit Recht für einen wahrhaften philoſophiſchen Irrwiſch halten, wenn er jemanden, welcher z. E. des Euclides Lehren

ren annimmt, vorwürfe, er sey ein Sectirer, Nachbeter, u. d. gl. des Euclides? O Himmel! was für ein Riepel! Es kommt ja nicht darauf an, ob einer des andern Lehren annimmt, oder nicht; sondern ob diese wahr oder falsch sind.

Nichts destoweniger wird dem Herrn **Wichmann** und der Antikritischen Gesellschaft angerathen, zu sehen, ob sie alle diese riepelhaften Eigenschaften an sich habt oder nicht: und nun wird gefunden, die Gesellschaft habe, (um einen klotzhaftigen Handwerks-Ausdruck beyzubehalten,) zu der Fahne des Herrn **Crusius** geschworen; welches daher geargwöhnet wird, weil sich in den verhunzten Handschriften Spuren von des Herrn Crusii besondern theologischen Meynungen fänden.

Unfehlbar wird wohl hier des Herrn Crusius Chiliasmus wieder herhalten sollen. Die ganze Sache ist diese: In der Offenbahrung stehet eine Anzeige von einem Regenten, Unterthanen, und einer tausendjährigen Regierung. Hieraus fol-

gert

gert er: wo dieſe Beſtandtheile bey einander ſind, da iſt ein tauſendjähriq Reich. Er verſichet es nicht, wie die meiſten Kirchenväter in den erſten Jahrhunderten nebſt Peterſen und andern in den neuern Zeiten, von einem irrdiſchen Reiche auf Erden, ſondern im Himmel mit Chriſto.

Der ganze Streit wird von einem jeden leicht entſchieden werden, welcher ein paar geſunde Augen, oder in Ermangelung dieſer, eine geſunde Brille bey der Hand hat, und leſen kann. Denn es wird weiter nichts darzu erfordert, als daß man die Stellen vor ſich nimmt, aus welchen Herr Cruſius ſeinen Beweis führet, ſo wird man ſehen, ob derſelbe dieſe Lehre in der Offenbahrung ebenfalls geleſen haben könne oder nicht.

Hat aber der Herr Cruſius noch andere Meynungen in theologiſchen Dingen, welche vornemlich ſehr problematiſch ſind, warum will man ihm denn dieſe nicht gönnen? Man laſſe ihn deren haben ſo viel er will: denn in den Gründen der Chriſtlichen Lehre hat er gewiß keine. Iſt es alſo nicht ein höchſt albern Beginnen, jemanden deswegen verdäch-

lächtig machen wollen, weil man in den Schriften seiner Schüler Spuren von besondern Meynungen ihres Lehrers antrift, oder richtiger zu reden, argwöhnet; da man doch den Satz so lange dreist behaupten kann, bis ihm die Erfahrung widerlegt. Es giebt nicht zwo Personen in der Welt, deren Meynungen mit einander in allen Stücken übereinstimmen. O, theuresier Riepel! lernen Sie doch in den nächsten vier und zwanzig Jahren die Welt nur ein klein bisgen besser kennen; wir sind Ihnen gut dafür, Sie werden Sich Ihres seltsamen Argwöhnens schämen.

Jedoch Sie sind, S. 14 bescheiden, und wollen nicht von theologischen Dingen urtheilen, weil Sie kein Theologe sind, und das ist brav. Allein ich will doch nimmermehr hoffen, daß Sie für einen Philosophen angesehen seyn wollen. Ich komme fast auf die Gedanken, weil Sie S. 13 behaupten: Herr Crusius nähere sich in einigen Punkten den tiefsinnigen Betrachtungen der Engländer. Worzu soll diese Anzeige dienen? Wollen Sie etwa Ihre Belesenheit zeigen, und behaup-

haupten, Sie hätten des Herrn Cruſius Lehren der Weltweisheit bereits in den Schriften der Engländer geleſen; ſo wird er Ihnen beweiſen, er habe der Engländer Philoſophie längſtens im Plato gefunden; können Sie es aber nicht verſchmerzen, daß Herr **Wüſtemann** dem Herrn Cruſius ſtärker panegyſiret hat, als Sie bisher von Ihren Schülern panegyſirt worden ſind, ſo haben Sie nur ein wenig Geduld, denn Sie ſind erſt ein Greis von vier und zwanzig Jahren, und können Sich noch auf ſehr viel Ehre Hoffnung machen, die wir Ihnen gern gönnen. Wie würden Sie Sich aber Ihres Neides ſchämen, wenn Sie von dem Herrn Cruſius die aufrichtige Verſicherung erhielten, daß er das Wüſtemannſche Bezeigen mehr als ein Merkmal der Hochachtung und Liebe, als einen Erkenntnißgrund ſeiner Ehre in der gelehrten Welt anſähe?

S. 14. ſollen die Antikritiker dadurch verdächtig werden, daß ſie wider gewiſſe Kunſtrichter eingenommen ſind. „Denn das Publikum,„ heißt es, „ſchließt immer auf die Urſachen, und denn „iſt der Schluß nothwendig, die Kunſtrichter müſ-

„ſen Ihnen was gethan haben!„ Pfuy! Herr Riepel, was für ein ungeſchickter, Klotzartiger und zweydeutiger Ausdruck! Es kommt ja nicht darauf an, ob man geſtraft iſt, ſondern Unrecht erlitten hat.

Gleich darauf führet der Herr Riepel den Antikritikern ihr kühnes Verfahren zu Gemüthe, und will Ihnen, unter dem Scheine der Chriſtlichen Demuth, die Höflichkeit und ſchuldige Unterthänigkeit gegen einen Klotz an das Herz legen. Kann ein Menſch wohl einen höhern Grad der Unverſchämtheit und argliſtigen Heucheley, als dieſer iſt, beſitzen? Jedermann weiß, daß Klotz derjenige iſt, welcher durch nichts ſo ſehr zu einer gröſsern Unverſchämtheit aufgebracht werden kann, als wenn man ihm höflich begegnet.

Dieſen Satz haben die Antikritiker bereits durch ihr eigen Beyſpiel aus der Erfahrung gelernet. Jedermann ſagte ihnen die Klotzhaftige Anführung vorher. Sie achteten ſich aber dennoch zu der Höflichkeit verbunden, und hielten einem Klotze, indem ſie mit Vernunft, Witz und Höflichkeit gegen ſeine Bibliothek ſchrieben, wegen ſeiner Journale,

zugleich ordentliche Lobreden; ſo wenig er dieſelben auch immer verdienen mochte. Die Erfahrung lehrete ſie endlich, daß Klotz nicht nur gegen ſie, ſondern auch andre, ja ſogar gegen die Religion und Kirchenverfaſſung zugleich, ſeine gewöhnliche Spöttereyen ausübte: und nichts deſtoweniger kann ſich ein ſo prächtig philoſophirender Heuchler unterſtehen, unter dem gemisbrauchten Scheine der Demuth zum gröſſeſten Nachtheil des gemeinen Weſens, Höflichkeit gegen einen groben Klotz oder, (nach dem Sinne ſeiner Creatur richtiger zu reden,) Unterthänigkeit anzupreiſen!

Ja was noch mehr! er will uns gar bereden, die Antikritiker ſeyen vermöge einer Riepelmäßigen Philoſophie, um ſeine eigentlichen Meynungen deſto beſſer zu verſtecken, verbunden, „ſo hübſch im „Gleichgewichte zu verbleiben„, das ſoll, auf deutſch, ſo viel heiſſen, einem Klotze eben ſo höflich zu begegnen, wie einem vernünftigen und ehrliebenden Gelehrten.

Wäre es der Antikritiker Sache, ihr Verfahren aus einer Riepelhaften Philoſophie zu erklären, ſo würden ſie dieſen herrlichen Lehren nachkommen;

ſo aber wiſſen ſie, daß die Demuth zwar die lebhafte Ueberzeugung von dem eignen Unvermögen, keinesweges aber mit der Niederträchtigkeit zu verwechſeln iſt, welche entſtehet, wenn man ſich das erwähnte Unvermögen größer vorſtellet, als es iſt, und dieſer irrigen Vorſtellung gemäß handelt. Jener Begriff ſtehet der Höflichkeit im geringſten nicht im Wege, vermöge welcher man ſein Betragen gegen den andern genau ſo einrichten muß, wie es die innere Ueberzeugung, die man von ſeinen Vollkommenheiten würklich hat und haben kann, erfodert. Kurz, ſo wie ſich einer in dem Publikum mehr oder weniger ehrliebend anführet, ſo begegnet man ihm.

Nach dem Riepelhaften Syſtem iſt die Sache ganz anders. Denn Herr Riepel will, man ſoll ſeinem Klotze, während der Zeit, da er ſchilt, und niemals aufhören will, beſtändig höflich, unterthänig begegnen, und von Klotzes anſtändigem Verfahren unverändert überzeugt bleiben: nach dieſer Ueberzeugung höflich handeln und Verbeugungen machen. Wenn alſo der Herr Riepel von einem Eſel getreten wird, ſo macht er ihm ein Com-

pliment, und bittet, er wolle ſich nicht bemühen, auf ſeinen Fuß zu treten, ſondern gehörig darneben; der Antikritiker iſt weniger weitſchweifend, ſondern nimmt einen Stock, und ſchlägt das Thier auf die Schenkel. Warum aber? der Eſel verſteht keine Complimenten, und der Antikritiker will ſich dadurch nicht lächerlich machen, indem er mit ihm complimentiret.

Was das Betragen der Antikritiker gegen den Klotz alſo anbetrift, ſo iſt ja nichts ſo unvernünftig, als von Ihnen beſtändige Höflichkeit gegen Klotzartige Pasquillen zu fodern, beſonders, da eben derſelbe durch dieſes höfliche Betragen immer unverſchämter wird; wie ſie ſolches bereits aus der Erfahrung erwähnter maßen gelernet haben.

Daß der Herr Riepel S. 14. den Antikritikern räth, ſie ſollen erſt unterſuchen, ob ſie auch die Eigenſchaften beſitzen, welche erfodert werden, wenn man Antikritiken ſchreiben will, würde alsdenn ganz gut geweſen ſeyn, wenn ſie erſt anfangen wollten, deren zu ſchreiben. Da Herr Riepel aber ſchon Antikritiken gedruckt vor ſich liegen ſiehet, und die Verfaſſere derſelben dasjenige nun-

mehr erſt nicht überlegen können, wie es werden ſoll, was bereits gedruckt worden, ſo iſt ja die Forderung des Herrn Riepel ſehr thöricht, und der ſtatus controuerſiae dieſer, daß er den Verfaſſern zeigt, wo ſie irrig gedacht, geurtheilet, oder die Eigenſchaften nicht geäußert haben, welche zu Antikritiken erfodert werden. Hiervon aber erwähnt er kein Wort, ſondern er muthmaßet nur, die Verfaſſere möchten vielleicht zu Antikritikern nicht tüchtig ſeyn.

Nachdem nun unſer Philoſoph vermöge ſeiner Riepelmäßigen Weltweisheit dieſe ſeine Muthmaſſung zum Principio cognoſcendi angenommen hat, ſo philoſophiret er aus demſelben, S. 15. nunmehr immer weiter, und beſchuldiget die Verfaſſere eben der Sectirerey, Partheylichkeit, kurzweiligen Tones, Tadelſucht, u. ſ. w. und hieraus wird zuletzt die Hauptfolge gezogen: Der Antikritikus iſt wieder eine Cabale, nur in andrer Geſtalt.

Dieſes heiſſe ich, aus einer albernen Einbildung auf Träume, aus dieſen auf einen wahrhaften Unſinn gerathen, und in allen dem was man nur vor-

vorbringet, blos PRO AVCTORITATE ſprechen.

Wie kann ſich, um des Himmels willen, ein ſo Kiepelmäßiger Philoſoph von vier und zwanzig Jahren und mit einem vier und zwanzig ſtündigen Knebelbarte einbilden, er habe in der gelehrten Welt bereits ſo viel Anſehen, daß es gar nicht mehr nöthig ſey, den allergeringſten Beweis von dem, was er ſagt, beyzubringen! Nehmen Sie doch nur ein einzigmal einen Beweis vor, allerneumodigſter Weltweiſe, damit man wenigſtens im Stande iſt, etwas mit Ihnen zu reden, wodurch Ihre Kiepelpaften philoſophiſchen Grundſätze etwas näher an das Licht kommen, wiederlegt werden mögen, und denken Sie nicht, gelehrte Streitſchriften werden blos zu dem Ende gedruckt, damit das gute Pappier verdorben werde, und die Leſer etwas zu lachen haben mögen. Denn durch jene Art, wird man doch der ſtudirenden Jugend in etwas nützlich, wenn man Sätze prüfet, ob ſie wahr oder falſch ſind; auch iſt es ſchon einiger Vortheil, wann, indem man über bekannte Wahr-

heiten ſtreitet, dieſe nur in mehreres Licht geſetzt, und genauer beſtimmet werden.

Allein hierzu läßt ſich kein Riepel erbitten, ſondern er bleibt bey ſeiner alten Gewohnheit, leyert uns mit ſeiner Auctoritätsleyer die Ohren beſtändig voll, und behauptet: „den Verfaſſern des „Antikritikus könne es keine Ehre machen, wenn „ſie ſich ſchlechter Schriftſteller annähmen; indeſ„ſen wolle er keinen nennen, aus Beſorgniß, es „möchte ihn etwa einer mit einem moraliſchen „Beytrage heimſuchen, u. ſ. f. „

O! aus welchem Grunde denn eine ſolche Furcht vor moraliſchen Beyträgen, Herr Riepel! Sind Sie etwa nichts beſſers werth, als daß Sie mit deralcichen heimgeſucht werden? Haben Sie niemals in Ihrem Leben gründlich gedacht, ſo iſt es gewiß in dieſem Falle geſchehen.

Warum wollen Sie denn die Verfaſſere des Antikritikus ſchon im voraus bitten, ſie möchten ſich doch ja des **Wilke**, denn dieſen als den Verfaſſer der moraliſchen Beyträge meynen Sie doch, nicht in ihren Antikritikus annehmen, wovon Sie doch noch nicht die allergeringſten Spuren haben!

Können Sie Sich denn einfallen laſſen, es ſey nöthig, daß beyde Theile erſt ihre Kräfte vereinigten, wenn ſie die Klotzmäßige Unverſchämtheit zu paaren treiben wollen? O! wenn wir bitten dürften, ſo hegen Sie doch ja für Ihre Furchtbarkeit nicht ſo vortheilhafte Begriffe, denn ſie möchten Ihnen zuletzt nicht wohl bekommen, ſondern ſeyn Sie verſichert, daß jeder von allen dieſen Schriftſtellern für ſeine Perſon ſchon ganz allein vermögend iſt, ſich wider Klotzhaftige Anfälle zu vertheidigen.

Daß es Ihnen nahe an das Herz gehet, indem dieſer verwegene Verfaſſer ihrem Cabalen-Imam ſo viel Schmerz und Misvergnügen in ſeinen moraliſchen Beyträgen (St. 1. §. 13.) vermeintermaßen hat fühlen laſſen, verdenke ich Ihnen keinesweges: denn man weiß ja, wenn das Haupt leidet, ſo leiden alle Glieder. Jedoch, es iſt noch lange nicht alles verlohren, ſondern ich bin im Stande, Ihnen ein unfehlbares Mittel vorzuſchlagen, wodurch Sie dieſen ſchlechten Schriftſteller, wie Sie ihn von rechtswegen nennen, mit einemmale zu Schanden machen können.

Er war ſchon vor dreyzehn Jahren, faſt um eben die Zeit, da man Ihnen noch das Paradigma aus dem Donate ungefehr auf eben die Weiſe einbläuete, als der Klotzhaftigen Creatur, (Wilkes Beyträge ꝛc. St. 1. §. 13.) den kleinen Hübner, eben ſo verwegen, als er jetzt iſt, und ſchrieb eine neue Anweiſung zur Rechenkunſt im gemeinen Leben; ferner neue Grundſätze der practiſchen Geometrie, und andere, Dinge mehr, von welchen ſchlechten Schriften die Gelehrten bisher gar vorgeben wollen, ihre Brauchbarkeit erſtrecke ſich durch das gemeine Leben, und die geſammte practiſche Mathematik; vieler andrer Schriften deſſelben, die eben ſo ſchlecht ſind, als dieſe, nicht einmal zu gedenken.

Wenn Sie nun ſowohl die ungelehrte als gelehrte Welt ſo recht deutlich belehren, daß man von dieſem Verfaſſer bisher in ganz irrigem Wahne geſtanden ſey, daß derſelbe nicht die allergeringſten Verdienſte um die Erweiterung der Wiſſenſchaften habe, vielweniger unter die Erfinder gehöre, ſondern weiter nichts, als ein elender Ausſchreiber ſey, und mit Recht in die Bibliothek elen-

elender Scribenten gehöre, so versichern wir, daß Sie Ihrem Klotze einen solchen Ritterdienst erweisen werden, den er Ihnen gewiß nicht wenig verdanken, sondern noch auf mehrere Wohlthaten gegen Sie denken wird: besonders, wenn Sie Sich so wohl um Ihn verdient machten, daß Sie ihm die Auflösung derjenigen verzweifelten Fragen zuschickten, mit welchen Ihn der gedachte elende Scribent heimgesuchet hat, und welche leicht eine Vermuthung verursachen könnten, als ob eine so vornehme Klotzische Creatur denen elenden Scribenten allerdings noch nachgesetzt werden müsse. Dieses wird man um desto eher von Ihnen erwarten können, weil Sie Ihres Handwerks eigentlich ein Philosoph, und daher diese meistens philosophischen Fragen am allererstern richtig beantwortet werden.

Vermag Ihre Freundschaft gegen Ihren Klotz also nur etwas, so werden Sie ihm vor allen Dingen diesen Ritterdienst erweisen. Es hat sich zwar derselbe die schlaue Bemühung nicht verdrießen lassen, in dem drey und achzigsten Stücke des Hamburgischen Correspondenten eine Recen-

sion

ſon einzurücken, und eine andre Perſon angenommen, um Wilken und jedermann glaubend zu machen, er ſey nicht der Verfaſſer des, in dem zweyten Stücke der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften S. 173 bis 175 auf ihn gemachten Pasquills, mithin auch nicht gehalten, die vorgelegten Fragen aufzulöſen; allein ſowohl Wilke als jemand hat Luſt dieſes zu glauben: ſondern jedermann lacht und ſagt: Klotz ſey geklatſcht, und es ſey ihm Recht geſchehen.

Sollten dieſes aber noch nicht Bewegungsgründe genung ſeyn, welche ich aus der Verbindlichkeit und Freundſchaft, womit Sie Ihrem Klotze zugethan ſind, hergenommen habe; ſo bedenken Sie doch, wie ſehr Ihre eigne öffentliche Ehre nothwendig darunter leiden müſte, wenn Sie den Wilke nicht zu Schanden machten, ſondern die Leute noch immer in dem Vorurtheile lieſſen, er habe wirklich Verdienſte.

Würden Sie nicht in Gefahr ſeyn, daß man von Ihnen ſagte: Sie wären der unverſchämteſte Lügner von der Welt; Sie wüßten ſogar nicht einmal

die

die neueſte Geſchichte der Weltweisheit, und was in den erſten Anfangsgründen der philoſophiſchen Wiſſenſchaften erfunden ſey, wenn Sie Leute unter die ſchlechten Schriftſteller ſetzten, denen jedermann wichtige Verdienſte zutrauete.

Ja, bedenken Sie endlich einmal, Herr Riepel, um wie viel Sie hierzu um deſto mehr verbunden ſind, da Sie eben jetzt der Welt die Verheiſſung angedeihen laſſen, Sie wollen die Geduld der Gelehrten nächſtens ungefähr auf eben die Art mit einer **philoſophiſchen Bibliothek** nothzüchtigen, wie Klotz mit ſeiner **Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften.** Und was werden die Leute nicht nur von Ihnen denken, wenn Sie ſogleich im Anfange, da Sie noch nicht einmal am Lichte erſchienen ſind, Sich ſogleich Selbſt als einen höchſt unverſtändigen Lügner zu Schande machten? und was werden Sie nicht erſt von Ihren Handwerksleuten, wofern Sie Sich deren miethen oder anſchaffen, und nicht alles ſelbſt machen, vor einen Begriff bekommen!

Weil S. 15. des Riepelmäßigen Syſtems ein ſchlechter Schriftſteller derjenige heißt, welchen eine

jour-

journaliſtiſche Creatur mißhandelt, er mag es verdienen oder nicht; ſo muß es dem Herrn Riepel freylich nicht wohlgefallen, wenn das Antikritiſche Journälgen die gewöhnliche Geiſſel der gegenwärtig noch blos möglichen und idealiſchen **philoſophiſchen Bibliothek** vielleicht werden könnte.

Meine Herren Antikritiker! laſſen Sie ja das Ding bleiben, und geſtatten nicht, daß ſich ſchlechte Schriftſteller im Antikritikus vertheidigen: denn **Sie kommen** dem Herrn Riepel gewiß auf eine unangenehme Art in die Quere; vor ihm ſelbſt aber müſſen Sie unfehlbar einen Platz laſſen, daß er die Hamburger zurecht weiſen kann. Denn Sie können verſichert ſeyn, daß er bey der Gelegenheit, da er ſelbſt eine philoſophiſche Bibliothek ſchreibt, beſſer wird philoſophiren können, als nun. Denn es bleibt ja das alte Sprüchwort wahr: dum docco, diſco; und wer weiß, ob dieſe löbliche Geſinnung nicht die Urſache der philoſophiſchen Bibliothek iſt.

S. 16. kommen Sie, Herr Riepel, von neuem mit Anpreiſung der Höflichkeit gegen Klotzen

und

und andre dergleichen Creaturen angezogen. Was iſt dies für eine verzweifelte Unordnung in einer Schrift von einem einzigen Bogen! da wir Sie doch vorher ſchon in dieſem Punkte zurecht gewieſen haben, und wir müde ſind, uns mit Ihnen ferner abzugeben.

Schluß-Anmerkung.

Herr Riepel, um des Himmels willen! geben Sie ja, wenn Sie künftig einmal wieder einen philoſophiſchen Lerm bekommen ſollten, Ihrer Aufwärterinn ein gut Wort, daß ſie ſich hinſetze, und Ihnen eine philoſophiſche Streitſchrift mache, denn wir verſichern, daß die Welt eher etwas geſcheutes erhält, als von Ihnen. Knien Sie aber unterdeſſen auf Ihren Wolff und beten: Verſtand mir Herr verleihe, und bleiben den Antikritikern gewogen: denn ſie meynen es herzlich gut mit Ihnen.

E N D E.